P. o. germ. 2020 ×

No 22.

Zur stets Bereitsammlung
für
Joseph Dell aus Göllheim 1870.

Deutsche Mustersammlung

für die

lateinischen Schulen und Gymnasien

im

Königreiche Bayern.

Fünfte Auflage,

vollständig umgearbeitet und stark vermehrt

von

[Cölestin] V
Ludwig Bauer.

München.

Im königlichen Central-Schulbücher-Verlage.

1873.

Gd 163/23

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Gerne übernahm der Herausgeber den Auftrag des Herrn Verlegers, von der vor 30 Jahren zuerst in 2 Bänden erschienenen „Mustersammlung ꝛc." einen Auszug in einem Bande zu verfassen und denselben durch eine Blütenlese vom Felde der neuesten vaterländischen Literatur zu ergänzen. Da das Buch für Schüler von etwa 11—16 Jahren bestimmt ist, so mußten die Grenzen der Auswahl in Rücksicht auf die größere oder geringere Schwierigkeit des Verständnisses etwas weit gezogen werden. Es wird nun dem Lehrer überlassen bleiben, das für die Altersstufe seiner Schüler Passende auszuwählen.

Ueber die Gesichtspunkte, welche den Herausgeber bei Wahl und Anordnung des Stoffes geleitet haben, wird das Buch selbst genügenden Aufschluß geben. Wenn schließlich noch erwähnt wird, daß die trefflichen Lesebücher von Hopf und Paulsiek, Dr. Otto Lange, Baldamus, Lüben und Nacke, W. u. R. Dietlein und endlich von Karl Hansen ausgiebig benützt wurden, so wird hiemit nur eine Pflicht der Gerechtigkeit und Dankbarkeit erfüllt.

Augsburg, Pfingsten 1873.

Ludwig Bauer.

A. Prosaischer Teil.

Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen? Welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und so mild als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Not, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenrot grün und golden und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Trone des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt, und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: „Ich bin Ich“ — alles, alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden.

Ludwig Börne.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I. Erzählende Prosa.

1. Erzählungen.

1. Der Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling.

Ein altes Herkommen war, daß Vater Stilling alle Jahre selbst ein Stück seines Hausdaches, das von Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon achtundvierzig Jahre gethan, und in diesem Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dies Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelis und rückte nun mit aller Macht heran, so daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margarete uud Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rat über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beschlossen endlich beide ihm ernstliche Vorstellungen zu thun und ihn vor der Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagessens dazu bestimmt.

Margarete brachte also eine Schüssel Mus und auf demselben vier Stücken Fleisch, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen vollgebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Orte saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anfangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaften und Bücher erpicht sein mochte, so war's ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Vaters zuweilen entweder im Walde, auf dem Felde oder gar auf dem Hausdache zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Gro-

vater als Diaconus bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margareten's und Mariechen's Absicht zu begreifen anfieng.

„Ich weiß nicht, Ebert," sagte Margarete, indem sie ihre linke Hand auf seine Schulter legte, „du fängst mir so an zu zerfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?"

„Man wird alle Tage älter, Margarete."

„O Herr ja! Ja freilich alt und steif."

„Ja wol," versetzte Mariechen und seufzte.

„Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter," sagte Heinrich.

„Ja wol, Junge" antwortete der Alte; „ich wollte noch wol in die Wette mit dir die Leiter hinauflaufen."

Heinrich lachte hart. Margarete sah wol, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

„Ach ja," sagte sie, „es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?"

„In meinem Leben nicht; ich weiß nicht, was Krankheit ist, denn bei Pocken und Röteln bin ich umhergegangen."

„Ich glaube doch, Vater!" versetzte Mariechen, „ihr seid wol verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wol erzählt, daß ihr oft gefährlich gefallen seid."

„Ja, ich bin dreimal tödlich gefallen."

„Und das vierte Mal," fuhr Margarete fort, „wirst du dich tod fallen, mir ahnt es. Du hast letzthin im Walde das Gesicht gesehen; deine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht auf's Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thue mir den Gefallen und laß jemanden anders das Haus decken; du hast's ja nicht nötig."

„Margarete! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein anderes Unglück bekommen? Ich hab' das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Kann aber ein Mensch dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werde ich armer Dummkopf von Menschen das wol vermeiden können? und gar wenn ich mich tod-

fallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gesetzt, ich bleibe vom Dache, kann ich nicht heute oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, darauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarete, laß mich in Ruh': ich werde so ganz gerade fort gehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werde ich's willkommen heißen."

Margarete und Mariechen sagten noch ein und das andere; aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrich von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie früh auf, und der alte Stilling fieng an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er dann auch diesen Tag hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tags schon anfiengen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen, mit einem Wort, das Dach war fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es giengen wol acht Tage über, ehe es ihm einfiel, das letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwoch-Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er etwas suche. Seine Leute verwunderten sich und fragten, was er suche? „Nichts," sagte er. „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgends still sein, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Margarete rief ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrich nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst den Rasen auf den Hausfirst legen und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dache zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemanden für Lose zu dingen, der vollends mit der Deckerei ein Ende machte. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte. Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von

Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stilling's auf diese gewiß treu gemeinte Ermahnung bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum steigen und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hofe stand und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall; denn er war wol in zehn Jahren auf keinem Baume gewesen. „Nun dann!" sagte Margarete, „du mußt nun vor dieser Zeit in die Höh', es mag kosten, was es wolle." Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!" Damit gieng er zur Thüre hinaus, und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fieng an, aß Kirschen und warf Heinrich zuweilen ein Aestchen herab. Margarete und Mariechen kamen ebenfalls. „Halt," sagte die ehrliche Frau, „hebe mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann, ich muß probieren, ob ich auch noch hinauf kann." Es geriet, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich und sagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie ein Adler." Da saßen beide ehrlichen alten Grauköpfe in den Aesten des Baumes und genoßen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margarete stieg wieder herab und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard hinab, gieng und holte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er gieng deshalb oben an's Ende des Hofes, an den Wald. Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaume sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf gehangen, bückte sich zu Heinrich, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh, welch eine Schlafkappe!" — Heinrich fuhr in einander, und ein Schauer gieng ihm durch die Seele; er hat mir hernach wol gestanden, daß dies einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin; vor seinen Augen war's schwarz wie die Nacht; lang hingestreckt lag da der teure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine

Hände vor der Brust gefaltet; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf freilich die Leitern von ihm, streckte die Arme aus und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margarete und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben. Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarete strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände auf der Brust gefaltet, und sein Odem gieng langsam und stark wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgends, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Tränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: „Ach, mein Vater! mein Vater!“ Heinrich saß zu seinen Füßen im Staube, weinte auch und heulte. Indessen kam Margarete auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme in's Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmütige Frau stand auf, faßte Mut; auch war keine Träne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbaren waren indes herzugekommen, vergoßen alle Tränen; denn er war allgemein beliebt gewesen. Margarete machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlichen und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergebreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus und rief: „Bringt nur meinen Eberhard herein auf's Bett.“ Die Männer faßten ihn an. Mariechen trug am Kopfe, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn auf's Bett und Margarete zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun waren Stilling's Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens, Donnerstags, zeitig einfanden.

Sie setzten sich alle rings um's Bett, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehängt, und Margarete wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulich, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher um's Bett zusammen. Margarete sah es auch; sie nahm einen Stul und setzte sich zurück an die Wand in's Dunkle. Alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharine zuerst, daß ihres Vaters Odem stille stand. Sie rief ängstlich: „Mein Vater stirbt!" — Alle fielen mit ihrem Angesichte auf das Bett, schluchzten und weinten. Heinrich stand da und ergriff seines Großvaters beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem wie einer, der tief seufzt, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margarete Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Katharine rufen hörte, stand sie auf, gieng an's Bette und sah ihrem sterbenden Manne in's Gesicht; nun fielen einige Tränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte ihre Hände zum Himmel und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedes Mal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfieng zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bette auf die Knie und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich, er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margarete faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb' wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel sehen wir uns bald wieder." So wie sie das sagte, sank sie wieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margarete die bittersten

Tränen und klagte sehr. Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein war ein störrischer und ehrlicher Mann; allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling in's Grab gesenkt wurde, weinte er helle Tränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! wollte Gott, ich wäre für dich gestorben" und der Text zur Leichenrede war: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthür über, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam her, girren und liebkosen sich zwischen dem Grase und Blumen, die aus Vater Stilling's Moder hervorgrünen.

Jung-Stilling.

2. Der Staar.

Wer in Bayern gewesen ist, als Max Joseph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kommt, der wird von diesem Könige vieles vernehmen, woran er sich freuen kann. Er war aber auch die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn, wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er jedem zugänglich, und wer mit Tränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Tränen der Dankbarkeit von ihm heraus; den wo er auch mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröstenden Worten, die vom Munde eines Königs noch besser zu Herzen gehen, als von andern. Früh schon und eh' er hoffen konnte irgend etwas zu regieren, außer dem Regimente, daß ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande, und gewann die Herzen aller die ihm nah kamen. Was aber gar oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichtum wächst, das Herz sich zusammenzieht, und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere nieder sinkt, das widerfuhr dem guten Max Joseph nicht: sein Herz blieb, wie es gewesen war, ehe die Krone sein Haupt schmückte, und der Strom menschlicher Gefühle ergoß sich bei ihm noch reichlicher, als zuvor, unter

dem königlichen Purpurmantel. Darum ist er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich zu nehmen, und es war die Lust und der Stolz seines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe gesehen, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam und der offene Wagen langsam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringeren Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem König die Hand zu reichen und er auch keine zurückwies, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk, und hörte auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte, daß er so die Wahrheit besser erführe, als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuen. Oft, wenn er einsam gieng und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort zu oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spaziergängen in vertraulichem Gespräche gesehen wurde. Sein Ausgang aus dem Leben war, wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahnung von Unwohlsein gieng vor ihm her; aber niemand war besorgt, so wenig als er selbst: kein Arzt war gerufen, kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn tod, in derselben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaister Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Tränen, die aus vollen Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit nnd ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde nebst vielen andern Dingen auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte: viele seltene Tiere mannigfaltiger Art, auch überseeische Loris, Papageien und deutsche Staare. Von den letztern waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte und von unscheinbarem Aeußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte, wie etwa ein alter

Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräte fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau geworden war, stumm umhergeht und sich grämt, daß er das alles überlebt. Als nun der alte unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal angeboten hatte und alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Staare in eine Ecke bei Seite gesetzt und andere Dinge ausgerufen. Auf einmal schallte es aus der Ecke: „Max Joseph! Vater Max!“ — Alle Köpfe wendeten sich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam? Wer ists? wer ruft? fragten viele; und da einer der dem Käfig zunächst stand sagte: „Es ist der Staar, der weggesetzt worden ist,“ da riefen alle wie aus Einem Munde: „den Staar, den Staar her!“ So kam der unscheinbare Vogel mit einemmale zu Ehren, weil es eben jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar selbst aber, da alles um ihn her so lebendig wurde und alle Anwesenden ihn liebkosten und lobten, wurde nun auch ganz munter und rief in einem fort: „Max Joseph! Vater Max!“ nicht, wie man zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun jeder den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wol nie ein Staar so teuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die andern beneideten ihn.

Das war denn auch eine Leichenfeier von eigentümlicher Art, und gewiß keine der schlechtesten. Jacobs.

3. Das Testament.

Auf einer Reise, die ich nach Vollendung meiner medicinischen Studien durch Frankreich machte, kam ich nach Rheims. Ich hatte die Merkwürdigkeiten der Stadt besehen; der Morgen war heiß, und ich kam hungrig und durstig in den Gasthof zurück. Man hatte sich eben zu Tische gesetzt. Ich forderte ein Glas Wasser. Aber das Wasser war so schlecht, daß ich es trotz meines Durstes nicht trinken konnte. „Wie kommt das?“ fragte ich. Der Wirth zuckte die Achseln. „Es wird bald besser werden,“ antwortete er. Da mir diese Antwort etwas sonderbar vorkam, sah ich meinen Tischnachbar lächelnd an. „Herr Davriant hat Recht,“ sagte dieser. „Wir können bald auf besseres Wasser hoffen. Man ist eben beschäftigt,

eine Leitung bis zu einer Stelle zu führen, wo gutes und reines Wasser im Ueberfluß quillt. Wenn Sie also im nächsten Jahre wiederkommen, so werden Sie dieser Klage wahrscheinlich abgeholfen sehen.“ Ein Geistlicher, der mir gegenüber saß, nahm jetzt das Wort und sagte: „Ist es auch recht, meine Herren, das Gute zu genießen, in der Hoffnung wenigstens, und seinen Urheber zu vergessen? Dieser Herr ist ein Fremder, und ich denke, es wird unsrer Stadt nicht zur Unehre gereichen, wenn der Zusammenhang der Sache auch im Auslande bekannt wird.“ Auf diese Aeußerung bat ich ihn um seine Mitteilung. Er erzählte nun Folgendes.

„Unsere Stadt ist sehr alt, wie Sie wissen; sie hat alte Gebäude, alte Gebrechen und alte Schulden; ihre Einkünfte werden durch die Zinsen und die dringendsten Bedürfnisse verzehrt. So ist es gekommen, daß man auch den größten Mängeln nicht abhelfen konnte. Und wie es geht — man ist an das Schlechte gewöhnt, klagt darüber und läßt es beim Alten. Nun lebte ein Canonicus hier, ein kluger aber verschlossener Mann, der wegen seiner Sitten und Kenntnisse in Ansehen stand. Die, welche ihn früher gekannt haben, erzählen, daß er ein anständiges Haus gemacht und oft Freunde bei sich bewirtet habe; auch habe er nie den Armen ohne Hülfe gelassen, sondern sein Brot mit Witwen und Waisen geteilt. Mit einem Male — es mochte etwa um sein fünfzigstes Jahr sein — änderte er seine Lebensweise, verkaufte sein Haus und bezog eine kleine Wohnung in einem entlegenen Teile der Stadt. Hier lebte er in großer Eingezogenheit, lud niemanden zu sich ein und verminderte seine Wohlthätigkeit. Diese Veränderung gab zu mancherlei Deutung Veranlassung. Einige vermuteten, er habe großen Verlust an seinem Vermögen erlitten; Andere, er habe von Freunden, die er sehr verpflichtet, schnöden Undank erfahren; noch Andre, er habe Anfälle von Melancholie; und da sich nichts von dem allen bestätigte, so vereinigte man sich endlich darin, daß ihn das gewöhnliche Laster des Alters, der Geiz, heimgesucht habe. Hatte man ihn früher gerühmt, so tadelte man ihn jetzt desto lauter; und gerade die, welche ehedem Wohlthaten von ihm erhalten hatten, klagten am meisten über seinen Geiz als über ein Unrecht, das er ihnen und zugleich auch seinem Stande thue. Dieser Tadel war laut und öffentlich; er aber, als ob er nichts bemerkte, gieng seines Weges und blieb bei der angenommenen Weise bis zu seinem Tode, der vor einigen Monaten erfolgt ist. Sobald sich die Nachricht von diesem Ereignisse verbreitete, fanden

sich einige weitläufige Verwandten ein, die auf die Schätze des geizigen Vetters gerechnet hatten, ob sie gleich selbst nichts weniger als arm waren. Der Nachlaß an Hausgeräte ließ nicht viel erwarten; aber man wunderte sich nicht, daß sich ein so geiziger Mann von Allem losgemacht hatte, was zur Bequemlichkeit gehörte; ja, die vermeintlichen Erben mochten sich freuen, daß er thöricht genug gewesen war für sie zu darben. Alle waren jetzt auf seinen letzten Willen gespannt. Wie hoch mag sich sein Nachlaß belaufen? Was mag er darüber verordnet haben? Wer wird Universalerbe sein? Mit diesen Fragen beschäftigte sich das Publikum bis zur Eröffnung des Testaments; und der Saal des Stadthauses war mit Menschen angefüllt, welche die Neugierde herbeigezogen hatte. Auch ich war unter diesen, und vielleicht war in der ganzen zahlreichen Versammlung kein Einziger — mich mit eingeschlossen — denn man muß sein Unrecht nicht verhehlen — der nicht die übelste Meinung von dem Verstorbenen mitbrachte. Wir wurden Alle beschämt; aber, was das Beste war, die Verwandten ausgenommen war niemand, der sich seiner Beschämung nicht recht herzlich gefreut hätte.

Das Testament fieng nach der gewöhnlichen Eingangsformel mit der Erklärung an, daß sich der Erblasser sein ganzes Leben hindurch bemüht habe, nach seinen Kräften die Pflichten eines guten Christen und Bürgers zu erfüllen. — Bei diesen Worten gieng ein dumpfes Murmeln durch die Versammlung. Viele lachten; Einige husteten; Andere ließen etwas von schändlicher Heuchelei fallen. Der Lesende mußte einige Augenblicke inne halten, bis sich das Getös gelegt hatte. Dann hieß es weiter: er habe hierbei Jahre lang den gewöhnlichen Weg verfolgt und so wie Andere Almosen gegeben u. s. w. Bald aber sei er zu der Einsicht gelangt, daß auf diese Weise bei dem besten Willen wenig Gutes geschafft, vielmehr in den meisten Fällen die Trägheit nur genährt und der Weg zur Besserung versperrt würde; da habe er den Entschluß gefaßt, seine Habe, statt sie unnützer Weise in einzelnen Handlungen der Wohlthätigkeit zu vergeuden, zu einem allgemein nützlichen Zweck zu verwenden. Was die Stadt am meisten bedürfe, wisse jedermann; auch daß es an Mitteln fehle, dem Bedürfnisse abzuhelfen, und man sich also wol noch ein Jahrhundert lang ohne Frucht und Nutzen beklagen würde, wenn man nicht durch einen herzhaften Entschluß zu Hülfe komme. Dieser Gedanke habe ihn lange verfolgt; er habe alle Schwierigkeiten der Ausführung erwogen; aber da er sich gesagt, daß auch

die schwersten Dinge durch Beharrlichkeit möglich würden, habe er nicht eher Ruhe gehabt, bis er den Entschluß bei sich festgesetzt habe, sich selbst Alles zu versagen, um diese gute Stadt und ihre Bewohner, denen er so vieles Gute verdanke, einer der größten Wohlthaten teilhaft zu machen. Es sei ihm nicht unbekannt geblieben, wie nachteilig man über seine veränderte Lebensart geurteilt habe; die üble Meinung, die man von ihm gehegt, habe ihn auch bisweilen gekränkt und er sei einige Male im Begriffe gewesen seinen Vorsatz aufzugeben; aber Gott habe ihm auf sein eifriges Gebet Beharrlichkeit verliehen und so sei es ihm denn mit Gottes Hilfe gelungen, ein Kapital zusammenzubringen, das zur Erbauung einer Wasserleitung größtenteils hinreichen dürfte. Zu diesem Zwecke vermache er es der Stadt und er glaube nicht dadurch gegen Jemand zu fehlen, da ihm bekannt sei, daß seine Verwandten sein Vermögen nicht bedürften. Uebrigens verzeihe er von ganzem Herzen allen denen, die Uebles von ihm gedacht und geurteilt hätten, da sie ja nach dem Scheine nicht anders hätten denken und urteilen können.

Eine tiefe Stille hatte während des Lesens in dem Saale geherrscht; kein Atemzug war gehört worden; als aber die Schlußworte gelesen waren, hielt niemand mehr seinen Beifall zurück. Ein lauter Jubel ertönte von allen Lippen, und selbst die getäuschten Verwandten wurden von dem allgemeinen Taumel ergriffen und stimmten laut in die Bewunderung des Mannes ein, der, dem Dank und der Achtung entsagend, sich selbst zur Armut verdammt hatte, um der Wohlthäter seiner Stadt auf ewige Zeiten zu werden. „Ja, meine Herren," so schloß der Geistliche seine Erzählung, „dies ist christlicher Heldenmut! Der Mut, der in dem Augenblicke der Gefahr, wo Leben gegen Leben steht, dem Tode in's Angesicht blickt, bedeutet wenig gegen den, der ein so langwieriges Opfer der Neigungen fordert und ein jahrelanges Verkennen und Verleumden erträgt."

Die ganze Gesellschaft stimmte ein; ich, dem die Geschichte noch neu war, am teilnehmendsten. Einige Offiziere versuchten, den Mut des Kriegers in Schutz zu nehmen; aber sie drangen nicht durch. Das Andenken des standhaften Canonikus behielt den Sieg.

Jacobs.

4. Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie und

machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring' ich euch die Kinder." Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?" — „Niemand gehören sie, sagte der Pole; einer toden Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen, was ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein," und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort," und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht; und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an und klagte ihm ihre Not. Der edle Fürst schenkte ihr drei hundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?" „Wo du hingehst, Mutter!" sagte der Knabe, und hatte recht. Denn er gieng noch vor der Abreise in's Grab. Also versah sie sich mit dem Notwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst!" hatte

der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen? Thun, was du sollst! sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast?“ Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater-Unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Träne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß, der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte: wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thore fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wissen's auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei?“ „Charles.“ — Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter, die Kinder wären versorgt und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum, und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein? und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Not er-

zählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen," und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwei abnehmen," dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfiengen, auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen," sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder," sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg und blieb sitzen, — er stund auf und blieb stehen. „Seid so gut," sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt." Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund," sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüt begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will euch nicht in's Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bös und der Verdienst ist gering." — „Eben deßwegen," sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe: „wenn's so ist," sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich euch nichts zumuten. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Träne

in's Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsier Charles," dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann," — und als der Pole schon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: „Guter Freund, sagte der Herr Charles, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euren wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden seie, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu von Nöten gehabt.

Hebel.

5. Kannitverstan.

Der Mensch hat wol täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut, als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handesstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und hohen Fenster, größer als an des Vaters Hause daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden: „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?"

Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!" und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drei, wenn

man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es wäre der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Herr sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und gieng weiter. Gaß' aus, Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het Ey, oder auf deutsch Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an's Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor das Fenster in vergoldeten Scherben." Jetzt gieng er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat," kam er um eine Ecke uud erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarze vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toden in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einfaches Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zuge, ergriff ihn sacht am Mantel und bat ihn treuzherzig um Entschuldigung. „Das muß wol auch ein guter Freund von euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." — „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen

unſerm guten Tuttlinger ein Paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm mit einmal ſchwer und wieder leicht um's Herz. „Armer Kannitverſtan!“ rief er aus, „was haſt du nun von allem deinem Reichtume? — Was ich einſt von meiner Armut auch bekomme: ein Todenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen ſchönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt oder eine Raute.“

Mit dieſem Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, ſah den vermeinten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte und ward von der holländiſchen Predigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt, als von mancher deutſchen, auf die er nicht Acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich wären, und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff und an ſein enges Grab. Hebel.

6. König Friedrich und ſein Nachbar.

Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein ſchönes Luſtſchloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle geweſen wäre. Denn erſtlich ſtehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrod auch in dem Schloſſe nicht übel ſchmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wol gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in ſeinen beſten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte; auf einmal ließ der Müller ſeine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs ſtörten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leſer ſagt, ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt ſie niederreißen? — Der König wußte, warum; denn eines Tages ließ er den Müller zu ſich rufen. „Ihr begreift,“ ſagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander beſtehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?“ Der Müller ſagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Menſch, ſo viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt, wie hoch haltet ihr eure Mühle?“ Der Müller

erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt ihr auch nicht so viel Geld, daß ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil.“ „Wie ich darin geboren bin,“ sagte er, „so will ich auch darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse eure Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem Könige: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser darf aber schon ein wenig Respect haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Hebel.

7. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen, Gottlob! der arme Mann nichts weiß, denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder er hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ Den ganzen Nachmittag aß und trank er gleichfalls, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis auf den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte, und wo das Abendessen anfieng. Nach dem Abendessen legte er sich in's Bett und war so müde, als wenn er den ganzen

Nachmittag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen so dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und schlafen wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er dreihundertfünfundsechzig Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, wie die Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er befolgte nicht, was die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Ei was! wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich leben soll, wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung und sagte: „Wart', dich will ich bald curiert haben!“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen sein, wenn ihr wollt. Ihr habt ein bös Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber für's erste, so dürft ihr nicht fahren, oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs', Mittags ein Bratwürstlein und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch d'rauf. Was ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er euch auch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört ihr im andern Frühling den Kukuk nimmer schreien. Thut, was ihr wollt.“ — Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag gieng es so langsam, daß wol

eine Schnecke hätte sein Vorreiter sein können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten, wie heut', und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausgieng, war's schöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war ihm so wohl, daß er sagte: Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser liefe mir. Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt, Gottlob! nichts, und wenn ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist geraten, daß ihr meinem Rate gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eier im Leibe, deshalb müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, das niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' euch wol," und hat nachher dem guten Rat gefolgt und siebenundachtzig Jahre, vier Monate, zehn Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt zwanzig Dublonen zum Gruß geschickt. Hebel.

8. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich IV. in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spaß.

Zu König Heinrich IV. Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich ihm ein anderer stattlicher Reiter, welcher der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?" — „Da und da her." — „Ihr habt wol Geschäfte zu

Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich auch nur wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur achtgeben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behält, wenn die Andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“

Also ritten sie miteinander in Paris ein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein grader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nicht angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten sich füllten und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, gieng ihm ein Licht auf. „Herr,“ sagte er und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid ihr der König, oder ich bin's; denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bins. — Wenn ihr euer Rößlein eingestellt und euere Geschäfte besorgt habt,“ sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagsüpplein aufwarten und euch auch meinen Ludwig zeigen.“

Von dieser Geschichte her rührt das Sprüchwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid ihr der König oder der Bauer?“ Hebel.

9. Die Schmachschrift.

Als bekanntlich ein Pasquill oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz angeheftet wurde und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihre Majestät,“ sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre widerfahren, das und das; alles hab' ich nicht lesen können, denn die Schrift hängt zu hoch; aber was ich gelesen habe, ist nichts gutes;“ da sagte

der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute giebt.“ Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht ebenso dachte der Amtsschreiber von Braßenheim. Denn Braßenheim war ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens ein Pasquill in's Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: „Bist du verrückt oder was fehlt dir?“ Der Amtsschreiber sagte: „Da lies! du hast deinen Teil auch drin.“ Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch sei, hatten sie ihre große Freude daran und sagten: „Heut' Nacht thun wir's wieder.“ Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeschlagene Katzen darin, ward er noch viel wütender und warf Tische und Stüle zusammen, ja er schrieb sogar mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Tintenfaß und goß die Tinte über den Bericht und über die weißtuchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel,“ sagte er, „vigiliere heut' Nacht um das Haus herum, und wenn du den Cujonen attrapierst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen,“ sagte er, „ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen.“

Etwas nach elf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. „Herr Amtsschreiber,“ sagte der Stoffel, „ich will nur melden, daß heute Nachts nichts passiert ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt in's Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirtshäuser sind leer, die zwei letzten sind nach Haus gegangen und des Wagner Matthiesen Hahn hat zweimal hintereinander gekräht, es wird wol morgen auch wieder einmal regnen.“ Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkener Heide an: „Dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Posten, bis der Tag

aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leibe entzwei," sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: „Was gilts, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt, findet er sie jetzt." Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthüre war, und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hansstoffel," rief er ihn, „komm noch ein wenig daher!" — Der Stoffel kam: „Dreh' dich um! Was hast du auf dem Rücken?" „Will's Gott, keinen Galgen," sagte der Stoffel. „Nein, vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill." — Wie gesagt, so erraten, der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf den Rücken geklebt, und stunden darin noch viel mutwilligere Dinge, als in dem ersten und zweiten, und unter andern ein Rezept für Tintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Dies war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Hause gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon das dritte Pasquill auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehen die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel. „Ei, guten Abend," sagte der eine, „was schafft er gutes hier, Herr Hansstoffel? was gilt's, er kann nicht hinein?" Da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse, und bis wann, und wie ihm die Zeit so lange sei, und es komme doch niemand. „Ei," sagte der eine, „die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, und die Wirtshäuser sind leer, und wir zwei sind die letzten, die heimgehen. Also geh er in Gottes Namen in's Bett." Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht, Herr Hansstoffel, schlaf er wohl." „Ebenfalls!" sagte der Stoffel, und als sie um das Eck herum waren, krähte einer von ihnen zweimal wie ein Hahn oder wie der russische General-Feldmarschall Suwarow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber das Pasquill selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und

Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben und bracht nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „Der Klügste giebt nach; jetzt wollen wir's aufgeben, ehe es zu bösen Häusern geht," und jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen, als der Herr Amtsschreiber von Braßenheim.

Hebel.

10. Seltene Gerechtigkeitsliebe.

Auf einem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirten. Dieser setzte ihm gold'ne Datteln, gold'ne Feigen und golden Brot vor. — „Esset ihr das Gold hier?" fragte Alexander. — „Ich stelle mir vor," antwortete der Beherrscher, „genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wol auch finden können. Warum bist du zu uns gekommen?" — „Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt," sprach Alexander; „aber eure Sitten möchte ich kennen lernen." — „Nun wol," erwiderte jener, „so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt."

Indem sie sich so unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: „Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein, denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz, und gleichwol will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen." — Der Beklagte antwortete: „Ich bin ebenso gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut sammt allem, was darin verborgen war, verkauft, also auch den Schatz."

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: „Du hast einen Sohn, Freund, nicht?" — „Ja!" — „Und du eine Tochter?" — „Ja!" — „Nun wol! dein Sohn soll deine Tochter heiraten, und das Ehepaar den Schatz zum Heiratsgute bekommen." — Alexander schien betroffen. „Ist etwa mein Ausspruch ungerecht?" fragte der Beherrscher. — „O nein," erwiderte Alexander, „aber er befremdet mich." — „Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen sein?" fragte jener. — „Die Wahrheit zu gestehen," antwortete Alexander, „wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten

und den Schatz für den König in Besitz genommen haben.“ — „Für den König?“ fragte der Beherrscher voller Verwunderung. „Scheinet auch die Sonne auf jener Erde?“ — „O ja!“ — „Regnet es dort?“ — „Allerdings!“ - „Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Tiere dort?“ — „Von mancherlei Art.“ — „Nun,“ sprach der Beherrscher, „so wird wol das allgütige Wesen um dieser unschuldigen Tiere willen in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen; ihr verdient es nicht.“

Engel.

11. Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbteil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fieng der alte Witt an und schmunzelte, wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wol, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja warum nicht gar! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst, — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: Sieh du

den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wol nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink. Der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meint Er wol, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollicht! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till. So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fieng der alte Witt an und schüttelte ihn, Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau, Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange, aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schoß und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage?

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Ratsherr. Der rannte, mit von sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein, uud hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach das Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen!

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein anderer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: Der mußte entweder Verse oder Hausſorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wol, was ich meine, Herr Flau? wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! Daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kömmt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wol, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein!

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drollichtes Männchen, Herr Grell mit Namen: Der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa.

Was will das machen. — Oder, wenn man ihn anredete: Nun Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht wert. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels Willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fieng er an, viel Geld! — Und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm besser?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: Viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da spreche ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so

muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Not hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell. Engel.

12. Erzählung aus meinem Leben.

Ich ward geboren am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf unweit Wahren in Mecklenburg und mit meines Vaters Namen, Johann Heinrich, getauft. Mein Vater, der nach abgelaufener Pacht eines Grubenhagischen Vorwerks ein städtisches Gewerbe anfangen wollte, hatte, noch unschlüssig in der Wahl des Ortes, hier für den Winter ein bequemes Haus gefunden. Im Sommer zog er nach dem Städtchen Penzlin, wo er den Zoll von den Baronen Mahlzahn, und ein Haus mit einigen Gärten sammt der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens gekauft hatte.

Mein väterlicher Großvater, Johann Voß, ein freigelassener Rademacher im Malzahnischen Gute Grubenhagen, hatte seinen im Jahre 1714 geborenen Johann Heinrich, einen klaräugigen, gewandten Knaben, weil ihm kein Handwerk gefiel, desto anhaltender zu dem gründlichen Küster Johann Carsten, meinem mütterlichen Großvater, in die Schule geschickt, damit er durch Schreiben und Rechnen sich fortbringen könne. Einen leibeigenen Vetter, der Schulz in einem der Grubenhagenschen Dörfer war, habe ich als Knabe mit meiner Mutter besucht: wir fanden ein tüchtiges Bauerngehöfte, mit Vieh, Getreide und Vorräten versorgt, in der reinlichen Kammer hochbauschende Federbetten, und vor dem Fenster einen Obstwald. Beweise einer redlichen Gutsherrschaft, die ich fast vierzig Jahre nachher dem jungen Erbherrn, als ich in Giebichenstein ihn sah, mit Rührung erzählte, und die er, so lange die Freilassung unausführbar wäre, auch meinethalb nicht zu mindern versprach.

Die Schulkenntnisse meines Vaters gaben ihm die Aussicht, entweder schulhaltender Dorfküster, oder, was man in Mecklenburg Schreiber nennt, Wirtschaftsführer eines adeligen Gutes zu werden, oder wohl gar als Handlanger eines Anwaltes sich zu einen Notarius aufzuschwingen. Aus Begierde die Welt zu sehen, trat er in Dienst bei einem Lübeckischen Domherrn von Witzendorf, der viel reisete und einige Jahre hannöverischer Gesandter in Berlin war. Nach kurzer Probezeit ward er Kammerdiener mit Nebenämtchen der Feder und des Haushalts, und bald durch Treue und Anstelligkeit Liebling der Herrschaft, die ihn mit Wohlthaten überhäufte. Oft er-

zählte er mir von der Rauhigkeit des Königs Friedrich Wilhelm und der Anmut des Kronprinzen Friedrich; von den hamburgischen Opern, woraus er ganze Stellen hersagte und sang; und von den berühmten Dichtern Brockes und Hagedorn: den letzten habe er nicht selten an der Tafel seines Herrn scherzen gehört und ihm gern mit feinerem Weine das Glas gefüllt. Als Dreißigjähriger kam er in die Heimat zurück, und da er zu seiner Ersparniß noch ein kleines Vermögen erheiratete, nahm er das Vorwerk Buchholz in Pacht, wo er in glücklicher Ehe vier Töchter zeugte, aber durch frühzeitigen Tod sammt der Mutter verlor. Seine zweite Frau, die vertrauteste Freundin der ersten, war meine Mutter Catharina Dorothea Carsten, geboren im Jahr 1718, die mir in Penzlin noch zwei Brüder und zwei Schwestern gab. Auch sie starben jung; nur eine Schwester erreichte ihr vierundzwanzigstes Jahr; der jüngste Bruder, ein treffliches Kind, sein neuntes.

Die Ansiedelung meiner Eltern in Penzlin hatte gutes Gedeihen; zumal, da der betriebsame Vater auch mit der Feder sich mancherlei Nebenerwerb, sogar als Sachwalter, zu verschaffen wußte. Er kannte das dort gültige lüb'sche Recht wie wenige; er schied verwickelte Fälle mit Leichtigkeit, und bestimmte die Anwendung des Gesetzes. Ich erinnere mich, wie er einst bei einer Grenzbesichtigung den Gegner, einen lateinischen Advokaten, in die Enge trieb, und dieser durch den Ausruf, es sei Schade, daß ein so offener Kopf nicht studiert habe, ein Lächeln unter den Anwesenden erregte.

Hier also war's, wo ich zuerst Vater und Mutter lallte, und die ersten Eindrücke der Kindheit empfieng. Ein artiges Städtchen auf einer Anhöhe mit alter Mauer, bebüschtem Wall und einer verfallenen Burg; ein weites, sanfthügelichtes Stadtgebiet vom triebsamsten Grund, Waldungen von Eichen und Buchen, fischreiche Seen durch Wiesenbäche zusammenfließend; umher eine Menge adeliger Landgüter, die dort absetzten und einkauften; eine durch Fleiß und Verkehr wohlhabende und mutige Bürgerschaft von einfachen Sitten, in mehreren Häusern nicht ohne eigentümliche Verfeinerung. Der vorige Rektor der Stadtschule, der lange in gesegnetem Andenken blieb, hatte auf Zucht, Religion, vernünftiges Lesen, Schönschreiben, Rechnen, Stilübungen und reinen Gesang gehalten; er hatte selbst einen Blinden, den die Stadt nährte, in Musik unterrichtet, daß ihn seines schönen Gesanges wegen mancher Durchreisende holen ließ. Eben so eifrig sorgte sein Schüler, der damalige Rektor Struck, für den jungen Anwachs.

Daher bei den fröhlichsten Spielen der Jugend selten Geschrei und Unordnung entstand, und wenn einmal, so war gleich ein ehrsamer Bürger an der Thür und steuerte.

Mit Vergnügen denk' ich an jene Abende, da bei uns, ihre Flasche Bier leerend, die gewanderten Meister sammt dem Chirurgus, dem Musikanten, dem Kaufmann, dem Maler, bald Bemerkungen über Städte und Länder austauschten, bald durch schalkhafte Laune sich belustigten; und ich begreife, daß Lessing noch in späteren Jahren gern eine bürgerliche Bierschenke besuchte und im stillen Genuß des mutwilligen Naturwitzes sein Gläschen trank. Selbst einige Edelleute, die dort mit wenigem anständig lebten, unterhielten die Gesellschaft von ihren Feldzügen. Einer war unser biederer Nachbar, von Wagner, der mich seinen Sohn nannte, ein Jagdgenoß meines bei uns wohnenden Oheims, des Klaviermachers Carsten, mit welchem ich ihn abwechselnd auf ein trauliches Abendgespräch voll alter Erfahrungen besuchte, auch wol mit der Zeit, obgleich unwürdig, auf die Jagd begleitete. Einer, von Penz, aus der alten Schule, hatte mit zierlicher Hand mehrere Bände Lieder von Hagedorn und andern geschrieben, die er mir mitteilte. Aus einer ererbten Handschrift über die adeligen Geschlechter Mecklenburgs fertigte er Stammtafeln für einzelne Familien, und ich zeichnete die Wappen mit der Rabenfeder, wobei ich von den dunkeln Ursprüngen und Ahnentugenden, auch wie z. B. ein Vossischer Ritterstamm einen Fuchs mit bäumendem, ein anderer mit hangendem Schweif im Schilde führe, unverächtliche Kenntnisse gewann. Noch hatte ich Zutritt in das Haus eines lateinischen Burgemeisters, der den Terenz liebte, des verständigen Apothekers, des mir unvergeßlichen Rektors und beider ehrwürdigen Prediger; auch führte mich mein Vater zu benachbarten Landpredigern, Pächtern und Gutsherren, mit welchen er in Geschäften und freundschaftlichen Verhältnissen stand.

Kaum hatte ich in der Klippschule das lustige Abeab mit seinen abwechselnden Tonfällen, die wir scharf bezeichneten, mir eingeprägt und nach kurzem Buchstabieren im Zusammenlesen den kleinen Katechismus erreicht, als der grauhaarige Schulmeister mir meines fertigen Gedächtnisses wegen den obersten Sitz anwies. Die aufgegebenen Glaubenslehren und Sprüche, für den kindlichen Begriff ausgewählt und erklärt, die Gebete in schönen Reimen, ja lange Festlieder von Luther und Paul Gerhard, überlas ich ein paarmal, flüsterte für mich die Probe mit zudeckender Hand, und erbot mich zum Aufsagen.

Einst fragte ich: Wo geschah das, Mutter? —: Ich kroch mit einem Stück Kuchen eine Hausschwelle hinab; da kamen Enten, und gackerten um mich; ich fieng an zu schreien; die Leute gegenüber auf der Scheuntenne lachten, und endlich rettete mich einer. — Das hat dir geträumt, Junge. — Wo war denn das? —: Wir fuhren in ein Wasser, worauf der Mond schien; du schrieest; der Vater sprang aus, hielt den Wagen, und reichte mich einem bärtigen Packjuden, der mich über den See trug. — Jetzt besann sich die Mutter, daß beides im Spätsommer 1752 vor meinem zweiten Jahre geschehen war. Aus gleicher oder noch früherer Zeit denke ich, wie man mit silbernen Löffeln an einem Bande mir vorläutete, wie ich auf einem Tisch im Hemde den Umstehenden entgegen wankte, und wie sanft ich in der Wiege, die erst gegen den November 1752 einer Schwester geräumt ward, unter dem Gesange der Mutter einschlief.

So sehr der Schulmeister mein Gedächtniß lobte, so unzufrieden war er mit meinem träumerischen Wesen, welches er Dusselei nannte. Denn wo es etwas zu gaffen gab (und die Heerstraße von Penzlin war lebhaft), da vergaß ich das Weitergehen. Häufig also ward ich Verspäteter von dem Lehrer mit dem biblischen Ausruf empfangen: Da kommt der Träumer her! Gewiß hat er schon wieder die Gassensteine und die Ziegel auf den Gassen gezählt! Ich sollte durch Kränkung der Ehre gebessert werden, und mußte unter bitteren Tränen mich untenan setzen. Was half's? Einige Tage machte die Demütigung mich zum Lernen unlustig; bald bei einer neuen Aufgabe: Schelm der letzte! zischelte ich zu den Schadenfrohen, sagte meinen Gesang her und rückte hinauf. Noch von dem Rektor, dessen Schule ich etwa im achten Jahre zu besuchen anfieng, ward ich einmal Philosophus bewillkommt, und behielt den Spottnamen eine Zeit lang. Zu meinem Glücke blieb doch Eine philosophische Abspurigkeit unbemerkt. An einem herbstlichen Montage war ich in der Morgendämmerung mit einem der schwarzen Sonntagsstrümpfe zur Schule geschlendert, und bald erblickte ich den Gräuel unter dem Tisch. Geschwinde bog ich den schwarzen Fuß unter die Bank nach der Wand, bis wir ein wenig in's Freie durften. Da drängte ich mich im dichtesten Schwarm hinaus, rannte linksum, und traf eine Reihe Kornwagen, durch welche ich mit ängstlicher Vorsicht mich zu Hause stahl.

Aber wie war mir einsam Träumenden so innig wohl, wenn in unserem Wiesengarten ich rücklings an einen Baum

gestreckt aufschauete, und die heitere Höhe wie unter mir sehend mit kindlichem Geist vom Erdrande hinabstieg, dort in der blauen Tiefe den Mond und die Sterne zu erwarten! Und ach unter der Mühlbrücke, wenn nach geöffnetem Schutzbrett ich in das durchrauschende Wasser mein Angelrohr stellte, an welchem zur anderen Wand den Blick richtend, ich in sanftem Schwindel stroman nach den Inseln holdseliger Seenixen zu schweben mir einbildete! Oder wenn ich für mich nachsann, wie das, was Baum sei, auch Arbor genannt werden könne! Auch wenn mir eine Erklärung zu glücken schien, wie einst, da ich geschwänzte Froschjungen suchte, und der Pful mit spielenden Farben aufgor, mir das Wunder durch eine unter der Erde hinfahrende Kanonenkugel verursacht dünkte.

Denn von Kindheit auf regte sich in mir eine unersättliche Wißbegierde. Ich beachtete die mannigfaltigen Arbeiten des kunstreichen Oheims und alle mir zugänglichen Werkstätten; und wo man nachpfuschen konnte, da ward keine Schwiele, kein Schnitt in die Hand geachtet. Als ich einst bei dem Nachbar Nagelschmied, das Spalten der Eisenbarren zu sehen, hinter einem Gesellen stand, legte plötzlich der Meister die glühende Stange auf den Amboß, und der entsetzliche Hammer sauste mir dicht am Ohre vorbei. Ein schneeweißer, mehr als hundertjähriger Mann, der gern mit uns Kindern an der Sonne saß, verjüngte sich bei meinen Nachfragen, und erzählte, wie nach dem dreißigjährigen Kriege man die Spur eines Dorfs im aufgeschossenen Walde gesucht und sich notdürftig wieder angebaut habe, wie der große Komet als eine Zornrute so weit durch den Himmel gereicht, wie dann die Moskowiter und die Tatern gewirtschaftet, und wie vor dem Brande das alte Penzlin ausgesehen. Auch die Preußen des siebenjährigen Krieges hatten an meiner Neugier und an den Märschen, die ich auf dem Klavier klimperte, ihre Lust, und machten mir einen Musketierzopf. Stets aber, so oft es die Stunde gab, wurden Eltern und Oheim mit Fragen behelligt. Der Oheim, als wir des Abends auf der Bank an der Thüre die heimkehrenden Arbeiter und Heerden betrachteten, hatte mir eben die fallenden Sterne und Lufterscheinungen erklärt; ich wollte mehr wissen, und hörte beschämt, ein Narr könne mehr fragen, als zehn Kluge antworten.

J. H. Voß.

13. Der doppelte Schwur der Besserung.

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, das heißt, voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er

täglich bereuete; er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht seinen Willen, und seine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Tränen als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher; und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken und endlich mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und alles verloren, sogar den Wiederschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen suchte. — Jetzt wurd' er an seinem Geburtstag und vielleicht durch diesen krank, so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank: so gieng der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater in der Leichenklage sich hatte bauen lassen, und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält, und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenigen Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt zu deiner Mutter, und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist." O da weint' er heftig; aber unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder, und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr — sein Lehrer, der die sieche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Auf-

schwellen des Freudentaumels — Heinrich wurde glühend den Geboten ungehorsam, die er für keine weichen väterlichen hielt — und da der Lehrer fest, stark und notwendig sie wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief — und da flog auf das so oft getroffene, kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde, und sank auf das Krankenbett zurück.

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gram noch Schuld abmalen; aber schließet in das strenge Urteil, das ihr über seine*) sprechen müsset, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen: ach, welches Kind kann an das Sterbebett seiner Eltern treten, ohne daß es sagen muß: „wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o! so kost' ich ihnen doch Wochen und Tage! — Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, hab' ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drücken ja blos meine Fehler früher zu!" — Aber der wahnsinnige Sterbliche begehet seine Sünden so kühn, blos weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; er kettet die in seine Brust eingesperrten reißenden Thiere los, und lässet sie in der Nacht unter die Menschen dringen, aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge.

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab, und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallende Gestalt des guten Vaters vor Qual nicht mehr anschauen; er hielt sich blos im nächsten Zimmer auf, er kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: Er ist todt!

Endlich mußt' er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder und sagte: „Aendere dich, Sohn, aber versprich es nicht!"

Heinrich lag niedergedrückt von Scham und Trauer im Nebenzimmer, als er wie erwachend seinen alten Lehrer, der auch Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als

*) d. h. seine Schuld.

ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben: „Schlummere süß hinüber," sagt' er, „du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrote Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich höreſt, und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist."

Der Kranke konnte sich unter dem schweren über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen, die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und schwöre es, daß du besser wirst." Er stürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm und legte ihm die Hand auf das erkaltende Herz, und sagte leise: „ich schwöre in Ihrem Namen."

Aber plötzlich fühlt' er das Herz gestorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh', Unglücklicher," sagt' er, „er ist ohne Hoffnung gestorben."

Heinrich floh aus dem Schloß. O, wie hätt' er eine Trauer schauen oder teilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ seinem Lehrer blos das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's englische Wäldchen, und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Mut, die leere künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren, er lehnte sich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange stille stand im Staube der zerfallenen Brust. Er durfte nicht weinen, und nicht geloben; schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm die Erinnerungen des Verlustes und der Schuld — jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenlese entgegenlief — jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke — jede Grube war ein Grab — jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr*), nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunklen Tagen voll Reue und Pein sehnte er sich zum Freunde seines Vaters zu-

*) Im château royal zu Versailles war sonst eine Uhr, die so lange, als der König lebte, stand und auf die Todesstunde des vorigen zeigte, und nur gieng, wenn wieder einer starb. (S. Sanders Reisen I. B.) Ein schöneres memento mori als irgend eines!

rück, und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todenfest, wenn er fremde Tränen trocknet, als wenn er seine vergießt; und der schönste Blumen- und Zypressenkranz, den wir an teuere Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollte erst nachts mit seiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen gieng, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauerhaft zwischen dem lebendigen Gezweig, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte, kalte Säule, und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunklen, mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen; keine sanfte Stimme sagte: „weine nicht mehr!“ — Kein Vaterherz zerschmolz und sagte: „du bist genug gestraft.“ Das Rauschen der Gipfel schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verlust lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickte er nach dem Falle einer Träne einen sanften Stern am Himmel, der milde wie das Auge eines himmlischen Geistes zwischen die Gipfel hereinblickte; da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Knie und blickte zum Stern hinauf und sagte: „O Vater, Vater! (Und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme.) Hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwöret dir — Ja, reiner frommer Geist, ich werde anders werden; nimm mich wieder an! — — Ach könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehört hast!“

Es rauschte um ihn; — eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück — und sagte: „Ich habe dich gehört und hoffe wieder!“ Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein gesunder tiefer Schlummer ihm das Leben wieder beschert, und er war dem Tode wieder entgangen. Gut Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern, und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank, und dir die schönste Hoffnung eines Vaters wieder brachte! —

Aber, indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, so frag' ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Eltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich euch wie ein Gewissen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt, und wo ihr ausruft: „Ach, sie haben mich am meisten geliebt, aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz!“ Jean Paul.

14. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schauete mit dem Blick einer langen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrtümmer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hiengen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage.“ Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich,“ sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Turme hernieder wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt — er schauete um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch wie ihr diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte — ach, ich könnte glücklich sein, ihr teuern Eltern, wenn ich euere Neujahrswünsche und Lehren erfüllet hätte!“

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todenhause auf — endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling.

Er konnt' es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge: tausend heiße Tränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!“ . . . .

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt — er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er noch jung in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die in's reine Land der Ernte leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komme wieder, schöne Jugend!“ — so würde sie nicht wieder kommen.

Jean Paul.

15. Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben.

Wir belagerten, ich weiß nicht mehr welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung stünden. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein zu gelangen, auch war eben kein tüchtiges Subject vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Diensteifer fast ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die so eben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in

die Festung hinein tragen zu lassen. Als ich aber halbwegs durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm! dachte ich, hinein kommst du nun wol, allein wie hernach sogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als Spion erkennen, und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bette der Ehren wollte ich mir denn doch wol verbitten.

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unserm Lager flog, sprang von der meinigen auf diese herüber, und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, von der die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, und die Damen wegen dieser Freiheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wandte ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größern Anlauf zu nehmen. Gleichwol sprang ich auch zum zweiten Mal noch zu kurz, und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, sammt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke, gieng's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde zum Sclaven verkauft.

In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowol hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrieß-

lich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes waffenähnliches in Händen hatte, als die silberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe, und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wieder kriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs, und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wieder zu finden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzen. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick aus dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern, und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Axt. Sowie ich nun eine Strecke heruntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab, und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick eben so wenig besser, als er mich völlig auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wol noch ein Paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß, und ich mit solcher Heftigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte

mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder heraus kommen sollte. Allein was thut nicht die Not! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe, und förderte mich dadurch glücklich an den Tag.

Durch die mühselige Erfahrung klüger gemacht, fieng ich's nachher besser an, der Bären, die so gern nach meinen Bienen und den Honigstöcken stiegen, los zu werden. Ich bestrich die Deichsel eines Ackerwagens mit Honig, und legte mich nicht weit davon des Nachts in einen Hinterhalt. Was ich vermutete, das geschah. Ein ungeheurer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, kam an, und fieng vorn an der Spitze der Stange so begierig an zu lecken, daß er sich dieselbe durch Schlund, Magen und Bauch bis hinten wieder herausleckte. Als er sich nun so artig auf die Stange hinaufgeleckt hatte, lief ich hinzu, steckte vorn durch das Loch der Deichsel einen langen Pflock, verwehrte dadurch dem Nascher den Rückzug, und ließ ihn sitzen bis an den andern Morgen. Ueber dies Stückchen wollte sich der Großsultan, der von ungefähr vorbeispazierte, fast tod lachen.

Nicht lange hierauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst andern Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abschied, und verließ Rußland um die Zeit der großen Revolution vor etwa vierzig Jahren, da der Kaiser in der Wiege, nebst seiner Mutter und ihrem Vater, dem Herzoge von Braunschweig, dem Feldmarschall von Münnich und vielen andern nach Sibirien geschickt wurde. Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gesiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückreise in mein Vaterland weit größeres Ungemach, als ich auf meiner Hinreise nach Rußland erfahren hatte.

Ich mußte, weil mein Litthauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als sich's nun fügte, daß wir an einen engen, hohlen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horn ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes, entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst: nicht ein einziger

Ton kam heraus, — was uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere, uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbei zu kommen war.

Nichts desto weniger sprang ich aus meinen Wagen und spannte zuförderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen sammt den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, was in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen andern Rücksprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eines, und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen, und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr mutig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlichen Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke that, so verriet es durch sein Schnauben und Trommeln ein großes Mißbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dies verwehrte ich ihm aber gar bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillon hieng sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal gieng's: Tereng! Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen und fanden nun auf einmal die Ursache aus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horn festgefroren, und kamen nun, so wie sie nach und nach auftauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche zeitlang mit den herrlichsten Modulationen, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch — Ohne Lied und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war der Vetter Michel da — nebst noch vielen andern Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endigte sich denn dieser Tauspaß, so wie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.

Bürger.

16. Wie Eulenspiegel in einen Bienenstock kroch.

Auf eine Zeit begab sich's, daß Eulenspiegel mit seiner Mutter in ein Dorf auf die Kirchweih gieng; er ließ sich's wohlschmecken und konnte als junger Mensch die Kehle wohl spülen. Als sich der gute Eulenspiegel nun gänzlich berauscht hatte, suchte er einen Ort, da er sicher schlafen möchte. Also fand er im Hofe einen Haufen Bienenstöcke stehen, dabei lagen viele, die leer waren; er kroch in einen leeren Korb und wollte ein wenig schlafen, schlief auch in dem Korbe von Mittag bis Mitternacht, so daß seine Mutter, die ihn nirgend sah, meinte, er wäre wieder heimgezogen. Nun kamen in selbiger Nacht zween Diebe und wollten einen Bienenstock stehlen: sie sprachen zu einander, wie sie allewege gehört, welcher der schwerste, der ist der beste, hoben also die Körbe auf, einen nach dem andern, und als sie kamen zu demjenigen, darinnen Eulenspiegel lag, war er der schwerste, und sie sagten: „Das ist der beste!“ nahmen ihn, setzten ihn auf ihre Trage und trugen ihn davon. Indem erwachte Eulenspiegel, so einer faulen Hummel eher glich denn einer fleißigen Imme, und hörte ihre Anschläge. Es war aber stockfinstere Nacht, daß einer den andern nicht sehen konnte. Also griff Eulenspiegel dem, so vorne gieng, in's Haar und thät ihm einen guten Rupf. Der ward dieses Rupfs ziemlich gewahr, sahe sich um und wurde zornig auf den Hintermann, derweil er meinte, er hätte ihn beim Haar gezupft, und fluchte ihm. Der Hintermann sagte: „Träumet dir? oder gehest du im Schlafe? Wie soll ich dich beim Haar rupfen, so ich doch kaum den Bienenstock mit den Händen halten kann!“ Eulenspiegel aber lachte in sich hinein und dachte: „Das Spiel wird gut werden!“ Als sie einen Acker lang weiter waren oder zween, gab er dem Hintermann einen Rupf, daß er sich wunderte. Dieser ward noch zorniger und sprach: „Ich trage, daß mir das Hals knacket, so sprichst du, ich zupfe dich? Siehe, du reißest mich beim Haar, daß mir die Schwarte kracht!“ Der Vormann sagte: „Das lügst du, du Schalk! wie wollt' ich dich beim Haar ziehen? ich mag doch kaum den Weg vor mir sehen, weißt auch das fürwahr und zeuchst mich beim Haar!“ Nicht lange darnach, da sie in dem größten Zank waren, griff Eulenspiegel den Vordermann noch einmal bei dem Haar, daß er den Kopf hart an den Bienenkorb stieß. Da ward er zornig, daß er die Trage fallen ließ, und schlug den Hintermann finsterlings mit den Fäusten nach dem Kopf. Der fiel dem

vordersten in's Haar und wollete ihn, also, daß sie übereinander gerieten, und einer den andern verlor, und keiner wußte, wo der andere war; kamen also von einander im Finstern, furchten sich und meinten je nicht anders, denn der Geselle sei verhext, und ließen den Bienenkorb liegen. Da nun Eulenspiegel merkete, daß sie beide hinweg waren, guckte er aus dem Korbe und sahe, daß es noch finster war, blieb drinnen liegen und schnarchte, bis es heller Tag war. Da kroch er aus dem Bienenstocke, und da er nun nicht wußte, wo er war, gieng er immer seiner Nase nach und kam zu einer Burg. Darinnen verdingte er sich als Hofjunge.

Volksbücher.

17. Wie die Schildbürger das Gras wollen von einer alten Mauer schaffen.

Die Schildbürger waren ernsthaft in ihrem Thun, sonderlich im Betracht des gemeinen Nutzens, damit derselbe allenthalben aufgienge und zunehme und nirgend Schaden litte. Auf eine Zeit giengen sie hinaus, eine alte Mauer zu besehen, welche noch von einem alten Gebäu überblieben war, ob sie vielleicht die Steine davon zu Nutz verwenden könnten. Nun war auf der Mauer schon lang Gras gewachsen; die Bauern bedauerten, daß es sollte verloren werden und niemand zu Nutz kommen, hielten derowegen Rat, wie man es sollt' zu Ehren ziehen. Davon fielen nun vielerlei Meinungen; die Einen vermeinten, man sollte es abmähen, aber niemand wollte sich eines Solchen unterstehen und sich auf die Mauer wagen; andere vermeinten, wann Schützen unter ihnen wären, so wäre es am besten, daß man es mit einem Pfeil abschösse. Endlich sprang der Schultheiß hervor und riet, man sollte Vieh darauf lassen gehen, das würde es abessen; so dürfte man es weder abmähen noch abschießen. Solchem Rat, als dem besten, fiel die ganze Gemeinde zu, und zur Danksagung ward ferner erkannt, des Schultheißen Kuh sollt' zuerst des guten Rats genießen, was der Schultheiß gern gestattete. Also machten sie der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen's über die Mauer und begannen an der andern Seite zu ziehen. Als aber der Strick zugieng, fieng die Kuh an zu erwürgen, und wie sie schier hinauf kam, streckte sie die Zunge heraus. Solches sahe ein großer Schildbürger, der schrie: „Zieht! zieht! Leib und Seele hanget aneinander!" „Zieht noch einmal, zieht!" sprach der Schultheiß, „sie hat das Gras schon gewittert und die Zunge darnach ausgestreckt. Zieht, zieht!

sie ist bald droben!“ Aber vergebens war's: die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinauf bringen und ließen sie herab, da war sie tod. Des waren sie froh, nur daß sie etwas zu metzgen hätten. Volksbücher.

18. Franz Sternbalds Wiederkehr in's Vaterhaus.

Franz war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälliger Weise nach Nürnberg gekommen, und auf sein inständiges Bitten bei Meister Albrecht in die Lehre gebracht; er hatte in Nürnberg einige weitläufige Verwandten, die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen Eltern, die Bauersleute waren, lange keine Nachricht bekommen; er machte sich daher auf, sie zu besuchen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldchen stand, das vor dem Dorfe seiner Heimat lag. Hier war sein Spielplatz gewesen; hier war er oft in der stillen Einsamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wenn die Schatten immer dichter zusammenwuchsen und das Rot der sinkenden Sonne tief unten durch die Baumstämme äugelte und mit zuckenden Stralen um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb entzündet, und er betrat den Wald mit einer Empfindung, wie man in einen heiligen Tempel tritt. Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können; diesen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weitausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum und den Rasen am Fuße desselben noch eben so weich und frisch, als ehemals. Wie vieler Gefühle aus seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! Wie er gewünscht hatte, oben in dem krausen Gipfel zu sitzen und von da in's weite Land hineinzuschauen; mit welcher Sehnsucht er den Vögeln nachgesehen hatte, die von Zweig zu Zweig sprangen und auf den dunkelgrünen Blättern scherzten, die nicht wie er nach einem Hause zurückkehrten, sondern in ewig frohem Leben, von glänzenden Stunden angeschienen, die frische Luft einatmeten und Gesang zurückgaben, die das Abend- und Morgenrot sahen, die keine Schule hatten, und keinen strengen Lehrer. Ihm fiel alles ein, was er vormals gedacht hatte; alle kindischen Begriffe und Empfindungen giengen an ihm vorüber und reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn so herzlich willkommen, daß er heftig im Innern erschrak, daß er nun wieder unter dem alten Baume stehe, wieder dasselbe denke und empfinde und noch derselbe Mensch sei. Alle zwischen-

liegenden Jahre, und alles, was sie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab, und er stand wieder als Knabe da; die Zeit seiner Kindheit lag ihm so nah, daß er alles Uebrige nur für einen vorbeifliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauschelte herüber und gieng durch die großen Aeste des Baumes, und alle Gefühle, die fernsten und dunkelsten Erinnerungen wurden mit herüber geweht, und wie Vorhänge fiel es immer mehr von Franzens Seele zurück, und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Eltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bei und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

Wer bin ich? sagte er zu sich selber und schaute langsam um sich her. Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich alles, wie konnte ich meine Eltern so lange fast vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die Besten und Teuersten verhärten könnte? Und doch kann es nur das sein, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte.

Er stand in Gedanken, und die Malerstube und Albrecht und seine Kopien kamen ihm wieder in die Gedanken; er setzte seinen Freund Sebastian sich gegenüber und hörte schnell wieder durch, was sie nur je mit einander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich, und die Natur selbst, der Himmel, der rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Atem und Leben zu seinen Gemälden herzugeben; Vergangenheit und Zukunft bekräftigten seinen Trieb und alles, was er gedacht und empfunden, war ihm nur deswegen wert, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er gieng mit schnellen Schritten weiter, und alle Bäume schienen ihm nachzurufen, aus jedem Busche traten Erscheinungen hervor und wollten ihn zurückhalten; er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, und verlor sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er inne hielt und verweilte, um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich teuer gewesen sei; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. Es ist hier, gewißlich hier! sagte er zu sich selber, und suchte emsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von

schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurückgehalten wurde. Mit einemmale brachen ihm die Tränen aus den Augen; er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeie eines Schäfers, und nun wußte er alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen; auf diesem Platze hatte er Blumen gesucht; ein Wagen kam daher gefahren und hielt still; eine Frau stieg ab und hob ein Kind herunter, und beide giengen auf dem grünen Platze auf und ab, und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches, blondes Mädchen, kam zu Franz und bat um seine Blumen; er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurückzubehalten, indes ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals äußerst wunderbar in die Ohren klangen. So vergieng eine Zeit, und Franz hatte alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte, wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tag zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhorntöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand, wie der Mond, das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihm dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne, was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen, und sich von ihm gekannt; er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden sein würden.

Als er so deutlich wieder an alles dieses dachte; als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte: setzte er sich in's grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen, die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor Wehmut, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen ungewissen Hoffnungen nicht fassen. Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem thörichten Herzen? rief er aus. Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Tränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas Ueberirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mit magnetischer Gewalt zieht

der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahnungen durch einander, die längst ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen, keinem Bruder einmal klagen, wie mein Gemüt zugerichtet ist; denn keiner würde meine Worte verstehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben notwendig bleibt; ich matte mich ab in mir selber und keiner hat dessen Gewinn; mein Mut verzehrt sich; ich wünsche, was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob seh' ich im Traume die Himmelsleiter mit ihren Engeln; aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen; denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahne und hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf und trocknete sich die Augen, indem er weiter gieng, und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern sah. Er gieng an einem Garten vorbei, und über den Zaun herunter hieng ein Zweig voll roter Kirschen. Er konnte es nicht unterlassen, einige abzubrechen und sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn oft in der Kindheit erfreuet hatte; es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegenstreckten; aber die Frucht schmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit wird der Mensch von den blanken, glänzenden und vielfarbigen Früchten und ihrem süßen Geschmack angelockt, das Leben lieb zu gewinnen, wie es die Lehrer in der Schule machen, die mit Süßigkeit dem Kinde Lust zu lernen beibringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens; er ist der Lockungen gewohnt, und dagegen abgestumpft.

Franz gieng über den Kirchhof und las die Kreuze im Vorbeigehen schnell; aber an keinem war der Name seines Vaters oder seiner Mutter angeschrieben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Turms kam ihm nicht so hoch vor; alles war ihm beengter; das Haus seiner Eltern kannte er kaum wieder. Er zitterte, als er die Thür anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Thür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als sie ihn erblickte, weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte sie beide mit gepreßtem Herzen; er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durch einander und fragten sich, und wußten doch

nicht recht, was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn sich ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit; er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhänge, wie er ihn gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und sagte: „Haben wir in diesem irdischem Leben etwas anders zu suchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Grenze; Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen."

„Liebster Sohn," sagte der Vater, „ich sehe, daß meine Lehren an Dir nicht verloren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmal in diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind; aber darum müssen wir doch nie das Höhere aus den Augen verlieren. Sei redlich in Deinem Gewerbe, damit es Dich ernährt; aber laß nicht Deine Nahrung, Deine Bekleidung den letzten Gedanken Deines Lebens sein; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhme; denn alles ist doch nur eitel; alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Male, wenn es sein kann, die heiligen Geschichten recht oft, um auch in weltlichen Gemütern Andacht zu erwecken."

Franz aß wenig zu Mittag; der Alte schien sich gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun schon daran gewöhnt, daß Franz wieder da sei; sie machte sich seinetwegen viel zu thun, und vernachläßigte den Vater beinahe. Franz war unzufrieden mit sich; er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohnes gezeigt; auf seine letzten Stunden gern alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätte begleiten sollen, aber er fühlte sich so verworren und sein Herz so matt, daß er über sich selber erschrak. Er dachte an tausend Gegenstände, die ihn zerstreuten, vorzüglich ein Gemälde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern, und darüber machte er sich dann die bittersten Vorwürfe.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, gieng die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten, der etwas entfernt war, Gemüse zu holen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohn mit einem Sessel vor die Hausthür tragen, um sich von den roten Abendstralen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und im Westen regnete der Abend in goldenen Strömen nieder. Schafe wei-

beten gegenüber und Birken säuselten; der Vater schien stärker zu sein. „Nun sterb' ich gerne," rief er aus, „da ich Dich vor meinem Tode noch gesehen habe."

Franz konnte nicht viel antworten; die Sonne sank tiefer und schien dem Alten feurig in's Gesicht, der sich wendete und seufzte: „Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter letzt an und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst alles vorüber wäre!" Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. „Ach! wenn man so mit hinunter sinken könnte!" rief der Alte aus, „mit hinunter mit der lieben Gottes-Sonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseits muß es noch schöner sein; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib' immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerksam zu, was ich Dir jetzt noch zu entdecken habe." Franz trat ihm näher, und der Alte sagte: „Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind." — Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab, und sprach von gleichgültigen Dingen. „Morgen," sagte er heimlich zu Franz, „morgen!"

Die Heerden kamen vom Felde mit den Schnittern; alles war fröhlich; aber Franz war sehr in Gedanken versunken; er betrachtete die Alten in einem ganz neuen Verhältniß zu sich selber; er konnte kein Gespräch anfangen; die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster; der Alte ward hineingetragen, und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plötzlich hörten sie nicht mehr den Atemzug des Vaters; sie eilten hinzu, und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. Ach! so ist er denn gestorben, ohne von mir Abschied zu nehmen? sagte sie seufzend; ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! — Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen; wer wird mir sagen, wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? — Ach! der gute, alte Vater, nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nun so eben darein finden. Unser Aller Ende sei eben so sanft!

Die Tränen machten sie stumm, und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen

Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit giengen in mannigfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber. Tieck.

19. Der Solenhofer Knabe.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine, zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfieng diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Witwe im mittleren Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrat von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, gieng zu Ende, und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fiengen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu gieng das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich teilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Anteil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte

die Witwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummertränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Witwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Krug. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen, und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben."

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel der daran hieng, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir

auch mitgeben für dich und deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Witfrau hatte nun die Not ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Witwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost gieng er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schoß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: „Fünfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dies dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen. Und hämmerte auch auf den zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fort gemacht hatte, lag eine vollkommene, viereckige Platte auf seinen Knien. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer aneinander gerieben, um sie zu polieren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu stande kam, wenn er von dem Sande, mit dem seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige schöne Platten.

Indes trieb er dies alles als eine bloße Spielerei und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamme aufhebt. — Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedikt.

„Er stund,“ antwortete die Witwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und beratschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine riet dies, und der Andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung dadurch ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die eilfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu teuer kommen. Wir werden uns wol die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind.“

„So, so!“ versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter gute Nacht und gieng unter Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum teil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern berechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte den Kopf, und die Grafen und die Herren machten große Augen. Ja ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstund unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen baarfüßigen Bauernknaben nicht herein lassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stund, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Knie, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nötig, sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem andern in's Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfieng, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen, sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte, von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte, und das Nest leer fand. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen und stunden meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel und wohl mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geisel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunter gieng, kamen einige Maultiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Witfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen wieder in ihre Heimat entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder, und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie an dem täglichen Brot fehlte. Stöber.

20. Der westfälische Hofschulze.

(Aus dem Roman: „Münchhausen".)

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirtschaftsgebäuden stand mit aufgekrämpten Hemdsärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und

Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Brustſtücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbret des Leiterwagens, deſſen Räder er ausbreſſen wollte und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, vorſichtig nach oben, worauf er durch untergeſchobene Steine das Rad in ſeiner Stellung befeſtigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer geſehen hatte, ohne daß ſeine hellen ſcharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er raſch mit der Zange hinein, hob das rotglühende Eiſen heraus, legte es auf den Amboß, ſchwang den Hammer darüber, daß die Funken ſprühten, ſchlug das noch immer glutröliche um das Rad, da, wo die Schiene fehlte, ſchlug und ſchweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen feſt und trieb dann die Nägel, welche es in ſeiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze.

Einige der ſtärkſten und heftigſten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geſchick. Der Schulze ſtieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet ſeiner Schwere ohne Anſtrengung quer über den Hof, ſo daß die Hühner, Gänſe und Enten, welche ſich ruhig geſonnt hatten, mit großem Geſchrei vor dem raſſelnden Wagen entflohen und ein paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Zwei Männer, von denen der eine ein Pferdehändler, der andere ein Rendant oder Receptor war, hatten, unter der großen Linde vor dem Wohnhauſe ſitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten, rüſtigen Mannes zugeſehen. „Das muß wahr ſein," rief jetzt der Pferdehändler, „ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofſchulze!"

Der Hofſchulze wuſch in einem Stalleimer voll Waſſer, welcher neben dem kleinen Amboß ſtand, ſich Hände und Geſicht, goß dann das Feuer aus und ſagte: „Ein Narr, der dem Schmied giebt, was er ſelbſt verdienen kann." Er nahm den Amboß auf, als ſei er eine Feder und trug ihn nebſt Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwiſchen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeiſen und was ſonſt zum Zimmer- und Schreinergewerke gehört, bei Holz und Bretern mancher Art ſtand, lag oder hieng.

Indem der Alte unter dem Schuppen ſich noch zu ſchaffen machte, ſagte der Pferdehändler zu dem Receptor: „Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfoſten, Thüren und Schwellen,

Kisten und Kasten im Hause mit eigner Hand flickt, oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen und würde einen richtigen Schrank zu Wege bringen."

„Da seid ihr im Irrtum," sprach der Hofschulze, der das Letzte gehört hatte und, das Schurzfell jetzt abgethan, im weißleinenen Kittel aus dem Schuppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: „Zu einem Pfosten, zu einer Thüre und Schwelle gehören nur ein paar gesunde Augen und eine firme Faust; aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmute verleiten lassen und wollte, wie ihr es nennt, einen richtigen Schrank zu Wege bringen, weil mir Hobel und Meißel und Reißschiene auch bei dem Zimmergewerk durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich alles abgepaßt; aber, als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war alles verkehrt. Die Wände standen windschief und klafften, die Klappen vorn waren zu groß und die Kasten für die Oeffnungen zu klein. Ihr könnt das Gemächt noch sehen, ich habe es auf der Diele stehen lassen, mich vor Versuchung künftig zu wahren; denn es thut dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat."

In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, spuckte aus, schlug sich Feuer an, blies dem Receptor eine starke Dampfwolke in das Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf spuckte er noch einmal aus, nahm den lackierten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arme über die Stirn und sagte: „Noch immer eine schwüle Witterung." — Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, daß der Inhalt klang und klirrte, löste die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblicke die Augen des Receptors zu funkeln anfiengen, und nach denen der alte Hofschulze gar nicht hinsah. „Hier ist das Geld!" rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend, „krieg' ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott, nicht einen Heller mehr wert."

„Dann behaltet euer Geld, damit ihr nicht zu Schaden kommt," versetzte der Hofschulze kaltblütig. „Sechsundzwanzig, wie ich gesagt habe, und keinen Stüber darunter. Ihr kennt

mich nun die zwanzig Jahre her, Herr Marx, und solltet daher wissen, daß das Dingen und Feilschen bei mir nicht verschlägt, weil ich nie von meiner Sprache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache wert ist, und schlage niemals vor. Es könnte ein Posaunenengel vom Himmel dahergefahren kommen, er kriegt die Braune nicht unter Sechsundzwanzig."

„Aber Sackerlot," schrie der Pferdehändler erbost, „aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eignen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen mehr in der Welt ist, so hört alles Geschäft auf!"

„Im Gegenteil," erwiderte der Hofschulze, „das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit und ist schon um deshalb profitlicher; aber auch außerdem haben beide Teile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur erhitzt und zuletzt niemand mehr recht weiß, was er redet oder thut. Ist aber gar keine Rede vom Ablassen, dann bleiben beide schön ruhig und wahren sich vor Schaden."

„Da ihr so vernünftig redet, so werdet ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben," hob der Receptor an. „Wie gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon, denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel wert; indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufspeicherns quitt zu werden. Ihr thut mir also den Gefallen und unterschreibt diese neue, auf Geld lautende Urkunde, die ich zu diesem Behufe schon mitgebracht habe."

„Durchaus nicht," antwortete der Hofschulze eifrig; „es ist ein Glaube hier im Lande, daß, wer seinem Hofe eine Last auflegt, dafür zur Strafe nach dem Tode auf seinem Hofe umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist, aber das weiß ich: Vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich also das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld auf meinem Acker? Nein! Korn wächst darauf, deshalb muß alles beim alten bleiben!"

Er gieng in sein Haus. — „Das ist ein alter Racker!" rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lackierten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. „Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum. Das Schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde in der Gegend zieht und sie im Grunde, so zu sagen, billig genug losschlägt."

„Ein starres, widerhaariges Volk hier zu Lande!“ sagte der Receptor; „ich bin erst vor Kurzem aus Sachsen her versetzt und merke den Abstand. Dort wohnen die Leute beisammen und deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich miteinander sein. Aber hier sitzt jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesenwuchs um sich, als gäbe es sonst nichts in der Welt. Darum halten sie auch so steif auf ihre alten Schnurren und Faxen, die doch anderwärts überall abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den andern Bauern wegen der dummen Umschreibereien gehabt, aber dieser hier ist der schlimmste.“

„Das kommt daher, Herr Receptor, weil er so reich ist,“ bemerkte der Pferdehändler; „mich wundert, daß Sie es mit den andern in der Bauerschaft ohne ihn durchgesetzt haben; denn der hier ist der General und Advokat und alles. Sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm, er bückt sich vor keinem.“ „Woher hat er es denn?“ fragte der Receptor. „O!“ rief der Pferdehändler, „wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene halbe Glockenstunde durch seine Felder. Und alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Weizen geritten, und ich will nicht ehrlich sein, wenn was anderes als die Köpfe von den Pferden über die Aehren hinübersahen.

Das Erdreich ist von uralter Zeit zusammengeblieben. Und sparsam und fleißig ist der Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmiede die paar Groschen Verdienst zu nehmen. Und blicken Sie nur um sich; ist es denn hier nicht, als ob man bei einem Grafen wäre?“

Während der letzten Reden hatte der verdrießliche Pferdehändler sachte in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichgültig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze trat wieder in die Thüre, und der Andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: „Da liegen die Sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll.“

Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: „Ich wußte wol, daß ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx; denn ihr sucht für den Rittmeister in Unna eines zu dreißig Pistolen, und mein Bräunchen paßt euch dazu wie bestellt. Ich gieng auch nur in das Haus, um die Goldwage zu holen, und konnte vorher sehen, daß ihr euch unterdessen besonnen haben würdet.“

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald wieder die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, was er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fieng an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezeter erhob, welchem der Hofschulze schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der Andere statt der verworfenen Münzen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Geld in ein Papier und gieng mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Receptor wartete die Rückkünft der beiden nicht ab. „Mit solchem Klotz ist nichts anzufangen," sagte er; „aber wenn du uns nur nicht so ordentlich auf die Termine bezahltest, wir wollten dich!" — Er fühlte nach seinen urkundlichen Papieren in der Tasche, merkte an dem Knittern, daß sie noch darin seien und schlich vom Hofe.

Aus dem Stalle traten der Roßkamm, der Schulze und ein Knecht, welcher zwei Pferde, das des Roßkammes und die erkaufte Stute hinter sich herführte. Der alte Schulze sagte, indem er die letztere zum Abschiede streichelte: „Es thut einem immer leid, wenn man eine Kreatur, die man aufzog, losschlägt, aber wer kann dawider! — Nun, halte dich brav, Bräunchen!" rief er und gab dem Tiere einen herzhaften Schlag auf die runden, glänzenden Schenkel.

Der Pferdehändler war mittlerweile aufgestiegen und sah mit seiner langen Figur, der kurzen Schoßjacke und dem breitkrämpigen, lackierten Hute, mit seinen erbsengelben Hosen über den dürren Lenden und den hochhinaufreichenden, ledernen Gamaschen, mit seinen Pfundsporen und seiner Peitsche wie ein Wegelagerer aus. Er ritt, ohne ein Lebewohl zu sagen, fluchend und wetternd davon, die Braune am Leitzaume nachziehend. Keinen Blick wandte er nach dem Gehöfte zurück; die Braune dahingegen drehte mehrere Male den Hals um und wieherte wehmütig, als wollte sie klagen, daß ihre gute Zeit nun vorüber sei. Der Hofschulze blieb, die Arme in die Seite gestemmt, mit dem Knechte stehen, bis der Zug durch den Baumgarten verschwunden war. Dann sagte der Knecht: „Das Vieh grämt sich." „Warum sollte es nicht?" erwiderte der Hofschulze, „grämen wir uns doch auch. Komm auf den Futterboden, wir wollen Hafer messen!"

Immermann.

21. Der arme Musikant und sein Kollege.

Ich habe mich immer recht in die Seele hinein geärgert, wenn ich das Wort hören muß: „Man hört in unsern Tagen nichts Gutes mehr!“ Da sollte man doch wahrlich denken, unsere Zeit sei die allerschlechteste seit Adams Tagen und die Menschen seien allesammt Unmenschen. Ich sag's jedem in's Gesicht, es ist nicht wahr, wenn's auch Schufte genug giebt. Eine schlechte That wird überall erzählt, aber wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Die guten Menschen legen sich damit nicht an den Laden und lassen's nicht austrompeten, wie es die Pharisäer machten. D'rum will ich auch nicht stille schweigen, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will gleich eine erzählen, die noch nicht alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große, öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freute sich dort seines Lebens, und kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß der vor ihm saß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute giengen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur einmal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher

Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze. — Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser d'ran; er fand doch vielleicht auf dem Heimweg unter einem Gußsteine einen Knochen, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht. Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete. — Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Tränen ein, und die sagt's nicht wieder.

Der Herr aber, der dort am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Träne nicht sähe. Es war aber, als wenn die Tränen wie siedendheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir eure Geige ein Stündchen!" Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umgieng wie er mit seiner Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch, und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie glockenrein, stellte sich ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt ihr das Geld, und ich spiele!" — Der fieng denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton gieng wunderbar in die Seele, und die Töne rannen wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leides aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jedermann sah's, der Mann geigte für den Armen, aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer, selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen, oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!" riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte that's, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere schallte. Alle Welt war entzückt. Endlich gieng der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oesterreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch. Allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Nur der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des Glücklichen Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?" rief das Volk. — Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!"

Der Herr hielt seinen Hut hin, und auf's Neue flogen Sechsbätzner in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden sammelte. Alles gab, und als dann der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!" — „Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk. Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!"

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Not enthoben war; und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

W. O. v. Horn.

22. Die Posaune des Gerichts.

Gar wunderbar und seltsam werden oft die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Das sind Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und sei sie noch so kunstgeübt, knüpfen kann; das sind Verwicklungen, die der pfiffigste Verstand nicht lösen kann. Freilich geht alles natürlich dabei her, und das ist eben das Wunder, daß alles gewöhnlich ist und doch außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt sich das wieder in dieser Geschichte!

Grade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einen anderm, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Kniende den Dahingestreckten aussuchte und alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn an den Strom, der fernher rauschte, hinaustragen, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der toden Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Stralen des Mondes die Töne eines herzzerreißenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich am Strome blieb er stehen und lauschte hin. Alles war still und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog flatternd auf, wenn er so durch's Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, so war er in der Irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, als wenn die Bäume auf und nieder wandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an; die Vögel schwangen sich auf und

sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkungen sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch auf dem Hügel liegt, an dessen Fuße die Landstraße, in Felsen gehauen, sich vorüberzieht, sollte nun des andern Tages der tode Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Teilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegenschlug. Möge der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seele der Deinigen senden! Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du giengst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinaufsteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, der über allen Kirchen tront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen.“ — „Erhebet mit mir eure Hände,“ fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor. Dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier, im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von der That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr' um, so lange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts . . . .“

Da plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!“ — Alles schwieg und hielt den Atem an. Aus der Mitte der

Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!“ — Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumütig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie das Posthorn ihn verirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt, wie er sie zum Himmel erhoben, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinan bewegt; mit zitternder Seele, Tränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden. B. Auerbach.

23. Margret in Todesgefahr. (Aus der Novelle „Margret“.)

Die Wärme und Kraft, welche nach der kurzen Ruhe, die sie in der Apotheke des nahen Dorfes genossen, wo ihr der Provisor eilig das Recept für ihr todkrankes Kind gemacht hatte, jetzt Margret's Glieder durchdrang, gab ihr eine wunderbare Freudigkeit, und die Anstrengung des Körpers milderte ihren Seelenschmerz. Die Laterne war erloschen, aber sie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel gieng auf und warf sein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte sich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne schauten tröstlich herab. Mit der Einsamkeit der Nacht nun schon vertraut, dachte sie an Gefahren nicht, und erst als sie die Hochebene erstieg, fiel ihr plötzlich wieder ein, daß sie die furchtbare Stelle der Wolfsspur noch zu überschreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalschlucht vorbei, die nach ihrem Heimatdorf sich öffnete; plötzlich vernahm sie hier, obwol von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde; es klang heftiger und wütiger als das Geheul, das diesen Tieren sonst in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts gutes; mit stürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog sie die letzte Höhe hinauf, um so rasch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinweg zu kommen, die sich in glänzendem Lichte vor ihr hinstreckte.

Schnee und Mond ließen jeden fernen Busch in scharfem Umriß erscheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzelnstehende Baum mit dem kargen Schatten seiner laublosen Aeste.

Margret, nachdem sie am Waldsaum eine Minute Rast gemacht und mit scharfem Blicke sich überzeugt hatte, daß der Weg noch sicher sei, flog einem Renntier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu, der wol drei Büchsenschüsse von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte sie von neuem nach allen Seiten sorglich um, und — war es Täuschung! Nein, jetzt sah sie links aus dem Walde, noch weit von sich entfernt, einen schwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie sprang in den Schatten des Baumes, stemmte sich, um nicht in die Knie zu sinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt, welche sie als Waffe mit sich genommen hatte. Da mehrten sich die schwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte sie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen; lodernden Auges, mit weiten, kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweife jagten sie genau auf der Fährte zurück, die Margret auf ihrem ersten Gange entdeckt hatte, und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margret's Herz stand still in ihrer Brust, sie hielt den Odem an, als könnte ein leiser Zug sie verraten. Die Tiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle schienen in banger Eile dem sichernden Walde zuzustreben. Jetzt waren sie ganz nahe; Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die alte Wölfin und das eine Junge, das sich dicht an sie hielt, sausten vorüber, das andere suchte winselnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es stehen, schnupperte, schwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu sehen, was unter dem Baume stecke. Margret spannte alle ihre Sehnen, krampfte die Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Tier mit schleichendem Schritt und hochgehobener spürender Nase unter den Hieb kam, ließ sie mit Riesenstärke die mordende Schneide recht mitten zwischen seine Funkelaugen niedersausen. Der furchtbare Schlag schnitt durch den Kopf, und das Eisen schlug noch auf den gefrornen Boden auf, das Tier aber stieß einen markdurchschneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret streckte sich rasch in die Höhe und hob die Axt von neuem über ihr Haupt. Es war nötig; denn die alte Wölfin, die schon nahe am Waldsaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als sie das tode Junge am Boden und sein Blut den Schnee berieseln fand, heulte sie laut auf und wollte Margret anspringen; aber da sah sie in Margret's weit

aufgerissenes Auge, sah die blanke Axt über ihrem Haupte in den Stralen des Mondes glitzernd, die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig sprang sie zurück, aber bald näherte sie sich wieder, langsam Fuß vor Fuß voransetzend, um den Augenblick des Sprunges abzusehen. Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Untier bis dicht vor Margret, aber ehe es in den Bereich der Waffe kam, blieb es stehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitschte den Schnee mit seinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend, wo Margret mit dem Auge blinzeln oder vor Müdigkeit die Arme niedersenken mußte.

So standen sie sich entgegen, die beiden Todfeindinnen: die wölfische Mutter, um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menschliche, um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu sichern. Wie lange diese gräßlichen Augenblicke dauerten, wußte Margret nicht. Ihr Denken stand still, und nur den Willen hielt sie in ihrer tiefsten Seele fest, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu versäumen. Aber schon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Last des Körpers, die Arme wurden starr durch die Anspannung, mit der sie die schwere Axt emporhielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee schon alle Farben des Regenbogens. Sie gab sich verloren.

Da schlug an der Stelle, wo der Waldsaum am nächsten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunkeln Gebüsch ein Blitz auf, — ein Pfeifen zischte durch die Luft, — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig widerhallend, der helle Knall der Büchse. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winselte; beide wandten sich zur Flucht und verschwanden im Walde. Ueber den Schnee kam ein rascher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Versteck, zog, vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und schritt vorsichtig dem Baume zu, um zu sehen, was dort die Wölfin festgehalten und ihm so trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da sah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Gestalt Margret's noch in der Haltung, die sie dem Untier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeschoben und trug die Last des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben sich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Busen wogte, ihr Mund war mit festem Trotz zusammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weit geöffnet, sah den flüchtigen Raubtieren nach. So muß das Weib gewesen sein in jenen ersten

Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf teilte und auf Jagd und Walstatt ihm nachschritt.

Gottfried Kinkel.

24. Der Brand des Landhauses.

Als eines Tages im Spätsommer die Sonne sich schon zum Untergang neigte, und die Kinder mit der Mutter allein in der Stube gegen den Garten hinaus saßen, weil der Vater verreist war, geschah es, daß Blondköpfchen wiederholt sagte, es rieche etwas unangenehm, als würden widrige Gegenstände verbrannt. Man sah überall nach. Auf dem Herde war kein Feuer; auf den Feuerstellen der Dienstmädchen ebenfalls keins, an dem sie etwa Eisen zum Glätten geheizt oder irgend Wäsche oder dergleichen gesotten hätten. Man schaute aus den Fenstern, alles lag ruhig und freundlich da, und nicht einmal ein Rauch gieng aus nahen und fernen Schornsteinen hervor. Die Mutter sprach mit den Kindern über die Sache und verwunderte sich, wie solche Eindrücke in die Sinne kommen könnten; da geschah draußen ein Schrei, und es stieg ein dicker qualmender Rauchknäuel als schwarze finstere Säule von dem Scheuerdache empor, er wirbelte schnell, und gleich darauf schoß die blitzende Flamme in ihm hinauf, und während die Kinder und die Mutter noch schauten, lief es geschäftig und prasselnd, als ob die Sommerhitze alles vorbereitet hätte, in lichten kleinen Flämmchen von der Scheuer längs des Dachfirstes der Stallungen und Wagenbehälter gegen das Haus hervor; auf einmal geschah ein Knall, wie wenn ein auf glühende Kohlen gelegtes Papier plötzlich seiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das ganze Dach der Ställe und Wagenbehälter stand unter einer breiten nach aufwärts gehenden Flamme, das Scheuerdach aber war ein Körper von Glut und von Flammen. Knechte und Mägde rannten unten umher und schrieen, und das Fichtenholz der Sparren und Latten krachte furchtbar unter dem Feuer.

„Kinder! Um mich!“ schrie die Mutter. „Mutter, Mutter, Großmutter, Sigismund, Clementia, Emma!“ schrien die Kinder. Sie schossen in das Zimmer zurück, sie ergriffen Dinge, sie zu retten, und wußten nicht, was sie thaten. Sie nahmen eine Puppe, einen Lappen oder sonst etwas, das ihnen in die Hände kam, ob es Wert hatte oder nicht. Die Mutter hatte schnell einen Schreibtisch geöffnet, der in der Nebenstube stand, ein Kästchen aus demselben genommen, stürzte wieder in die Stube zurück, raffte die Kinder, die mit Verschiedenem beladen waren, zusammen und führte sie die Vordertreppe, die von dem

Feuer weggewendet war, hinunter in's Freie. Da sie die Hausthür hinter sich hatten, hörten sie erst recht das Brüllen, Wehen und Krachen der fruchtbaren Macht, die hinter ihnen auf der andern Seite des Hauses in ihrem Eigentum herrschte. Die stille Luft drückte den Rauch nieder, der sich an der Abendseite des Hauses lagerte und durch welchen die untergehende Sonne wie eine blutige Scheibe schien. Viele Leute, man konnte nicht unterscheiden, ob es eigene oder schon herzugelaufene waren, drängten sich wild durch einander.

Die Mutter führte die Kinder nach der Morgenseite des Gartens. Da die Hitze den nach aufwärts strebenden Wind erzeugt hatte und derselbe die feurigen Lappen, die aus den brennenden Schindeln, aus Stroh, Heu oder Linnen und Gewändern der Leute herstammten, wie frevelnde Geister in die Luft hinauf und aus einander schleuderte, so mußte die Mutter die Kinder vor dem fallenden Feuer zu sichern suchen, damit sich ihre Kleidchen nicht entzündeten. Sie führte daher dieselben unter dichten Bäumen und Gebüschen hinweg in die äußerste Laube an der Morgenseite des Gartens, vor der zwei reiche Linden standen, die sogar jeden Funken abhielten, der etwa in dieser Richtung hätte fallen können. „Kinder, bleibt nun hier, entfernt euch ja nicht," sagte die Mutter, „was ihr auch hören mögt! Hier geschieht euch nichts, ich muß fort, ich komme aber bald wieder. Bewacht indessen das Kästchen!" — „Ja," sagten die Kinder, „wir werden bleiben."

Nach diesen Worten lief die Mutter aus der Laube entschlossen in den Hof, um ihres abwesenden Gatten Stelle zu übernehmen; sie drang bei den Knechten, die fast den Verstand verloren hatten, darauf, daß sie in den Stall giengen und die Pferde herauszögen, damit sie nicht etwa erstickten, und daß sie dieselben an Bäume anbänden, damit sie nicht wieder in das Feuer liefen. Ein Teil der Leute hatte es mit dem Rindvieh schon so gemacht. Man rettete aus dem brennenden Stalle ein Pferd nach dem andern, die Mutter leitete das Unternehmen und gab die Stellen an, wo die Pferde angebunden werden sollten. Den Haushund hatte jemand losgelassen. Er kam in großen Sprüngen auf die Frau zu, strebte an ihr empor und gab seine Freude zu erkennen, gleichsam als wüßte er, daß eine Gefahr vorhanden gewesen und daß die Frau ihr glücklich entronnen sei. In den Zwischenaugenblicken lief die Frau in den Garten, um nach den Kindern zu sehen; endlich fand sie eine Magd, die sie zu den Kindern senden konnte, daß sie bei denselben in der Laube bliebe. Die Knechte hatten

indessen alle Tiere gerettet. Die Tauben nur, in der Luft kreuzend, fielen wie die Mücken, die um ein Licht flattern, mit versengten Flügeln in die Flammen. Die Wagenbehälter grenzten an die Holzlage, in welcher die großen Vorräte von Winter- und Kochholz angehäuft waren. Wenn dieses Holz Feuer fieng, so waren die Wagen sammt dem Wagenbehälter verloren. Darum ließ die Frau auch die Wagen aus dem Schuppen ziehen und in den Garten unter den Bäumen in Sicherheit bringen. Da die Leute bei dieser Beschäftigung waren, hörte man hoch oben ein neues plötzliches Krachen und Prasseln und erblickte das Dach des Wohnhauses von den Flammen ergriffen. Es war wol eine Feuerspritze im Hause, auch Wasservorrat teils im Hause, teils in dem nahen Bache, die Spritze hatte auch immer auf das Hausdach gespielt, da die schnell genug herbeigeeilten Hausleute und Nachbarn stets Wasser in hinreichender Menge herbeischafften; aber die Hitze des Sommers hatte das Holzwerk zu sehr ausgetrocknet, die Gewalt des Feuers auf den angrenzenden Dächern war zu mächtig gewesen, der Wasserstral verduftete fast in der Luft, die Tropfen auf dem Dache waren ohnmächtig, und das ganze Dach erschien bald als ein sausender, krachender, brodelnder Feuerberg. Das Spritzen in die Flamme war nun unnütz, ja es belebte dieselbe nur noch mehr. Die Frau befahl daher, jetzt die Feuerhaken zu gebrauchen und die brennenden Sparren von dem Dache soviel als möglich herunterzureißen. Für die Gemächer fürchtete die Frau nicht viel, weil ihre Decken mit sehr dickem Estrich belegt waren und weil die Glut, die von dem brennenden Dache herabfiel, mittelst der Haken und später durch Schaufeln entfernt werden konnte, ehe die Tragbalken ergriffen wurden und die Decke einstürzen ließen. Daher hatte sie aus den Gemächern nichts ausräumen lassen, außer was die Mägde bereitwillig und aus unbefohlenem Eifer herausgetragen hatten.

Allein jetzt stürzte der Dachstul zusammen, und ein furchtbarer Gluthaufen, der die Luft vor Hitze zittern machte, lag auf der Decke der Zimmer und drohte sie zu entzünden und herabzustürzen. Einen großen Teil der Sparren hatten die Männer zwar herabgerissen, so das die Trümmer brennend und rauchend um das Haus lagen; aber ein anderer Teil hieng noch oben und konnte aus der Verbindung nicht gerissen werden. Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, und in der Finsterniß war das Leuchten des Feuers und des Rauches, das Glühen

der hervorragenden Balken und das Glänzen der umstehenden Bäume doppelt unheimlich.

Da, als die Männer eben die letzten Balken herabgerissen, kam der Pfarrer mit den Kirchenleitern. Sie wurden mit ihren eisernen Haken an die Mauerränder des brennenden Hauses gelegt, die Männer stiegen hinauf und begannen mit Schürhaken die Glut hinabzuwerfen. Dadurch wurde das hinaufgespritzte Wasser immer wirksamer, indem es zum teil die Glut dämpfte, zum teil dem ausgedörrten und geklüfteten Estrich wieder Feuchtigkeit gab, daß es die Hitze weniger durchlasse und den Tragbalken keinen Schaden zufüge. So wurden die Zimmer gerettet. Da man den Gesindezimmern nicht zugleich die nämliche Hülfe zuwenden konnte, brannten wirklich einige ein. Als man aber die Herrenzimmer in Sicherheit wußte, wendete man sich jetzt auch dorthin und that dem Weitergreifen des Feuers Einhalt. Um Mitternacht brannte nur noch das vorrätige Brennholz mit stiller, aber heftiger Lohe nieder, von Wächtern umstanden, und als die Kinder, nachdem sie gebetet hatten, in dem entlegenen Glashause jedes unter sein Decklein gebracht wurden, sahen sie noch, wie das Feuer des Holzstoßes in den Tafeln des Glashauses glänzte, und entschlummerten dann sanft und beruhigt. Auch die Mutter und Großmutter suchten auf kurze Zeit Ruhe.

Mit der Morgenröte giengen alle in den Garten. An den Bäumen waren Pferde, Ochsen, Kühe und Kälber angebunden und hatten Heu vor sich; denn es waren schon vor Tagesanbruch Nachbarn und andere Leute mit Wagen gekommen und hatten Heu, Stroh und Lebensmittel gebracht. Erschreckte Hühner liefen unter den Blumen und Gebüschen umher, und Schweine zerwühlten den Rasen. Die Mauern des Hauses waren beschmutzt, der Sandplatz und der Rasen vor dem Hause schwarz wie ein Kohlenmeiler, die Stätte des Brennholzes war ein Haufen nasser Kohlen und Asche, und aus dem Heu stieg noch schwacher Rauch mit widrigem Geruche empor. Als die Kinder alles gesehen hatten, gieng die Mutter mit ihnen auf die Wiese hinaus, wo die Wagen standen, welche eine Beisteuer gebracht hatten. Die Mutter bedankte sich recht herzlich bei allen den freundlichen Gebern.

Am Nachmittage kam der Vater. Er hatte in der Nacht die Feuerröte am Himmel gesehen, in der Ahnung, das Feuer könne bei ihm sein, seine Geschäfte einem Bevollmächtigten übergeben und war abgereist. In der Nähe hatte er erfahren, daß sein Haus abgebrannt sei, und ein Pferd gemietet, um

auf näheren Feldwegen schneller nach Hause kommen zu können. Als er seine Mutter, die Gattin und die Kinder gesehen und erfahren hatte, daß kein Mensch bei dem Brande verunglückt sei, dankte er dem Herrn mit freudigem Gemüte und fragte nicht, was er noch weiter verloren habe.

Er schritt nun zur Ausbesserung des Schadens. Da sich die Tragbalken des Estrichs noch als gut auswiesen, zogen die Mutter, die Kinder und die Großmutter wieder in ihre Zimmer ein. Am andern Tage wurde zur einstweiligen Abhülfe ein Notdach aus Brettern über das Haus gemacht. Dann wurden alle Plätze vor dem Hause gereinigt, damit das Bild des Schmutzes und der Unordnung nicht mehr sichtbar wäre, und die Tiere in die ausgelüfteten wohlgewölbten Ställe zurückgeführt. Dem Gesinde ersetzte der Vater seinen Verlust reichlich, weil es sich so sehr zur Rettung seiner Wohnung hatte verwenden lassen. Der ganze Sommer vergieng mit Bauen, und als der Herbst gekommen war, stand das Haus schöner und stattlicher da, als es je gewesen war. A. Stifter.

---

2. Sagen und Märchen.

1. Prometheus.

Himmel und Erde waren geschaffen; das Meer wogte in seinen Ufern, und die Fische spielten darin; in den Lüften sangen beflügelt die Vögel; der Erdboden wimmelte von Tieren. Aber noch fehlte es an dem Geschöpfe, dessen Leib so beschaffen war, daß der Geist in ihm Wohnung machen und von ihm aus die Erdenwelt beherrschen konnte. Da betrat Prometheus die Erde, ein Sprößling des alten Göttergeschlechtes, das Jupiter enttront hatte, ein Sohn des erdgebornen Uranussohnes Japetus, kluger Erfindung voll. Dieser wußte wol, daß im Erdboden der Same des Himmels schlummere; darum nahm er vom Thone, befeuchtete denselben mit dem Wasser des Flusses, knetete ihn und formte daraus ein Gebilde nach dem Ebenbilde der Götter, der Herren der Welt. Diesen seinen Erdenkloß zu beleben, entlehnte er allenthalben von den Tierseelen gute und böse Eigenschaften und schloß sie in die Brust des Menschen ein. Unter den Himmlischen hatte er eine Freundin, Minerva, die Göttin der Weisheit. Diese bewunderte die Schöpfung des Titanensohnes und blies dem halbbeseelten Bilde den Geist, den göttlichen Atem, ein.

So entstanden die ersten Menschen und füllten bald vervielfältigt die Erde. Lange aber wußten sie nicht, wie sie sich ihrer edlen Glieder und des empfangenen Götterfunkens bedienen sollten. Sehend sahen sie umsonst, hörten hörend nicht; wie Traumgestalten liefen sie umher und wußten sich der Schöpfung nicht zu bedienen. Unbekannt war ihnen die Kunst, Steine auszugraben und zu behauen, aus Lehm Ziegel zu brennen, Balken aus dem gefällten Holze des Waldes zu zimmern und mit allem diesem sich Häuser zu erbauen. Unter der Erde, in sonnenlosen Höhlen, wimmelte es von ihnen wie von beweglichen Ameisen; nicht den Winter, nicht den blütenvollen Frühling, nicht den früchtereichen Sommer kannten sie an sicheren Zeichen; planlos war alles, was sie verrichteten. Da nahm sich Prometheus seiner Geschöpfe an; er lehrte sie den Auf- und Niedergang der Gestirne beobachten, erfand ihnen die Kunst zu zählen, die Buchstabenschrift, lehrte sie Tiere an's Joch spannen und zu Genossen ihrer Arbeit brauchen, gewöhnte die Rosse an Zügel und Wagen, erfand Nachen und Segel für die Schiffahrt. Auch für's übrige Leben sorgte er den Menschen. Früher, wenn einer krank wurde, wußte er kein Mittel, nicht, was von Speise und Trank ihm zuträglich sei, kannte kein Salböl zur Linderung seiner Schäden; sondern aus Mangel an Arzneien starben sie elendiglich dahin. Darum zeigte ihnen Prometheus die Mischung milder Heilmittel, allerlei Krankheiten damit zu vertreiben. Dann lehrte er sie die Wahrsagerkunst, deutete ihnen Vorzeichen und Träume, Vogelflug und Opferschau. Ferner führte er ihren Blick unter die Erde und ließ sie hier das Erz, das Eisen, das Silber und das Gold entdecken; kurz, in alle Bequemlichkeiten und Künste des Lebens leitete er sie ein.

Im Himmel herrschte mit seinen Kindern seit kurzer Zeit Jupiter, der seinen Vater Kronos enttront und das alte Göttergeschlecht, von welchem auch Prometheus abstammte, gestürzt hatte.

Jetzt wurden die neuen Götter aufmerksam auf das eben entstandene Menschenvolk. Sie verlangten Verehrung von ihm für den Schutz, welchen sie demselben angedeihen zu lassen bereitwillig waren. Zu Mekone in Griechenland ward ein Tag gehalten zwischen Sterblichen und Unsterblichen, und Rechte und Pflichten der Menschen wurden bestimmt. Bei dieser Versammlung erschien Prometheus als Anwalt seiner Menschen, dafür zu sorgen, daß die Götter für die übernommenen Schutzämter den Sterblichen nicht allzulästige Gebühren auferlegen

möchten. Da verführte den Titanensohn seine Klugheit, die Götter zu betrügen. Er schlachtete im Namen seiner Geschöpfe einen großen Stier; davon sollten die Himmlischen wählen, was sie für sich davon verlangten. Er hatte aber nach Zerstückelung des Opfertieres zwei Haufen gemacht; auf die eine Seite legte er das Fleisch, das Eingeweide und den Speck, in die Haut des Stiers zusammengefaßt, auf die andere die kahlen Knochen, künstlich in das Unschlitt des Schlachtopfers eingehüllt. Und dieser Haufen war der größere. Jupiter, der Göttervater, der Allwissende, durchschaute aber seinen Betrug und sprach: „Sohn des Japetus, erlauchter König, guter Freund, wie ungleich hast du die Teile geteilt!“ Prometheus glaubte jetzt erst recht, daß er ihn betrogen, lächelte bei sich selbst und sprach: „Erlauchter Jupiter, größter der ewigen Götter, wähle den Teil, den dir dein Herz im Busen anrät zu wählen.“ Jupiter ergrimmte im Herzen, aber geflissentlich faßte er mit beiden Händen das weiße Unschlitt. Als er es nun auseinander gedrückt und die bloßen Knochen gewahrte, stellte er sich an, als entdeckte er jetzt eben erst den Betrug, und zornig sprach er: „Ich sehe wol, Freund Japetionide, daß du die Kunst des Truges noch nicht verlernt hast!“

Jupiter beschloß sich an Prometheus für seinen Betrug zu rächen und versagte den Sterblichen die letzte Gabe, die sie zur vollendeteren Gesittung bedurften, das Feuer. Doch auch dafür wußte der schlaue Sohn des Japetus Rat. Er nahm den langen Stengel des markigen Riesenfenchels, näherte sich mit ihm dem vorüberfahrenden Sonnenwagen und setzte so den Stengel in glostenden Brand. Mit diesem Feuerzunder kam er hernieder auf die Erde, und bald loderte der erste Holzstoß gen Himmel. In innerster Seele schmerzte es den Donnerer, als er den fernhinleuchtenden Glanz des Feuers unter den Menschen emporsteigen sah. Sofort formte er zum Ersatz für des Feuers Gebrauch, das den Sterblichen nicht mehr zu nehmen war, ein neues Uebel für sie. Der seiner Kunst wegen berühmte Feuergott Vulkanus mußte ihm das Scheinbild einer schönen Jungfrau fertigen; Minerva selbst, die, auf Prometheus eifersüchtig, ihm abhold geworden war, warf dem Bild ein weißes, schimmerndes Gewand über, ließ ihr einen Schleier über das Gesicht wallen, den das Mädchen mit den Händen geteilt hielt, bekränzte ihr Haupt mit frischen Blumen und umschlang es mit einer goldenen Binde, die gleichfalls Vulkanus seinem Vater zu Liebe kunstreich verfertigt und

mit bunten Tiergestalten herrlich verziert hatte. Merkurius, der Götterbote, mußte dem holden Gebilde Sprache verleihen und Venus allen Liebreiz. Also hatte Jupiter unter der Gestalt eines Gutes ein blendendes Uebel geschaffen und nannte sie Pandora, das heißt die Allbeschenkte; denn jeder der Unsterblichen hatte dem Mägdlein irgend ein unheilbringendes Geschenk für die Menschen mitgegeben. Darauf führte er die Jungfrau hernieder auf die Erde, wo Sterbliche vermischt mit den Göttern lustwandelten. Alle mit einander bewunderten die unvergleichliche Gestalt. Sie aber schritt zu Epimetheus, dem argloseren Bruder des Prometheus, ihm das Geschenk Jupiters zu bringen. Vergebens hatte diesen der Bruder gewarnt, niemals ein Geschenk vom olympischen Jupiter anzunehmen, damit dem Menschen kein Leid dadurch widerführe, sondern es sofort zurückzusenden. Epimetheus, dieses Wortes eingedenk, nahm die schöne Jungfrau mit Freuden auf und empfand das Uebel erst, als er es hatte. Denn bisher lebten die Geschlechter der Menschen, von seinem Bruder beraten, frei vom Uebel, ohne beschwerliche Arbeit, ohne quälende Krankheit. Das Weib aber trug in den Händen ihr Geschenk, ein großes Gefäß, mit einem Deckel versehen. Kaum bei Epimetheus angekommen, schlug sie den Deckel zurück, und alsbald entflog dem Gefäße eine Schar von Uebeln und verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die Erde. Ein einziges Gut war zuunterst in dem Fasse verborgen, die Hoffnung; aber auf den Rat des Göttervaters warf Pandora den Deckel wieder zu, ehe sie herausflattern konnte, und verschloß sie für immer in dem Gefäß. Das Elend füllte inzwischen in allen Gestalten Erde, Luft und Meer. Die Krankheiten irrten bei Tag und bei Nacht unter den Menschen umher, heimlich und schweigend, denn Jupiter hatte ihnen keine Stimme gegeben; eine Schar von Fiebern hielt die Erde belagert, und der Tod, früher nur langsam die Sterblichen beschleichend, beflügelte seinen Schritt.

Darauf wandte sich Jupiter mit seiner Rache gegen Prometheus. Er übergab den Verbrecher dem Vulkanus und seinen Dienern, dem Kratos und der Bia (dem Zwang und der Gewalt). Diese mußten ihn in die Scythischen Einöden schleppen und hier über einen schauderhaften Abgrund an eine Felswand des Berges Kaukasus mit unauflöslichen Ketten schmieden. Ungern vollzog Vulkanus den Auftrag seines Vaters; er liebte in dem Titanensohne den verwandten Abkömmling seines Urgroßvaters Uranos, den ebenbürtigen

Götterſprößling. Unter mitleidsvollen Worten und von den roheren Knechten geſcholten, ließ er dieſe das grauſame Werk vollbringen. So mußte nun Prometheus an der freudloſen Klippe hangen, aufrecht, ſchlaflos, niemals im ſtande, das müde Knie zu beugen. „Viele vergebliche Klagen und Seufzer wirſt du verſenden,“ ſagte Vulkanus zu ihm, „denn Jupiters Sinn iſt unerbittlich, und alle, die erſt ſeit kurzer Zeit die Herrſchergewalt an ſich geriſſen, ſind hartherzig.“ (Jupiter hatte den Kronos, ſeinen Vater, und mit ihm die alte Götterdynaſtie geſtürzt und ſich des Olymps mit Gewalt bemächtigt. Japetos und Kronos waren Brüder, Prometheus und Jupiter Geſchwiſterkinder.) Wirklich ſollte auch die Qual des Gefangenen ewig oder doch dreißigtauſend Jahre dauern. Obwol laut aufſeufzend und Winde, Ströme, Quellen und Meereswellen, die Allmutter Erde und den allſchauenden Sonnenkreis zu Zeugen ſeiner Pein aufrufend, blieb er doch ungebeugten Sinnes. „Was das Schickſal beſchloſſen hat,“ ſprach er, „muß derjenige tragen, der die unbezwingliche Gewalt der Notwendigkeit einſehen gelernt hat.“ Auch ließ er ſich durch keine Drohungen Jupiters bewegen, die dunkle Weisſagung, daß dem Götterherrſcher durch einen neuen Ehebund (mit der Thetis) Verderben und Untergang bevorſtehe, näher auszudeuten. Jupiter hielt Wort; er ſandte dem Gefeſſelten einen Adler, der als täglicher Gaſt an ſeiner Leber zehren durfte, die ſich, abgeweidet, immer wieder erneuerte. Dieſe Qual ſollte nicht eher aufhören, bis ein Erſatzmann erſcheinen würde, der durch freiwillige Uebernahme des Todes gewiſſermaßen ſein Stellvertreter zu werden ſich erböte.

Jener Zeitpunkt erſchien früher, als der Verurtheilte nach Jupiters Spruch erwarten durfte. Als er dreißig Jahre an dem Felſen gehangen, kam Herkules des Weges, auf der Fahrt nach den Heſperiden und ihren Aepfeln begriffen. Wie er den Götterenkel am Kaukaſus hangen ſah und ſich ſeines guten Rates zu erfreuen hoffte, erbarmte ihn ſein Geſchick; denn er ſah zu, wie der Adler, auf den Knien des Prometheus ſitzend, an der Leber des Unglücklichen fraß. Da legte er Keule und Löwenhaut hinter ſich, ſpannte den Bogen, entſandte den Pfeil und ſchoß den grauſamen Vogel von der Leber des Gequälten hinweg. Hierauf löſte er ſeine Feſſeln und führte den Befreiten mit ſich davon. Damit aber Jupiters Bedingung erfüllt würde, ſtellte er ihm als Erſatzmann den Centauren Chiron, der erbötig war, an jenes Statt zu ſterben; denn vorher war er unſterblich. Auf daß jedoch

Jupiters Urteil, der den Prometheus auf weit längere Zeit an den Felsen gesprochen hatte, auch so nicht unvollzogen bliebe, so mußte Prometheus fortwährend einen eisernen Ring tragen, an welchem sich ein Steinchen von jenem Kaukasusfelsen befand. So konnte sich Jupiter rühmen, daß sein Feind noch immer an den Kaukasus angeschmiedet lebe. G. Schwab.

2. Philemon und Baucis.

Weit, weit von uns gegen Morgen hin, in demjenigen Teile von Asien, den wir Klein-Asien nennen, liegt ein fruchtbares Land, voller Hügel und Thäler, von Flüssen durchströmt, von Bächen und Quellen befeuchtet; in alten Zeiten ward es Phrygien genannt.

Dort lebten vor langen, langen Jahren Philemon und Baucis, fromm und schlicht, in Armut zwar, aber zufrieden und glücklich. Ihre ärmliche Hütte stand weit oben im Thale, ziemlich fern von den Wohnungen ihrer reicheren Nachbarn, und nur mit Stroh und Schilfrohr gegen den Regen und gegen Unwetter gedeckt. Aber sie hätten dieselbe dennoch mit keiner der stattlichsten Wohnungen im Thale vertauscht. Sie war ihnen lieb geworden durch lange Gewohnheit; denn als junge Eheleute hatten sie sie bezogen und waren allmählich darin grau geworden. Ihren Unterhalt verschaffte ihnen ein Garten, den sie selbst bauten, und ein mäßiges Feld, das sie selbst bestellten.

Einst waren sie mit einer Arbeit im Garten beschäftigt; da machte sie plötzlich ein schreckliches Hundegebell aufmerksam, das von der Wohnung ihres nächsten Nachbars heraufscholl. Sie sahen hinab und gewahrten zwei fremde Männer, welche das Gehöft verließen, von den Hunden des Nachbars verfolgt, und unter dem Thore sahen sie noch den Nachbar stehen, und bemerkten, wie er die geballte Faust drohend erhob, den beiden Fremdlingen nachscheltend und die Hunde gegen sie hetzend.

„Was mag wol da unten geschehen sein?“ sagte Philemon zu seiner Frau. „Was wird es sein?“ erwiderte Baucis. „Wir kennen ja die unfreundliche Art des Nachbars. Die beiden Fremdlinge haben ihn vielleicht um Herberge angesprochen, und er hat sie, wie er schon oftmals gethan, zum Hause hinaus gejagt.“ Da schüttelte Philemon sein graues Haupt und sprach: „Das wäre doch schändlich! Aber möglich ist's. Die Tugend der Gastfreundschaft kennen unsere Nachbarn überhaupt nicht.“

Indem sie noch sprachen, sahen sie, daß die beiden Fremden den Fußpfad einschlugen, der nach ihrer Hütte herauf führte.

Sie legten darum ihre Arbeit bei Seite, und giengen durch die Hinterthüre in das Haus, um sie da zu erwarten. Alsbald traten auch die zwei Fremdlinge gebückt durch die niedrige Thüre herein.

„Ihr guten Leute," redete sie der größere von ihnen an, „wollt Ihr uns wohl erlauben, daß wir uns unter Eurem Dache von der Ermüdung ein wenig ausruhen? Wir würden Euch nicht beschwerlich fallen, wenn wir nicht von einer weiten Wanderung äußerst erschöpft wären, und der Ruhe und Erfrischung sehr bedürften. Schon bei den ersten Häusern des Thales klopften wir an, um ein Obdach zu finden, allein nirgends wurden wir aufgenommen. Das eine war fest verschlossen und verriegelt, indem wir nahten; hier wurden wir mit Scheltworten abgewiesen, dort mit Hunden hinausgehetzt, und an andern gar mit Schlägen bedroht. So hatten wir in dem langen Thale überall vergeblich eine gastfreundliche Aufnahme und Herberge gesucht; wenn Ihr uns nun auch nicht aufnehmen wolltet" —

„Ei was!" fiel ihm hier Philemon in die Rede, „das soll man mir nicht nachsagen, daß ich einem müden Wandersmann Obdach und Labung versagt hätte. Wenn wir schon arm sind, so teilen wir doch gern mit, was wir besitzen. Kommt, setzt Euch. Doch müßt Ihr mit unserer Armut vorlieb nehmen."

Mit diesen Worten stellte er einen Sitz zurecht, und emsig kam die alte Baucis herbei und deckte einen einfachen aber reinlichen Teppich darüber. Dankbar ließen sich die beiden Wanderer nieder. Baucis aber trat vor sie hin, neigte sich freundlich, und sprach: „Ruhet hier einstweilen, ihr Herren, ich will Euch geschwind ein Fußbad bereiten, das zieht die Müdigkeit am besten aus den Füßen. Auch sollt Ihr nicht hungrig von uns gehen. Zur Sättigung sollt Ihr finden, was Ihr bedürfet. Nur müßt Ihr keine seltenen Leckerbissen erwarten, der Hunger und der gute Wille, mit dem wir geben, was wir vermögen, muß Euch das ländliche Mahl würzen."

Mit diesen Worten eilte sie an den Herd, rührte die Asche von einander, nahm dürres Laub, Kien und trocknes Reisholz, legte es auf die glimmende Asche und blies es mit keuchendem Atem zur Flamme. Und als es nun brannte, stellte sie den kleinen Wasserkessel darüber.

Hierauf setzte sie sich, das Gemüse zu belesen, das ihr Mann indessen aus dem Garten geholt hatte. Philemon aber holte mit der zweizackigen Gabel den Schinken herunter, der

schon lange aufbewahrt an dem schwarzberußten Balken hieng, und schnitt ein Stück davon ab. Während sie aber diese und andere Zurüstungen trafen, sprachen sie immer mit den Gästen, um ihnen die Zeit zu verkürzen.

Endlich war das laue Fußbad bereitet. Indeß sich die Wanderer damit erfrischten, rüstete Baucis den Tisch. Nach der Sitte des Landes lag man längs ausgestreckt bei Tische auf besondern Ruhebetten. Reichere Leute hatten sie kostbarer. Hier war das Gestelle von Weiden geflochten, die Polster waren mit Seegrase ausgefüllt, und Baucis hatte sie mit dem festtäglichen Ueberzuge bekleidet; aber auch dieser war schlecht und veraltet. Die Gäste streckten sich darauf hin, und Baucis stellte den Tisch zurecht. Aber er wollte nicht feststehen; wie sie ihn auch rückte, — er wackelte immer, denn der eine Fuß war kürzer, als die übrigen. Endlich schob sie eine Scherbe darunter, und nun stand er fest. Hierauf rieb sie ihn mit wohlriechenden Kräutern ab, und jetzt ward aufgetragen.

Da gab es Oliven, eingemachte Kornelkirschen, Endivien, Rettig, Käse und weichgesottene Eier. Auch der Wein fehlte nicht bei dem Mahle. Philemon brachte ihn in einem irdenen Kruge mit weiter Oeffnung, der mit erhabenen Schildern und Figuren verziert war. Die Becher aber waren von Holz, innen mit Wachs überzogen.

Hierauf brachte Baucis die warmen Speisen, und endlich den Nachtisch, der reich versorgt war mit Nüssen, Datteln, Pflaumen, Feigen, Aepfeln und Trauben. Alles war selbst gezogen in dem Garten oder auf dem eigenen kleinen Felde gewachsen. Freundlich rühmten sie dies den Gästen, und bedienten sie mit einer Bereitwilligkeit und Herzlichkeit, die höher zu schätzen war, als das Mahl selbst.

Philemon schenkte fleißig die Becher voll; mit einemmale fiel es ihm aber auf, daß der Krug nicht leer wurde, daß er beinahe noch voll war. Er wurde aufmerksam, und als er wieder eingeschenkt hatte, sah er deutlich, wie der Wein im Kruge wieder heraufstieg. Er winkte seiner Frau, und zeigte es ihr, und sie sprachen insgeheim mit einander. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagte Philemon. „Wenn ich sonst so oft einschenke, wird der Krug immer leerer; da ist aber noch so viel Wein darinnen, als ich hineingefüllt habe. Diese Fremdlinge sehen mir überhaupt nicht aus, wie gewöhnliche Menschen. Sieh nur, welche ernste, ehrfurchtgebietende Miene der Eine hat." — „Ja wol," versetzte die erschrockene Baucis, „und der Andere spricht selbst mit ihm, nicht wie

mit Seinesgleichen, sondern ehrfurchtsvoll, wie ein Diener mit seinem Herrn. Siehst du nicht, welcher helle Schein auch den Einem umgiebt? Gewiß, du hast Recht, gewiß ist das irgend ein mächtiger Genius, den wir in unser schlechtes Dach aufgenommen haben."

Während dieses Gespräches gieng ihnen erst noch die feste Ueberzeugung auf, daß die beiden Fremdlinge gewiß keine Menschen wären, sondern übermenschliche Wesen. Darum traten sie, furchtsam nahend, vor sie, und fleheten mit aufgehobenen Händen, sie möchten Nachsicht haben mit ihrer schlechten Bewirtung. Ehe sie aber noch eine Antwort erhielten, eilten sie beide zumal von dannen und giengen nach dem kleinen Hofe, um ihre einzige Gans zu fangen und den mächtigen Gästen als ein Opfer zu schlachten. Die Gans aber wollte sich nicht fangen lassen, und wie die Alten auch nacheilten und wie oft sie sie auch zu haschen meinten, so oft entkam sie ihnen wieder. Mit lautem Geschrei lief sie und schwang ihre Flügel dabei, und entfloh zuletzt in die Hütte, wo sie sich, gleichsam um Schutz flehend, zu dem einen der Fremdlinge flüchtete. Philemon und Baucis kamen atemlos nach, um sie hier nun zu erhaschen. Der eine der Gäste, zu dessen Füßen sie sich gerettet hatte, erhob aber die Hand und sprach: „Laßt es leben, das treue Tier, das Euch durch seine Wachsamkeit bisher die Hütte beschützt hat, und Euch des Nachts durch sein Geschnatter erweckte, wenn ein Dieb sich nahte. Aber Ihr habt Euch nicht betrogen! wir sind keine gewöhnlichen Menschen. Ich bin Zeus, der mächtige König der Geister, und mein Begleiter ist Hermes, ebenfalls ein mächtiger Genius. Wir haben menschliche Gestalt angenommen, und sind gekommen, die Bosheit der Bewohner dieses Thales auf die Probe zu stellen und zu bestrafen. Ihr aber, die Ihr fromm seid, und gastfreundlich gegen Fremdlinge, Ihr sollt der Strafe entgehen, die über dies Thal kommen wird. Verlaßt eilig Eure Hütte und begleitet uns dorthin nach der Höhe."

Mit diesen Worten erhob er sich von dem Sitze, und gieng mit Hermes, seinem Begleiter, das Thal entlang nach der Höhe zu. Philemon und Baucis hatten ihre Wanderstäbe ergriffen, folgten ihnen nach. Mühevoll und langsam erstiegen sie den Hügel.

Sie mochten etwa noch einen Pfeilschuß weit von dem Gipfel entfernt sein, da hörten sie plötzlich hinter sich ein wunderbares Rauschen und Donnern, und als sie zurücksahen, war das ganze Thal verschwunden, Häuser, Felder, Gärten,

alles war versunken, sammt Menschen und Tieren, und ein großer See war an der Stelle. Nur ihre Hütte stand noch am Ufer des Sees.

Ein Ausruf des Staunens und Schreckens entfuhr ihnen; allein reden konnten sie nicht bei diesem Anblicke. Endlich aber gedachten sie ihrer Nachbarn, und Tränen des aufrichtigsten Mitleidens netzten ihre Wangen.

Indem sie aber noch standen und hinabschauten, ereignete sich ein anderes Wunder. Ihre kleine, alte Hütte schien sich ordentlich zu beleben. Sie wuchs in die Höhe und in die Breite; und plötzlich sahen sie hohe Säulen an der Stelle der rohen Balken, welche das Dach zuvor stützten; das von dem Wetter grau gewordene Stroh des Dachs färbte sich wieder gelb; das ganze Dach verwandelte sich in eine hohe goldene Kuppel; der Boden rings umher war mit schönem geglättetem Marmor belegt, und die breiten Thürflügel waren mit erhabenem Bildwerke verziert; die ärmliche Hütte war zu einem Tempel umgewandelt.

Sie standen noch in sprachloser Verwunderung und starrten hinab, als Zeus, der König der Geister, zu ihnen trat und sie mit mildem Ernste also anredete: „Ihr sehet an dem Schicksale der Bewohner dieses Thales ein Beispiel meiner Macht und der verdienten Strafe; Eure Frömmigkeit aber hat Euch nicht nur von solcher Strafe bewahrt, sondern sie macht Euch auch einer Belohnung würdig. Wolan, ich verspreche Euch die Gewährung zweier Wünsche. Wählt vernünftig, beratet Euch, was Ihr wünschen wollt, und sagt mir Euern Entschluß.“

Mit Ehrfurcht neigten sich die Alten und traten sodann auf die Seite, sich über ihre Wünsche zu besprechen. Ihre Beratung dauerte aber nicht lange. „Nun, nennet mir Euern ersten Wunsch!“ sprach Zeus, als sie sich wieder zu ihm wandten. „Herr!“ antwortete Philemon, „wir sind beide schon alt, darum taugen wir nicht mehr unter die Menschen und würden uns nur sehr schwer an eine andere Gegend gewöhnen. Darum laß uns hier bleiben, als die Priester jenes Tempels, der einst unsere Wohnung gewesen.“

„Dieser Wunsch ist vernünftig, er sei Euch gewährt,“ sprach der König der Geister. „Nun nennt mir auch Euern zweiten Wunsch.“

„Unser zweiter Wunsch,“ versetzte Philemon, „ist der, daß wir, wenn unsere Stunde gekommen ist, dereinst mit einander sterben möchten. Wir haben die lange Reihe unserer

Jahre in Eintracht mit einander verlebt und es wäre mir schmerzlich, wenn ich mich noch in meinem hohen Alter von meinem Weibe trennen, wenn ich für ihre Beerdigung sorgen müßte, und eben so schmerzlich wäre es für meine Baucis, wenn sie mich begraben und in freudenloser Einsamkeit zurückbleiben müßte. Darum möge der Engel des Todes uns zu einer und derselben Stunde von der Erde hinweg führen."

„Es sei!" sprach Zeus, und entschwand mit seinem Begleiter vor ihren Augen.

Ihre Wünsche wurden erhört. Lange Jahre besorgten sie noch als Priester die Geschäfte in dem Tempel. —

Eines Abends standen sie einst vor den Stufen des Tempels beisammen und sprachen von dem Schicksale der Gegend, da sah Baucis, wie Philemons wenige Silberlocken mit einemmale dichter und buschig wurden, sich grün färbten und in völliges Laub verwandelten. Eben so sah auch Philemon den grauen Scheitel seiner Baucis zu gleicher Zeit in Zweige und Blätter verwandelt. Sie fühlten selbst, daß eine Verwandlung mit ihnen vorgieng. Auch über das Gesicht wuchsen ihnen grüne Zweige. Sie streckten die Arme gegen einander aus, und auch diese verwandelten sich in Aeste; die Füße wurzelten in der Erde fest, und die Rinde wuchs von unten herauf. „Lebe wohl, mein Philemon!" „Lebe wohl, meine Baucis!" riefen sie sich noch mehrmals zu. Da wuchs endlich die Rinde auch über das Gesicht und bedeckte den Mund. Sie waren zwei Bäume geworden, Philemon eine Eiche, und Baucis eine Linde.

Der Tempel zerfiel im Laufe der Jahre; aber die beiden Bäume standen noch in spätern Jahrhunderten, und niemand wagte es, sie mit der Axt zu verletzen, denn das Volk hielt sie heilig, und häufig sah man frische Blumenkränze an ihren Zweigen hängen. Denn vom Vater hatte sich auf den Sohn und auf den Enkel und Urenkel, und bis auf die spätesten Geschlechter hinaus die Sage von Philemon und Baucis erhalten, und jeder betrachtete die Bäume mit heiliger Ehrfurcht.

Grimm.

3. Hektors Ende. (1184 v. Chr.)

Auf einem hohen Turme der Stadt stand der greise König Priamus und schaute nieder auf den gewaltigen Peliden, wie er die fliehenden Trojaner vor sich hertrieb, ohne daß ein Gott oder ein Sterblicher erschien, ihn abzuwehren. Wehklagend stieg der König vom Turme hernieder und ermahnte

die Hüter der Mauer: „Oeffnet die Thorflügel und haltet sie, bis alle die fliehenden Völker sich in die Stadt hereingedrängt haben; denn Achilles tobt ganz nahe dem Schwarm, und mir ahnet schlimmer Ausgang. Sind sie innerhalb der Mauer, so füget mir die Flügel wol in einander, sonst stürmt der Verderbliche hinter ihnen durch das Thor zu uns herein!“ Die Wächter schoben die Riegel zurück, die Thorflügel thaten sich auseinander, und eine Rettungspforte stand offen. Die Trojaner flüchteten glücklich durch's offene Thor in die Stadt, während Achilles noch immer auf der Verfolgung Apollos begriffen war, den er für den Agenor hielt. Als der Gott sich ihm zu erkennen gegeben, wandte er sich und flog trotzigen Sinnes auf die Stadt zu wie ein ungestümes, sieggewohntes Roß am Wagen. Ihn erblickte zuerst der greise Priamus von der Warte des Turmes herunter, auf welcher der König wieder Platz genommen hatte, und er erschien ihm leuchtend, wie der ausdörrende Hundsstern am Nachthimmel dem Landmann verderbenbringend entgegenfunkelt. Der Greis schlug sich die Brust mit den Händen und rief wehklagend zu seinem Sohne herab, der außerhalb des Skäischen Thores stand und voll heißer Kampfbegier auf den Peliden wartete: „Hektor, teurer Sohn! Was weilest du draußen einsam und von Allen getrennt? Willst du dich denn mutwillig dem Verderber in die Hände geben, ihm, der mir schon so viele tapfere Söhne geraubt hat? Komm herein in die Stadt, beschirme hier Trojas Männer und Frauen, verherrliche nicht den Ruhm des Peliden durch deinen Tod! Erbarme dich auch meiner, deines elenden Vaters, so lange er noch atmet; meiner, den Jupiter verdammt hat, an der äußersten Schwelle des Alters in Gram hinzuschwinden und so unendlich Leid mitanzuschauen! Meine Söhne werde ich sehen müssen erwürgt, meine Töchter hinweggerissen, ausgeplündert die Kammern meiner Burg, die stammelnden Kinder zu Boden geschmettert, die Schwiegertöchter fortgeschleppt. Zuletzt liege ich wol selbst, von einem Speerwurf oder Lanzenstich ermordet, am Thore des Palastes und die Hunde, die ich aufgezogen, zerfleischen mich und lecken mein Blut.“ Also rief der Greis vom Turme herab und zerraufte sein weißes Haar. Auch Hekuba, die Mutter, erschien an seiner Seite, zerriß ihr Gewand und rief weinend hinunter: „Hektor, gedenke, daß meine Brust dich gestillt hat; erbarme dich meiner! Wehre dem schrecklichen Mann hinter der Mauer, aber miß dich nicht mit ihm im Vorkampfe, du Rasender!“

Das laute Weinen und Rufen seiner Eltern vermochte den Sinn Hektors nicht umzustimmen; er blieb unbeweglich auf dem Platze und erwartete den herannahenden Achilles. Damals hätte ich weichen müssen, sprach er in seinem Herzen, als mein Freund Polydamas mir den Rat gab, das Heer der Trojaner in die Stadt zurückzuführen! Jetzt, nachdem ich das Volk durch meine Bethörung verderbt habe, fürchte ich mich vor den Männern und Weibern Trojas, daß nicht einer der Schlechteren mir dereinst sage: Im Vertrauen auf seine eigene Stärke hat Hektor das Volk preisgegeben. Viel besser, ich siege oder falle im Kampfe mit dem Gefürchteten! — Oder wie? Wenn ich Schild und Helm jetzt zur Erde legte, meinen Speer an die Mauer lehnte, ihm entgegengienge, ihm Helena, alle Schätze, die Paris geraubt, zudem anderes Gut die Fülle anböte; wenn ich alsdann den Fürsten Trojas einen Eidschwur abnähme, nichts im Geheimen zu entziehen, all' unsere Schätze und Vorräte in zwei Teile zu teilen? — Doch wehe mir, was für Gedanken kommen mir in's Herz! Ich mich ihm flehend nah'n? Ohne Erbarmen würde er mich, den Entblößten, niederhauen wie ein Weib! Fürwahr, es würde mir schön anstehen, wenn ich mich zu einem traulichen Gespräche ihm beigesellen wollte, wie ein Jüngling wol mit der Jungfrau plaudert! Besser, wir rennen auf einander an zum Kampfe, daß es sich bald entscheide, welchem von uns Beiden die Olympischen den Sieg verleihen! — Solche Gedanken wog Hektor im Geiste ab und blieb.

Immer näher kam Achilles geschritten, dem Kriegsgott an furchtbarer Herrlichkeit gleich; auf der rechten Schulter bebte ihm entsetzlich seine Lanze aus Pelions Eschenholz, seine Erzwaffen schimmerten um ihn wie eine Feuersbrunst oder wie die aufgehende Sonne. Als Hektor ihn sah, mußte er unwillkürlich zittern; er vermochte nicht mehr stille zu stehen; er wandte sich um dem Thore zu, und hinter ihm her flog der Pelide, wie ein Falk der Taube nachstürzt, die oft seitwärts schlüpft, während der Raubvogel gerad' andringt in seinem Fluge. So flüchtete Hektor längs der Mauer von Troja über den Fahrweg hinüber an den beiden sprudelnden Quellen des Skamander vorbei, der warmen und der kalten, immer weiter um die Mauer; ein Starker floh, aber ein Stärkerer folgte. Also kreisten sie dreimal um die Stadt des Priamus, und vom Olymp sahen alle ewigen Götter dem Schauspiele mit gespannter Aufmerksamkeit zu. „Erwägt es wohl, ihr Götter!“ sprach Jupiter, „die Stunde der Entschei-

dung ist gekommen. Jetzt fragt es sich: Soll Hektor dem Tode noch einmal entfliehen, oder soll er, wie tapfer er auch sein mag, fallen?“ Da nahm Pallas Athene das Wort und sprach: „Vater, woran denkst du? Einen Sterblichen, der längst dem Verhängniß anheimgefallen ist, willst du vom Tode erlösen? Thu', was dir gut dünkt, aber hoffe nicht, daß die Götter deinen Rat billigen werden!“ Jupiter nickte seiner Tochter Gewährung zu, und sie schwang sich wie ein Vogel von den Felsenhöhen des Olymp auf's Schlachtfeld hinab.

Hier floh Hektor noch immer vor seinem Verfolger, der ihn, wie ein Jagdhund den aus dem Lager aufgejagten Hirsch, bedrängte und ihm wie dieser seinem Wilde keinen Schlupfwinkel und keine Rast gönnte. Auch winkte Achilles seinem Volke zu, daß keiner sein Geschoß auf Hektor werfen und ihm den Ruhm rauben sollte, der Erste und Einzige gewesen zu sein, der den furchtbarsten Feind der Griechen erlegt habe. Als sie nun zum viertenmal auf ihrer Runde um die Mauer an die Quellen des Skamander gelangt waren, da erhob sich Jupiter auf dem Olymp, streckte die gold'ne Wage vor und legte zwei Todeslose hinein, das eine für den Peliden, das andere für den Hektor. Dann faßte er die Wage in der Mitte und wog; da sank Hektors Wagschale tief nach dem Hades zu, und augenblicklich verließ Phöbus Apollo seine Seite. Zu Achilles aber trat Athene, die Göttin, und flüsterte ihm in's Ohr: „Steh' und erhole dich, während ich jenem zurede, dich kühn zu bekämpfen!“ Achilles lehnte sich, der Göttin gehorchend, auf seinen eschenen Speer; sie aber trat in der Gestalt des Deiphobus ganz nahe zu Hektor und sprach zu ihm: „Ach, mein älterer Bruder, wie bedrängt dich der Pelide! Wohlan, laß uns Stand halten und ihn abwehren!“ Freudig aufblickend erwiderte Hektor: „Du warst immer mein trautester Bruder, Deiphobus, jetzt aber muß dich mein Innerstes nur um so mehr hochachten, daß du dich, sobald mich dein Auge wahrnahm, aus der Stadt gewagt hast, während die Andern alle hinter der Mauer sitzen.“ Athene winkte dem Helden zu und schritt ihm, die Lanze gehoben, voran, dem ausruhenden Achilles entgegen. Diesem rief Hektor zuerst zu: „Nicht länger entfliehe ich dir, Pelide; mein Herz treibt mich, dir fest gegenüber zu stehen, daß ich dich töde oder falle. Laß uns aber die Götter zu Zeugen eines Eidschwures nehmen: wenn mir Jupiter den Sieg verleiht, werde ich dich nimmermehr mißhandeln, sondern, nachdem ich dir deine Rüstung abgezogen, die Leiche deinen Volksgenossen zurückgeben. Ein

Gleiches sollst du mir thun.“ — „Nicht von Verträgen geplaudert!“ erwiderte finster Achilles; „so wenig ein Hund zwischen Löwen und Menschen Freundschaft stiftet, so wenig zwischen Wölfen und Lämmern Eintracht besteht, so wenig wirst du mich mit dir befreunden. Einer von uns muß blutig zu Boden stürzen. Nimm deine Kunst zusammen, du mußt Lanzenschwinger und Fechter zugleich sein! Doch du wirst mir nicht entrinnen; all' das Leid, das du den Meinigen mit der Lanze angethan hast, das büßest du mir jetzt auf ein Mal!“ So schalt Achilles und schleuderte die Lanze; doch Hektor sank in's Knie, und das Geschoß flog über ihn weg in die Erde; hier faßte es Athene und gab es, unbemerkt von Hektor, dem Peliden sogleich zurück. Mit zornigem Schwung entsandte nun Hektor auch seinen Speer, und dieser fehlte nicht; er traf mitten auf den Schild des Achilles, prallte aber davon ab. Bestürzt sah sich Hektor nach seinem Bruder Deiphobus um, denn er hatte keine zweite Lanze zu versenden; doch dieser war verschwunden. Da wurde Hektor inne, daß es Athene war, die ihn getäuscht hatte. Wol sah er ein, daß das Schicksal ihn jetzt fassen würde; er dachte daher nur darauf, wie er nicht ruhmlos in den Staub sinken wollte, zog sein gewaltiges Schwert von der Hüfte und stürmte, das geschwungene in der Rechten, wie ein Adler einher, der auf einen geduckten Hasen oder ein Lämmlein aus der Luft herabschießt. Der Pelide wartete den Streich nicht ab, auch er drang unter dem Schilde vor; sein Helm nickte, die Mähne flatterte, und sternhell stralte sein Speer, den er grimmig in seiner Rechten schwenkte. Sein Auge durchspähte den Leib Hektors, forschend, wo etwa eine Wunde haften könnte. Da fand er alles blank von der geraubten Rüstung umhüllt; nur wo das Schlüsselbein Achsel und Hals verbindet, erschien die Kehle, die gefährlichste Stelle des Lebens am Leibe, ein wenig entblößt. Dorthin lenkte Achilles schnell besonnen seinen Stoß und durchstach ihm den Hals so mächtig, daß die Lanzenspitze zum Genick herausdrang. Doch durchschnitt ihm der Speer die Gurgel nicht so, daß der Verwundete nicht noch reden konnte, obgleich er in den Staub sank, während Achilles laut frohlockte und den Leichnam Hunden und Vögeln preiszugeben drohte. Da begann der liegende Hektor, schon schwächer atmend, zu flehen: „Ich beschwöre dich bei deinem Leben, Achilles, bei deinen Knien, bei deinen Eltern, laß mich bei den Schiffen der Danaer nicht die Hunde zerreißen! Nimm Erz und Gold, so viel du willst, zum Geschenk und entsende dafür meinen Leib

nach Troja, daß Männer und Frauen dort ihm die Ehre des Scheiterhaufens zu teil werden lassen!“ Aber Achilles schüttelte sein fürchterliches Haupt und sprach: „Beschwöre mich nicht bei meinen Knien und meinen Eltern, du Mörder meines Freundes! Niemand sei, der dir die Hunde verscheuche von deinem Haupt, und wenn mir deine Landsleute zwanzigfältige Sühnung darwögen und noch mehr verhießen, ja, wenn dich Priamus mir selbst mit Gold aufwägen wollte!“ — „Ich kenne dich,“ stöhnte Hektor sterbend, „ich ahnte, daß du nicht zu erweichen sein würdest; dein Herz ist eisern. Aber denk' an mich, wenn die Götter mich rächen und am hohen Skäischen Thore du, von dem Geschosse des Phöbus Apollo getroffen, im Staube endest wie jetzt ich!“ Mit dieser Weissagung verließ Hektors Seele den Leib und flog zum Hades hinunter. Achilles aber rief der fliehenden nach: „Stirb du; mein Los empfang' ich, wann Jupiter und die Götter wollen.“ So sprach er und zog den Speer aus dem Leichnam, legte ihn bei Seite und zog die eigene, blutige Rüstung von den Schultern des Gemordeten.

Nun kamen aus dem griechischen Heere viele Streiter herbeigelaufen und betrachteten bewundernd den Wuchs und die hohe Bildung des toden Hektor, und mancher sprach, ihn anrührend: „Wunderbar, wie viel sanfter ist doch der Mann nun zu betasten, als da er den Feuerbrand in unsere Schiffe schleuderte!“ Jetzt stellte sich Achilles mitten unter das Volk und sprach: „Freunde und Helden! Nachdem die Götter mir verliehen haben, diesen Mann hier zu bändigen, der uns mehr Böses gethan hat als alle Anderen zusammen, so laßt uns in unserer Rüstung die Stadt ein wenig auskundschaften, um zu erforschen, ob sie uns wol die Burg räumen werden, oder ob sie es wagen, uns auch ohne Hektor Widerstand zu leisten. Doch was rede ich? Liegt nicht mein Freund Patroklus noch unbestattet bei den Schiffen? Darum stimmt den Siegesgesang an, ihr Männer, und laßt uns vor allen Dingen meinem Freunde das Sühnopfer bringen, das ich ihm geschlachtet habe.“

G. Schwab.

4. Die Siegfriedsage. (Nach dem Nibelungenliede.)

In Burgundenland, auf der alten Königsburg zu Worms an dem Rheine, wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran, voll Liebreiz und Anmut. Leise, ahnungsreiche Träume umschwebten das sinnende Haupt der lieblichen Kriemhild in der stillen Abge-

Bayerische Staatsbibliothek München

schiedenheit, in welcher sie der edeln Zucht und Sitte ihrer Zeit gemäß ihre Kindheit und erste Jugend verlebte. Einen Falken, so zeigt ihr ein Traumgesicht, zieht sie auf und pflegt ihn als ihren Schützling manchen Tag — da stürzen sich zwei Adler herab und erdrücken mit ihren grimmen Klauen das zarte Tier vor ihren Augen. Schmerzlich bewegt erzählt die Erwachende den Traum der lieben Mutter. „Der Falke," deutet diese das stille, süße und bange Ahnen der Tochter, „der Falke ist ein edler Mann, dem deine Zukunft bestimmt ist; wolle Gott ihn behüten, daß du nicht früh ihn verlierst!" — „Was sagt Ihr, liebe Mutter, mir von einem Manne?" erwidert die Tochter; „ohne Minne eines Helden will ich bleiben, meine Jugendschönheit bewahren bis zum Tode, daß nicht meine Liebe mit Leide zuletzt gelohnet wird." — „Nun, versprich es nicht zu sehr — wirf es nicht allzuweit weg!" entgegnete die Mutter; „willst du jemals von Herzen froh werden, so geschieht es von Mannes Minne. Du wirst eines edeln Helden schönes Weib."

Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmute und gewaltig in kühner Kraft, ist inzwischen Siegfried im Niederland, zu Santen am Rheine, Siegmund und Siegelindens Sohn, schon als Knabe zum Helden herangewachsen und schon durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen; da hört er die Kunde von der schönen Jungfrau zu Worms am Oberrhein, und der schönste und frischeste, der freudigste und herrlichste der Heldenjünglinge seiner Zeit zog aus der Heimat mit seinen Mannen, um zu Worms zu werben um die schönste, anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war. Ein Ton der warnenden Ahnung läßt sich auch hier vernehmen von den Lippen des weisen Vaters, König Siegmunds; eine Träne des Schmerzes um das liebe Kind, das sie zu verlieren fürchtet, fällt aus Siegelindens Augen auf die treue, starke Hand des Sohnes — aber der Sohn zieht dahin, mit reicher Gabe von Vater und Mutter entsendet. Vor der Königsburg zu Worms reiten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in niegesehenem, herrlichem Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kennt die vor dem Königssaale am Rheinufer haltenden Mannen, niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da wird nach Hagen von Tronei gesandt, dem alle fremden Lande kund sind; aber auch er hat diese Helden noch niemals gesehen. „Fürsten oder Fürstenboten

müssen es sein," sagt er; „von wannen sie immer kommen, es sind hochgemute Helden." Bald aber fügt er hinzu: „Ich habe zwar noch niemals Siegfrieden gesehen, aber ich muß glauben, daß nur er es sein könne, der dort so herrlich einhergeht; es ist Siegfried, der das Geschlecht der Nibelungen besiegte, der den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rotem Gold dem finstern Geschlechte Schilbungs und Nibelungs abgewann und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampfe entriß — derselbe Siegfried, der auch einen Linddrachen schlug und in dem Blute sich badete, daß seine Haut wie Horn unverwundbar wurde. Solchen Helden sollen wir freundlich empfahen, daß wir nicht des schnellen Recken Haß auf uns laden mögen." Siegfried wird herrlich empfangen, köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele werden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten; Kriemhild schauet verstohlen durch das Fenster, und im Anschauen des starken Heldenjünglings vergißt sie alle Kurzweile, alle Spiele mit den Gefährtinnen, alle sinnigen Beschäftigungen der stillen Jungfraueneinsamkeit. Aber ein ganzes Jahr weilt Siegfried am Hofe der Burgundenkönige, ehe er die, um welche er wirbt, nur einmal zu sehen bekommt. Er zieht aus als Kampfgenosse, gleichsam als dienender Mann des Königs mit dem Heere und den Helden der Burgunden zu manchem Streite, zieht hin den weiten Weg vom Rhein durch Hessenland tief hinein in die Sachsengaue, der König Liutger mit König Liutgast von Dänemark den Burgunden Krieg angekündigt hatte. Im mörderischen Kampfe ist Siegfried der gewaltigste und siegreichste der Helden: er besiegt und nimmt gefangen den Dänenkönig Liutgast, und vor des Helden Uebermacht ergiebt sich Liutger mit seinen Sachsen. Die Boten kommen vom Heere nach dem Rheine, den fröhlichen Sieg zu verkünden, und einen derselben läßt man auch vor Kriemhild erscheinen, wissend oder ahnend, daß auch ihr Herz nicht daheim zu Worms, daß es im Sachsenkriege sei. „Nun sage mir liebe Botschaft," sagte Kriemhild; „ich gebe dir all' mein Gold und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein." — „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Königin, als der Gast aus Niederland; den höchsten Streit, den ersten und den letzten, den hat die Siegfriedshand bestanden. Die Geiseln, die Ihr aus Sachsen an den Rhein werdet kommen sehen, hat seine Heldenkraft bezwungen und hierher gesandt." — Zehn Mark Goldes und

reiche Kleider heißt die Königsjungfrau dem willkomm'nen Boten geben für die Botschaft, die allen lieb, niemanden aber lieber war als der stillglühenden Jungfrau. Seitdem steht sie schweigsam am engen Fenster des Königsbaues, hinausschauend auf den Heerweg, von dannen die Sieger an den Rhein heimkehren sollten. Endlich erscheint das siegesfrohe Ritterheer, und die Jungfrau sieht das fröhliche Getümmel vor den Pforten der Burg, auf dem weiten Plan am Rheine, und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt, bewundert wie keinen; aber noch immer können seine Augen die Ersehnte nicht erspähen; züchtig und still hält sie sich wie bisher in ihrer engen Kemnate. Da wird endlich ein großes, heiteres Ritterspiel gehalten, und an dem fröhlichen Pfingstfeste ziehen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, zum Hofe der Burgundenkönige. Da darf endlich auch an der Seite ihrer Mutter Ute, im Geleit von hundert schwerttragenden Kämmerern und hundert geschmückten Edelfrauen und Fräulein, Kriemhild zum erstenmal öffentlich erscheinen, und sie geht auf wie das Morgenrot aus trüben Wolken, in mildem Schimmer der Jugend, der Schönheit und der stillen Liebe, wie der Mond in mildem Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern steht Siegfried: Wie könnte das ergehen, daß ich dich minnen sollte? Das ist ein thörichter Wahn. Soll ich dich aber verlassen, so wäre ich lieber tod. — Da heißt nach höfischer Sitte Gunther auf Gernots Antrieb Siegfried herantreten, daß er ihre Schwester begrüße. Und der Held tritt heran und neigt sich minniglich vor der Jungfrau; da zieht sie zu einander der sehnenden Minne Zwang, und mit liebenden Blicken sehen sie verstohlen einander an. Noch wird aber kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit der das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagt für den tapfern Beistand, welchen er ihren Brüdern geleistet. „Das ist Euch zu Dienste geschehen, Frau Kriemhild," antwortet Siegfried, und nun, nachdem der Mund sich auch etwas getrauet, bleibt Siegfried zwölf Tage, die Dauer des Ritterfestes über, in der Nähe des minniglichen Mägdleins. Dann ziehen die fremden Gäste von dannen, auch Siegfried rüstet sich zur Heimfahrt; „denn er getraute sich nicht zu erwerben, wozu er Mut hatte," d. h. was er wünschte. Doch leicht läßt er sich durch die Zureden des jungen Giselher bestimmen, noch länger da zu verweilen, wo

er, wie das Lied treuherzig sagt, am liebsten war und wo er täglich die schöne Kriemhild sah.

Um die Hand der Geliebten endlich zu erringen, fährt Siegfried dann mit Gunther über die See nach dem Isenstein, wo er dem Könige die Brunhild erkämpft. Es wird zur Heimfahrt gerüstet, und nachdem Siegfried erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen, fahren die Helden, Siegfried als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See und den Rhein aufwärts nach Worms zurück. Das Ziel ist erreicht. Wie Brunhild mit Gunther, so wird Kriemhild mit Siegfried verlobt; in des Helden Arme wird das minnigliche Kind gelegt, und im Angesichte der Könige und der zahlreichen Gefolgsherren giebt und empfängt die Braut den ersten, den Verlobungskuß.

Aber den Glücklichen gegenüber sitzt finstern Antlitzes das andere Paar, Gunther und Brunhild; Tränen fallen über die lichten Wangen der schönen, hohen Brunhild. Erstaunt und besorgt, weil schlagenden Gewissens, fragt Gunther nach der Ursache der Tränen; und Brunhild giebt zur Antwort: „Um Kriemhild, deine Schwester, weine ich, daß du sie nicht einem Könige, sondern einem deiner Mannen gegeben und durch die Heirat mit einem Eigenholden erniedrigt hast.“ — „Seid still, schöne Frau,“ entgegnete Gunther, „das will ich Euch zu andrer Zeit erzählen, warum ich Siegfried meine Schwester gegeben habe; sie wird mit diesem Helden ein fröhliches Leben führen.“

Ahnungsvoll schreitet unser Lied weiter; der erste Schritt zur Erfüllung des bangen Traumes der schönen Kriemhild, mit dem das Gedicht begann, ist geschehen: Brunhildens Eifersucht ist erweckt. Rasch folgt der zweite Schritt.

Noch aber schlummert das aus der Tiefe herauf beschworene Unheil. Fröhlich zieht Siegfried mit der jungen Gemahlin in die Heimat zu Siegmund und Siegelinde, dem lieben Elternpaar. Siegmund tritt dem Sohne Krone und Reich, Gericht, Land und Leute ab. Kriemhild genest eines Sohnes, nach dem Oheim Gunther genannt — wie auch Brunhild einen Sohn gebiert, der Siegfried genannt wird — und zehn Jahre genießen die Glücklichen ihres Glückes in tiefem Frieden und seliger Ruhe, Siegfried, der über Niederland wie über das entferntere, nordische Reich der Nibelungen und über unermeßliche Schätze gebot, der reichste und mäch-

tigste der Könige, Kriemhild die schönste, die glücklichste der Königinnen.

Allein in dem Herzen der starken Brunhild ist die brennende Glut auch im Laufe der zehn Jahre nicht erloschen. „Wie?“ fragt sie oft ihren Gemahl, „wie? Darf Kriemhild so stolz gegen uns sich halten, daß sie in der langen Reihe von Jahren auch nicht einmal zu unserem Hofe kommt? Ist nicht Siegfried unser Gefolgsmann? Und zehn Jahre lang hat er uns keine Dienste geleistet!“ Begütigend erwidert Gunther, wol wissend, daß Siegfrieds Anherkunft nur ihm selbst, dem Gedemütigten, zur Vollendung seiner Demütigung, zur Offenbarung seiner Schmach gereichen werde: „Wie vermöchten wir sie hierher zu bringen in dieses Land? Sie wohnen uns zu ferne; um diese weite Fahrt getraue ich mir nicht sie anzusprechen.“ Aber Brunhild weiß die Saiten anzuschlagen, die in Gunthers hochmütigem und doch, wie das immer verbunden ist, zugleich schwachem Herzen widerklingen: „Wenn auch eines Königs Mann noch so hehr und reich ist und in noch so fernen Landen sitzt, was sein König und Herr ihm gebietet, das wird er thun. Und wie gern sähe ich deine Schwester Kriemhild, mich ihrer sittigen Zucht, ihrer süßen Anmut, ihrer holden Traulichkeit wie ehedem zu erfreuen, als ich deine, sie Siegfrieds Gattin wurde!“ Gunther giebt nach und sendet Boten an Siegfried, die ihn auf der Nibelungenburg im Lande der Norweger treffen. Sie laden ihn zu einem fröhlichen großen Feste, das am Sonnwendtage, in der alten germanischen Festzeit, am Hofe der Burgunden zu Worms gefeiert werden soll. Siegfried geht zu Rate mit seinen Getreuen; diese sowie der alte Vater, König Siegmund, stimmen dafür, die Einladung anzunehmen, und mit großem Heergefolge von eintausend Edeln ziehen Siegfried und Kriemhild in Begleitung des alten Siegmund — denn die Mutter Siegelinde ist inzwischen gestorben — arglos und unbefangen, in der sichern Heiterkeit der Unschuld nach Worms an dem Rheine. Reiche Gaben, rotes Gold und stralende Kleinode werden mitgeführt, um die Milde, die Freigebigkeit eines reichen Königs am Hofe der Burgunden zu bethätigen; nur das Kind wird zurückgelassen, Siegfrieds und Kriemhildens Sohn; es sollte seinen Vater und seine Mutter nimmer wiedersehen.

Glänzender Empfang wartet der Gäste zu Worms; mit ihnen strömen zum Ritterspiel Tausende von Rittern von allen weiten Wegen ein in die Thore der Königsstadt, in

prächtigen Reitgewändern reiten die Könige mit ihrem Gefolge durch die Gassen, und herrlich geschmückt sitzen edle Frauen und schöne Mägdlein in den Fenstern; Posaunen-, Trumben- und Flötenhall erfüllt die weite Rheinstadt, daß sie laut davon erhallet; aber in die lauten, süßen Töne der Festesfreude fällt mit schneidendem Gegensatze der gellende Ton des eifersüchtigen Hasses, die heiseren Stimmen des Zankes übertönen den süßen Flötenklang und kündigen den Mordschrei an, der bald die Säle der Burg und die Gassen der Stadt, der bald alle Lande erfüllen und noch nach tausend Jahren in den Herzen der späten Geschlechter erschütternd widerhallen sollte.

Die beiden Königinnen, Kriemhild und Brunhild, sitzen zusammen wie einst in den schönen Tagen vor zehn Jahren und denken dieser Tage — Kriemhild in voller Befriedigung, im reichsten Genusse des damals nur gehofften Glücks. „Ich habe einen Mann, der es verdiente, daß alle diese Königreiche sein wären," so wallt ihr treues, liebendes, argloses Herz über. Das war der Funke, welcher einschlug. „Wie wäre das möglich?" entgegnet finster Brunhild; „diese Reiche gehören Gunther und werden ihm unterthan bleiben." Kriemhild, gleichsam versunken in das liebende Wohlgefallen an dem herrlichen Gatten, überhört die Worte des aufsteigenden Grolls und fährt noch unbefangener, wo möglich, als vorher fort: „Siehst du wol, wie er dort steht, wie er so herrlich vor den Helden hergeht wie der Mond vor den Sternen? Darum ist mein Gemüt so fröhlich." Brunhild entgegnet, Gunther gebühre der Vorrang vor allen Königen, und Kriemhild antwortet, Siegfried komme ihrem Bruder Gunther doch wol gleich. Da bricht endlich Brunhild zornig aus: „Als dein Bruder mich zum Weibe gewann, hat Siegfried selbst gesagt, daß er Gunthers Dienstmann sei, und dafür halte ich ihn seitdem." Freundlich bittet Kriemhild, diese Rede zu lassen; ihre Brüder hätten sie keinem Dienstmanne verlobt. „Ich lasse die Rede nicht," entgegnet Brunhild trotzig; „dein Mann ist und bleibt uns unterthan." Da bricht auch Kriemhildens gerechter Zorn aus: „Und Siegfried ist doch noch edler als Gunther, mein Bruder, und es wundert mich nur, daß er so lange Jahre euch weder Zins noch Dienste geleistet hat." — „Das werden wir sehen," antwortet Brunhild, „ob man dich so ehren wird wie mich." — „Ja, wir werden es sehen," ruft Kriemhild, „ob ich nicht bei dem heutigen Kirchgange den Vortritt vor dir haben werde."

Die Königinnen gehen zur Kirche, nicht in freundlicher Gesellschaft wie bisher, vielmehr jede abgesondert mit ihrem Gefolge edler Frauen. Brunhild steht vor dem Münster und wartet auf Kriemhild; als diese anlangt, gebietet ihr Brunhild laut vor allem Gefolge, still zu stehen und spricht: „Eine Eigenmagd soll nicht vor der Königin hergehen.“ Da flammt zum erstenmale der bittere Zorn des bis dahin arglosen, liebenden Weibes auf: „Du hättest sollen stillschweigen; du bist von Siegfried geminnet und schmählich verlassen, auch hat er dich bezwungen und gewonnen und nicht Gunther. Du selbst also hast dich einem Eigenmann ergeben.“ Doch begütigend und das kaum ausgesprochene schlimme Wort bereuend, setzt sie alsbald hinzu: „Du bist selbst schuld, daß wir in diesen Streit geraten sind; mir ist es immer leid, glaube mir das auf meine Treue; zu treuer Herzensfreundschaft bin ich immer wieder bereit.“ Aber das Wort ist zu arg, Brunhildens Uebermut ist gebrochen; doch hoch auf richtet sie sich dagegen in grimmiger Rachsucht; es ist gewiß, daß Siegfried sich seines früheren Verhältnisses zu ihr, daß er sich der durch ihn, nicht durch Gunther geschehenen Ueberwältigung ihrer stolzen Kraft gegen Kriemhild gerühmt hat; sie ist öffentlich bis auf den Tod beleidigt — Siegfrieds Tod ist beschlossen. Der Arglose sieht den Streit nicht an als den Anfang des bittern Kampfes auf Tod und Leben, dem er selbst unterliegen soll; eitler Ehre als ein rechter Held nicht begehrend, hat er sich nie der Thaten gerühmt, die er vollbracht, am wenigsten des, was ihm gegen ein Weib gelungen. Eine gleiche Zurückhaltung und Mäßigung will er auch von den Frauen beobachtet wissen; „sie haben sich vergessen,“ meint er, „und daß mein Weib das deinige, Gunther, betrübt hat, das ist mir ohne Maßen leid; wir wollen von dem, was geschehen ist, schweigen; unsere Frauen sollen schweigen wie wir.“

Aber Brunhild schweigt nicht, kann nicht schweigen; jammernd in ohnmächtiger Wut, sitzt sie einsam im Gemache; da findet sie Hagen und erfährt von ihr noch genauer, wie schwer sie gekränkt sei. Seine Herrin und Königin weint, gekränkt, bis in den Tod beleidigt von einem Manne — der Mann muß sterben. Die Brüder der Beleidigerin, die drei Könige, und Ortwein von Metz werden zur Berathung hinzugezogen, und nur der jüngste, Giselher, hält die Sache als einen Frauenstreit für zu gering, als daß ein Held wie Siegfried darum das Leben verlieren sollte; die Uebrigen, selbst der im Anfang schwankende Gunther, in welchem die Dank-

barkeit gegen Siegfried doch noch nicht ganz erloschen ist, stimmen auf Siegfrieds Tod. Es soll ein falsches Kriegsgerücht verbreitet, das Heer aufgeboten — und, da man voraussetzt, daß Siegfried sich dieser Heerfahrt nicht entziehen werde, der Held auf diesem Kriegszuge erschlagen werden. So wird die Mannentreue zur Untreue, aus der edelsten Wurzel des deutschen Lebens schießt das giftigste Gewächs, der Meuchelmord, hervor.

Die Heerfahrt ist in vollem Gange, Siegfried rüstet sich. Da begiebt sich der untreue, grimmige Hagen zu Kriemhild, um der Sitte gemäß von ihr Abschied zu nehmen. Kriemhild hat den Streit schon halb vergessen; daß sie den vor sich sehe, der sich als ewigen Feind ihres Gatten bekannt und ihm den Tod geschworen hat, davon kommt auch nicht die leiseste Ahnung in ihr noch immer argloses Herz. „Hagen, du bist mein Verwandter, ich die deinige; wem soll ich in dem Kriege, der bevorsteht, das Leben meines Siegfried besser anvertrauen als dir? Schütze mir meinen lieben Mann, ich befehle dir ihn auf deine Treue. Zwar ist er unverwundbar, aber als er sich im Blute des Drachen badete, fiel ihm zwischen die Schulterblätter ein breites Lindenblatt, so daß diese Stelle vom Blute des Drachen nicht getränkt wurde, mithin verwundbar blieb. Kommen nun in dichten Flügen die Kriegsspeere auf ihn angeflogen, so könnte doch einer diese Stelle treffen; darum decke du ihn dann, Hagen, schütze ihn!“ — „Wol,“ sagt der Tückische; „damit ich das besser könne, nähet mir, königliche Frau, ein Zeichen auf diese Stelle seines Gewandes, auf daß ich genau wisse, wie ich ihn zu schützen habe.“ Und die Arglose, in zärtlicher Liebe für den Gatten Verlorene nähet mit eigner Hand aus feiner Seide ein Kreuz auf das Gewand ihres Gatten — sie nähet selbst ein blutiges Todeszeichen. Tags darauf beginnt der Kriegszug, und Hagen reitet nahe heran an Siegfried, um zu sehen, ob die Gattin in ihrer blinden, grenzenlosen Liebe arglos genug gewesen sei, das Zeichen einzusetzen. Siegfried trägt es wirklich, und nun ist die Heerfahrt nicht weiter nötig; Hagen hat aus den Händen der Gattin das, was er will, mehr, als er erwarten konnte. Die Gefolgsmannschaft wird, statt in den Krieg, zu einer großen Jagd entboten; noch einmal sieht hier Siegfried seine treue Gattin, sie ihn — zum letztenmal; bange Ahnungen, schwere Träume beängstigen ihre Seele wie damals, als sie zuerst, in ihrer kaum zur Jungfrauenblüte emporgekeimten Kindheit, von dem Falken und den Adlern träumte; jetzt hat

sie zwei Berge auf Siegfried fallen und ihn unter den stürzenden Bergestrümmern verschwinden sehen. Siegfried tröstet sie: Niemand trage Haß gegen ihn und könne Haß gegen ihn tragen; allen habe er Gutes erwiesen, in kurzen Tagen komme er wieder. Was sie fürchtet, wen sie fürchtet, weiß sie nicht — Hagen glaubt sie gewonnen zu haben, den Einzigen, vor dem ihr vielleicht bangt — aber sie scheidet mit dem Worte: „Daß du von mir scheiden willst, das thut mir inniglichen weh.“

Nach Vollendung der Jagd fällt Siegfried von Hagens meuchelmörderischer Hand. Und der Entsetzliche läßt den Toden, so wie man in der Nacht zu Worms angekommen ist, vor die Thüre des Hauses legen, in dem Kriemhild wohnte, wohl wissend, daß sie selbst gleich am frühen Morgen, wenn sie ihrer Gewohnheit nach zur Mette gehe, ihn da finden werde. Furchtbar gelingt die Frevelthat. Ein Kämmerer geht mit dem Lichte voran und sieht den Leichnam. „Frau,“ sagt er, „stehet stille, da liegt vor dem Gadem ein erschlagener Ritter.“ Ein lauter Schrei des Entsetzens ist Kriemhilds Antwort; sie weiß, wer da erschlagen liegt, ohne daß man es ihr gesagt hat, und als sie den Erschlagenen sieht, so tief er vom Blut übergossen ist — sie kennt wol auch im bleichen Fackelschein die Heldengestalt und die edeln, im Tod erstarrten Züge. „Du bist ermordet,“ ruft sie, „dein Schild ist nicht zerhauen! Dem gilt es den Tod, der das gethan!“ Siegfrieds Mannen und Siegfrieds Vater werden geweckt; lauter Jammer erfüllt weit und breit die Säle und Höfe, und zur Rache scharen sich die Getreuen des erschlagenen Helden. Kaum daß Kriemhild warnen und abwehren kann; es sei jetzt noch nicht Zeit zur Rache — dereinst werde sie kommen. Als der Tode auf der Bahre liegt, kommen die Könige, ihre Brüder, und die Verwandten; auch Hagen tritt ohne Scheu hinzu. Kriemhild aber wartet an der Bahre des Bahrrechts — einer Volkssitte und eines Volksglaubens, der noch heute nicht ausgestorben ist: wenn der Mörder dem Gemordeten nahe trete oder gar dessen Leichnam berühre, öffnen sich die Wunden und das Blut fließe von neuem — und als Gunther ihr eben einzureden sucht, fremde Mörder hätten ihn erschlagen, da tritt Hagen heran, und die Wunden fließen. „Ich kenne die Räuber wohl,“ ruft die Arme, „und Gott wird die That an ihnen rächen.“ Der Leichnam ist eingesargt und wird zu Grabe getragen; Kriemhild folgt, mit unnennbarem Jammer bis zum Tode ringend. Noch einmal aber begehrt

sie das schöne Haupt des Geliebten zu sehen, und der köstliche Sarg, aus Gold und Silber geschmiedet, wird aufgebrochen. Da führt man sie herbei, und mit ihrer weißen Hand hebt sie noch einmal das Heldenhaupt empor und drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen. Man trug sie von dannen. Der edle Held wurde begraben.

An die Stätte, wo ihre Liebe begonnen, wo sie in grimmem Leide geendet hatte, war Kriemhild gefesselt. Siegmund zieht mit seinen Mannen zurück in die Heimat, um für den Enkel des Reiches zu pflegen; Kriemhild bleibt in Worms — die Herrschaft im Niederland, das Königreich der Nibelungen mit seinen Schätzen hat für sie nur Wert gehabt durch Siegfried; auch das Kind sieht sie nie wieder — ihr Leben war völlig aufgegangen in dem herrlichen Helden, welcher der Ihrige war. Es beginnt die Zeit des Leides; in tiefem Trauern weilt Kriemhild dreizehn Jahre zu Worms; über drei Jahre nach Siegfrieds blutigem Tode würdigt sie ihren blutbefleckten Bruder Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes. Um die Schwester wieder auszusöhnen, lassen die Brüder den unermeßlichen Schatz an rotem Gold und edlem Gestein, der im Nibelungenlande unter Alberichs Hut liegt und von Siegfried an Kriemhild zur Morgengabe gegeben worden war, den Nibelungenhort, von dort herbeiführen; zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte an den glänzenden Kleinodien, um sie aus dem hohlen Berge, wo sie verwahrt sind, auf das Schiff zu bringen; sie langen an, werden Kriemhild übergeben, und es kommt eine Sühne, doch nur zwischen ihr und ihren Brüdern, nicht auch zwischen ihr und Hagen zu Stande. Nun spendet nach uralter deutscher Königssitte Kriemhild reichlich an Arme und Reiche von ihren Schätzen; das Geben ist ihr ein Trost in ihrem Leide. Aber wiederum tritt der grimme Hagen von Tronei ihr feindselig in den Weg; er fürchtet, sie möchte durch ihre milde Freigebigkeit so viele zu ihrem Dienste gewinnen, daß es der Herrschaft der Landeskönige selbst Schaden thun werde. Im Widerspruch mit Gunther und dessen Brüdern nimmt Hagen die Schlüssel und somit auch den Schatz selbst weg. Gernot rät, das Gold in den Rhein zu senken, damit es niemand angehöre. Zugleich schwören sich sämmtliche Beteiligte zu, so lange einer von ihnen lebe, niemanden zu entdecken, wo der Schatz verborgen sei. So versenkt Hagen den Nibelungenhort in den Rhein, und dort liegt er nach der Sage des Volkes zwischen Worms und Lorsch bis auf den heutigen Tag. Seitdem auf diese Weise der Hort

der Nibelungen in die Gewalt der Burgunden gekommen ist, führen sie selbst, wie früher Siegfried wegen des Besitzes desselben Schatzes der Nibelung oder der Nibelungen Herr genannt wird, den Namen Nibelungen. Davon hat der zweite Teil des diese Sage behandelnden Epos den Namen „der Nibelungen Not," das Ganze in unserer Zeit den Namen „Nibelungenlied" erhalten. F. C. Vilmar.

5. Der letzten Paladine Fall bei Runceval. (779 n. Chr.)

Schon lange hatte der Kampf zwischen den Mauren und Karlingen (Franken) im Thale Runceval gewütet. Die meisten Paladine waren gefallen und nur noch drei übrig geblieben: Roland, Walther und Turpin. Sie zogen das Schwert aus der Scheide und rückten den Schild bis an das Kinn empor. Da setzte Roland noch einmal Olivanten an den Mund und blies mit aller Macht seines Odems, als wär' es der letzte Gruß, den er Kaiser Karln über die Berge hinübersendete. Und als er das Horn vom Munde nahm, lauschte er eine kleine Weile, ob der Klang wol bis zu des Kaisers Ohr gedrungen wäre; und mit einemmale antwortete der Schall von sechzigtausend Hörnern, daß Berge und Thale erklangen und erbebten, als ob sie zu leben begännen. Da leuchteten die Augen des Helden von seliger Freude. „Gottlob!" rief er, „nun sterben wir nicht ungerochen! Kaiser Karl zieht heran, und mein Hispanien bleibt ihm unverloren." Aber mit Grauen und Entsetzen vernahmen die Heiden die schmetternden Hörner der Karlinge. „Da kommt der Kaiser!" riefen sie von allen Seiten. „Weh über diese Heerfahrt und wehe uns, daß wir hierhergekommen sind! Wohlan denn, lasset uns volle Rache nehmen! Keinem seiner Helden soll er eine andere Hülfe bringen, als daß er ihn begrabe. Lieber nahe uns selber der Tod, als daß wir ihm einen am Leben lassen! Herzu! Dort steht noch unverletzt der entsetzliche Roland, von dem all unser Leid entsprungen ist!"

Also sammelten sie sich zuhauf und drangen heran, während auch jene kampfbereit und mit vereinter Gewalt ihnen entgegenstürmten, drei gegen etliche Tausende. Die Heiden umdrängten sie von allen Seiten, hielten ihnen die starrenden Spieße vor und schossen Speere und Pfeile in unsäglicher Menge. Da fiel Walther zuerst unter dem dichten Wetter; darnach stürzte Turpin, beide, Roß und Mann, von Lanzen durchbohrt, zu Boden, und der Reiter schien unter der Last des Pferdes begraben; aber er rang sich noch einmal empor und drang zu Fuß mit

seinem guten Schwerte Almace in den Haufen der Feinde. Roland hielt sich noch zu Roß, schlug und schmetterte zur Linken und Rechten, und ein Haufen Erschlagener türmte sich um ihn wie ein Wall empor. Der Schweiß rann ihm über den Leib, und die Speere der Heiden zerrissen den Panzer, doch blieben seine Glieder unverletzt; das war ein wunderbares Walten des allmächtigen Gottes. Nun bäumte sich auch Valentich mit zwo Lanzen in der Brust hoch auf, stürzte dahin und warf den Helden unter die Toden. Aber wie ein Unsterblicher stand Roland alsbald wieder empor und stellte sich Turpinen zur Seite. Mit emporgerückten Schilden, Durendarten und Almacen in der hocherhobenen Faust, drangen sie gleiches Schrittes gegen den Feind an, und ihr Mut erschien jetzt furchtbarer denn je zuvor. Wie zween Löwen in der Wüste, ihrer Doppelkraft vertrauend, dem langen Zuge verzagter Kaufleute und hochbegüterter Kameele furchtlos entgegengehen, so schritten jene daher. Da wagte keiner in den Umkreis ihrer Schwerter zu kommen; bleich und zitternd wandten sie sich zur Flucht und räumten den beiden Helden das Schlachtfeld.

Da standen die beiden Helden, auf ihre Schwerter gelehnt, einsam unter den Todten. Turpin schüttete sich aus dem Halsberge und warf sich, schier unmächtig vor Wunden und Ermüdung, an die Erde. Roland aber vergönnte sich keine Rast, bat den Gefährten um Urlaub und suchte auf der weiten Strecke der Walstatt die Leichen der Paladine. Einen um den andern trug er unverdrossen herzu und lagerte sie still zu den Füßen des Bischofs. Da erhob sich der Mann Gottes auf seine Knie, segnete die Gefallenen und sprach: „Gesegnet seid ihr, fromme Gottesstreiter, ihr heiligen Blutzeugen seines unvergänglichen Reiches, schmerzlich gefallen und selig erhoben zu dem Glanz und Frieden der himmlischen Wohnungen! O bittet auch für uns an dem Trone des hochgelobten Heilands unserer Seelen, daß uns geschehe nach seinem gnadenreichen Wort: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Da küßte Roland die Gefallenen, einen um den andern, an den bleichen Mund, und als er an Olivier kam, brachen ihm mit Macht die Tränen hervor, er konnte den Freund nicht wieder aus den Armen lassen: „O weh, du lieber Gesell! Wie werden dich die süßen Karlinge beweinen, wie wird dich Karl mit dem vollen Ingrimm seines Herzens beklagen! Diese Welt muß zergehen, ehe noch sie einen gewinnt, der dir gleich ist. Kein Menschenarm hat mich gefällt, nun aber muß mir der Gram das Herz zerbrechen.“ Da immer näher und immer voller

drang der schwellende Hörnerklang der Karlinge heran, und der Gottesdegen sprach: „Uns naht mein Herr, nun mag ich gerne sterben;“ und seine Kraft erlosch, ohnmächtig sank er neben den Gefährten. Als das Turpin gewahrte, hub er sich mühsam empor, wehklagte und rief den Freund bei Namen; der aber regte sich nicht und lag gleich wie ein Toder. Da nahm der Bischof seinen Helm, schwankend, mit kurzen Schritten gieng er und suchte nach einem Bergquell, daß er dem Sterbenden einen Labetrunk darbrächte. Aber er mocht' es nicht vollenden; nach einer kurzen Strecke Weges vergiengen ihm die Augen, lautlos fiel er in das Gras und gab den Geist auf. Und die Engel führten seine Seele dem Chore der seligen Märtyrer zu.

Nach einer Weile erwachte Roland wie aus einem tiefen Schlafe, stand auf und setzte sich fern von den Gefallenen, da, wo vier Felsen wie gewaltige Marksteine sich hoch emporreckten, das Angesicht gegen Hispanien hingewendet, damit man auch an dem Toden noch erkenne, er habe des Landes, das ihm sein Kaiser vertraut hatte, bis zum letzten Augenblick gehütet. In der Linken hielt er Olivanten, in der Rechten Durendarten. So nahm ihn ein Heide wahr, welcher, getrennt von dem fliehenden Haufen, sich auf dem Schlachtfelde verirrt hatte; und weil der Held mit geschlossenen Augen regungslos dort saß, wähnte jener, er wäre schier tod, und sprach zu sich selber: „Dort erstirbt Roland! Da nehm' ich ihm Durendarten und Olivanten; so sage ich dann in der Heimat, ich habe Roland erschlagen. Des freut sich das ganze arabische Reich und giebt mir reichen Lohn.“ Leise schlich er heran; Roland aber merkte ihn wohl und hielt sich still, bis er ganz nahe gekommen war, und als er eben die Hand nach Olivanten ausstreckte, zuckte jener das Horn und traf ihn damit auf das Haupt, daß ihm alsbald das Lebensblut aus den Augen sprang. „Du hast übeln Dank dafür,“ sprach Roland, „daß du mir je durftest so nahe kommen. Olivant ist von dem Schlage zerschmettert,“ sprach er zürnend weiter, „was soll nun mit Durendarten werden? Nun ich dich nicht mehr tragen soll, sollt' ich dich den Heiden gönnen? Dein Dienst ist aus gleichwie der meine.“ Da erhob er das Schwert und schlug es in das Felsgestein; aber doch blieb es ganz und unversehrt; da faßte er es in beide Hände und schlug es abermals darauf und versuchte es zehnmal, aber vergebens. „O lägst du auf dem Grunde des Meeres,“ hub er an zu klagen, „damit du nie einem Christenmanne zum Verderben würdest! Gott sei's geklagt, wenn du

je in eines Heiden Hände kämst!" Grimmig schlug er es wiederum mit aller Gewalt gegen die Marmelsteine, aber es blieb ohne Mal und Scharte. Da sprach er zu Durendarten: „Ich erkenne deine Sitte. Ueberall bist du unaufhaltsam hindurchgedrungen; unverletzt hast du allenthalben dem Tode freie Bahn gemacht; wer hätte je dir widerstanden? Mit dir hab' ich dem Kaiser das schöne Lombardenland erfochten, das hohe Rom bewältigt, die streitbaren Bayern und Allemannen, die wilden Friesen und Sachsen meinem Herrn zinsbar gemacht. Wahrlich, deinesgleichen ist nie auf dieser Erde geschmiedet worden, noch wird es hinfort geschehen. Du theure Gottesgabe! Engel haben dich meinem Herrn gebracht, daß er mich rüste mit deiner Kraft zum Schirme der Witwen und Waisen und zur Ehre des heiligen Glaubens; wie konnte ich nun so sinnlos wider dich wüten? Himmlischer Vater, vergib mir, daß ich deiner heiligteuren Gabe also missethat! Was ich habe, das wirst du bewahren. Nun will ich keinen anderen Erben als den hochgelobten Herrn im Himmelreich, der um der Sünder willen geboren ward. Seiner Gnade ergeb' ich mich und alles, was ich habe." Da zog er den Handschuh ab und hielt ihn gen Himmel, und ein hehrer Himmelsbote trat aus den Wolken und nahm ihn von seiner Hand. Darnach breitete Roland seine Arme in Kreuzesgestalt und betete: „Herr, nun weißt du gar wol, daß ich dich von Herzen lieb habe, und du hast mir dein väterlich Wohlgefallen erzeiget an meines Lebens Ende. Nun gnade du meiner armen Seele, daß ihr kein böser Geist in dieser letzten Stunde Irrung noch Leid füge! Ich mahne dich um meinen Herrn, erhalte ihn bei Recht und Wahrheit und lege seine Widersacher in den Staub! Die süßen Karlinge und alle seine Unterthanen laß deiner Gnade befohlen sein, alle, die sich herzlich zu ihm neigen, die Lebendigen und die Toden!" Da stützt' er sich auf seinen rechten Arm, neigte das Haupt und starb.

Als nun Roland von der Welt verschied, da leuchtete vom Himmel ein großes Licht. Nach einer Weile kam ein starkes Erdbeben und gewaltiger Donner in beiden Reichen, in Karlingen und in Hispania. Die Winde erhoben sich, die Sonne verlor ihren Schein, so daß der lichte Tag finster ward wie die Nacht. Furchtbare Himmelsblitze kreuzten sich in den Wolken, die Schiffe versanken, die Türme zerfielen, und die Paläste giengen aus den Fugen. Ein Ungestüm war, gleich als wollte die Welt verenden und Gott sein Gericht halten.

F. Bäßler.

6. Die heilige Lanze.

Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und anderer Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg; die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Not im Lager der Christen.

Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen noch schreiben, doch das Vater-Unser, den Glauben, das Gloria und das Benedictus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihm gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr hilf, Herr hilf!“ — Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern; der ältere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze durchdringende Augen; der jüngere war schlanker, man konnte sein Antlitz mit keiner andern Bildung vergleichen. Jener aber hub an: „Ich bin Andreas, der Apostel; fürchte dich nicht, sondern folge mir nach.“ Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden giengen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell, wie am Mittage. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig,“ und gieng hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altares. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Siehe, mit dieser Lanze ist das Heilige geöffnet worden, daraus das Heilige geflossen für alle Welt. Gieb acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischof von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sei mit euch allen.“ Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht, zu dem Bischofe zu gehen und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Raja, um Lebensmittel zu holen. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum erstenmale kräht, am ersten Tage der großen Fasten wiederum der Apostel mit seinem Begleiter;

ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener sprach: „Petrus, schläfst du?“ Petrus antwortete: „Nein, Herr, ich schlafe nicht.“ „Hast du gethan, was ich dir befohlen?“ fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet,“ erwiederte der Pilger, „denn ich bin arm und gering, keiner wird meinen Worten glauben.“ Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligtums? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und teilnehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, was ich dir geheißen!“ — Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern segeln, ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hülfe christlich gesinnter Bewohner; aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Not entstand, als je zuvor. Da erschienen jene zwei zum drittenmale dem Pilger, und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir vertraut worden!“ Dieser aber sagte: „O Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, ich bin unwürdig solcher Gnade.“ „Der,“ antwortete der Heilige, „ist würdig, den der Herr erwählet, thue, daß die Krankheit von dir weiche.“ Ernst war des Apostels Blick, mild aber, und wie vom himmlischen Lichte umflossen, das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Mut und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat, zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löst von allem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe?“ Der Apostel antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen.“ Petrus trat hinzu und kniete nieder, da sah er blutige Male an den Füßen; er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ — Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand.

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend; da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüt sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

F. v. Raumer.

7. Der hartgeschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringerwald liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demütig gegen jedermann; da huben seine Junker und Edelinge an stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schätzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug: wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! wer ihn nennet, sollte allemal das Maul wischen! des barmherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „herbergen will ich dich heunt; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf gieng beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf werde hart, Landgraf werde hart, wie dies Eisen!“ und schalt ihn und sprach weiter: „du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen, und mären dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übten: klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hülfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwert; unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe in's Garn, und die Amtleute die roten Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel. Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf fassete alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüte, begunnte die Widerspenstigen zwingen und zum Gehorsam bringen.

Grimm.

8. Deutsche Sagen.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Bei Salzburg auf dem sogenannten Walserfeld soll dermaleinst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walserfeld steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfieng zu grünen und ein vollkommener Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen, wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann wird der Bayerfürst seinen Wappenschild daran aufhängen und niemand wissen, was es zu bedeuten habe.

Kaiser Karl in Unterberg.

In dem Wunderberg sitzt außer andern fürstlichen und vornehmen Herren auch Kaiser Karl, mit goldner Krone auf dem Haupt und seinem Scepter in der Hand. Auf dem großen Walserfeld wurde er verzückt und hat noch ganz seine Gestalt behalten, wie er sie auf der zeitlichen Welt gehabt. Sein Bart ist grau und lang gewachsen und bedeckt ihm das goldene Bruststück seiner Kleidung ganz und gar. An Fest- und Ehrentagen wird der Bart auf zwei Teile geteilt, einer liegt auf der rechten Seite, der andere auf der linken, mit einem kostbaren Perlenband umwunden. Der Kaiser hat ein scharfes und tiefsinniges Angesicht und erzeigt sich freundlich und gemeinschaftlich gegen alle Untergebenen, die da mit ihm auf einer schönen Weise hin und her gehen. Warum er sich da aufhält und was seines Thuns ist, weiß niemand und steht bei den Geheimnissen Gottes.

Franz Sartori erzählt, daß Kaiser Karl der Fünfte, nach andern aber Friedrich, an einem Tisch sitzt, um den sein Bart schon mehr denn zweimal herumgewachsen ist. So wie der Bart zum drittenmal die letzte Ecke desselben erreicht haben wird, tritt dieser Welt letzte Zeit ein. Der Antichrist erscheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen.

Der Glockenguß zu Breslau.

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte und alles dazu fast fertig war, gieng der

Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjung aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Hahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Jung gar nicht zu helfen, endlich wagt er's doch und geht weinend in die Stube zurück und bebekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjung war verblichen, der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurteilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden, da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihre Resonanz auch wol hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehr vor seinem letzten End von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ im willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathaus herunter kommen, geläutet. Die Glocke ist so schwer, daß wenn man fünfzig Schläge gezogen hat, sie andere fünfzig von selbst gehet.

Gebrüder Grimm.

9. Rotkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kind geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stund, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen; da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring der Großmutter hinaus; weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sei aber hübsch artig und grüß sie von mir, geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du, und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rotkäppchen sagte: „ja ich will alles recht gut ausrichten," und versprach's der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber

wohnte draußen im Walde, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf, Rotkäppchen aber wußte nicht, was er für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen," sprach er. — „Schönen Dank, Wolf." — „Wo willst du so früh hinaus, Rotkäppchen?" — „Zur Großmutter." — „Was trägst du unter der Schürze?" — „Kuchen und Wein für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken." — „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter? — „Noch eine gute Viertelstunde im Walde, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter fetter Bissen für dich, wie fängst du's an, daß du den kriegst. Da gieng er eine Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen, siehe einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin als wie zur Schule, und ist so lustig haußen in dem Wald."

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her sprang, und alles voll schöner Blumen stund, dachte es: ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint es, dort stünd noch eine schönere, und lief darnach, und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber gieng geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. — „Wer ist draußen?" — „Das Rotkäppchen, ich bring dir Kuchen und Wein, mach mir auf." — „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte an der Klinke, und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war herum gelaufen nach Blumen, und als es so viele hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stund die Thüre auf, darüber verwunderte es sich und wie es in die Stube kam, sah's so seltsam darin aus, daß es dachte: ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's

heut zu Mut, und bin sonst so gern bei der Großmutter. Darauf gieng es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief in's Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" — „Daß ich dich besser hören kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen! — „Daß ich dich besser sehen kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" — „Daß ich dich besser packen kann." — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" — „Daß ich dich besser fressen kann." Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bett und auf das arme Rotkäppchen und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Bissen im Leibe hatte, legte er sich wieder in's Bett, schlief ein und fieng an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger gieng eben vorbei und dachte bei sich: wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vor's Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, vielleicht hat er die Großmutter gefressen und ich kann sie noch erretten, und schoß nicht, sondern nahm eine Scheere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rote Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: „ach, wie war ich erschrocken, was war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!" und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rotkäppchen aber holte große, schwere Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich tod fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und Rotkäppchen dachte bei sich: du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat. Grimm.

10. Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst so soll der Lohn sein," und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein

Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter, und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin gieng, und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbei trabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was das Reiten ein schönes Ding ist! da sitzt einer wie auf einem Stul, stößt sich an keinen Stein; spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?" „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerade halten, auch drückt mir's auf die Schulter." „Weißt du was," sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du giebst mir deinen Klumpen. „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold, und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände, und sprach: „wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen, und hopp, hopp rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß, und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fieng an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen, und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen, und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich, und sprach zu dem Bauer: „es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf eine Mähre geräth wie diese, die stößt, und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wol die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich auf's Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt,

Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh, und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wol noch eine Stunde dauerte, da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken, und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und stellte seine Ledermütze unter, aber, so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er, und half dem guten Hans auf. Hans erzählte was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche, und sprach: „da trinkt einmal, und erholt euch. Die Kuh will wol keine Milch geben. Das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei," sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! es ist freilich gut, wenn man so ein Tier in's Haus abschlachten kann, was giebts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört Hans," sprach da der Metzger, „euch zu Liebe will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn euch eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch gienge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fieng an ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu

einem Kindtauffchmaus brächte. „Hebt einmal," fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja," sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wol mit dem Kopf. „Hört," fieng er darauf an, „mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch damit fiengen, das Geringste ist, daß Ihr in's finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang, „ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da, und laßt mir Eure Gans." „Ich muß schon etwas auf's Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht Schuld sein, daß Ihr in's Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand, und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber gieng, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch; erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das giebt Gänsebrot auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wol ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scheerenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„ich schleife die Scheere, und drehe geschwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen, und sah ihm zu; endlich redete er ihn an, und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." „Ja," antwortete der Scheerenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?"

„Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das hab ich für eine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die hab ich für ein Pferd bekommen." „Und das Pferd?" Dafür hab ich einen Klumpen

Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." „Und das Gold?" „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das Andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" „Wie könnt Ihr noch fragen," antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?" reichte ihm die Gans hin, und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun," sprach der Schleifer, und hob einen gewöhnlichen, schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt, und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf, und gieng mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude, „ich muß in einer Glückshaut geboren sein," rief er aus, „alles was ich wünsche trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen, und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einen Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich, und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder, und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen und ihn auf eine so gute Art, und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte: das sei das Einzige, was ihm noch hinderlich gewesen wäre. „So glücklich wie ich," rief er aus, „giebt

es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war. Grimm.

11. Goldner.

Es sind wol zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde gebaut, darin wohnte er mit seinem Weibe und seinen sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein; und wenn der Vater das Vieh hütete, so giengen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein. Den jüngsten der Knaben riefen die Eltern nur „Goldner", denn seine Haare waren wie Gold, und, obgleich der Jüngste, war er doch der Stärkste von allen und der Größte. So oft die Kinder hinausgiengen, gieng Goldner mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen; denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; gieng aber Goldner voran, so folgten sie freudig, eins hinter dem andern, nach durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand. Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Walde, und da hatte sich Goldner vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah wie das Abendrot. „Laßt uns znrückgehen!" sprach der Aelteste; „es scheint dunkel zu werden." — „Seht da, der Mond!" sprach der zweite. Da kam es licht zwischen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengestalt wie der Mond setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer krystallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldner und sang:

„Der weiße Fink, die gold'ne Ros',
Die Königskron' im Meeresschoß."

Sie hätte wol noch weiter gesungen, aber ihr Faden riß, und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht; die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eins das andere.

Wol viele Tage und Nächte irrte Goldner in dem dicken Walde umher, fand aber weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen; denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere. Die

Brombeeren, welche überall umherrankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wäre er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, andere sagen gar, erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus und auf eine schöne grüne Wiese. Da war es ihm so leicht um das Herz und er atmete mit vollen Zügen die freie Luft ein. Auf der Wiese waren Garne ausgelegt; denn da wohnte ein Vogelsteller, der fieng die Vögel, die aus dem Walde flogen, und trug sie in die Stadt zum Verkauf. Solch ein Bursche ist mir gerade vonnöten, dachte der Vogelsteller, als er Goldner erblickte, der auf der grünen Wiese nahe an den Garnen stand und in den weiten blauen Himmel hinein sah und sich nicht satt sehen konnte. Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen; er zog seine Garne, und — husch! war Goldner gefangen und lag unter dem Garne gar erstaunt; denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen," sprach der Vogelsteller, laut lachend. „Deine roten Federn sind mir eben recht. Du bist wol ein verschlagener Fuchs; bleib bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!" Goldner war gleich dabei. Ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden. „Laß erproben, was du gelernt hast!" sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldner zog die Garne, und beim ersten Zuge fieng er einen schneeweißen Finken. „Packe dich mit diesem weißen Finken!" schrie der Vogelsteller, „du hast es mit dem Bösen zu thun!" und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldner gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldner konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen; er gieng getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten. Am dritten Tage wurde der Wald immer heller und heller, und da kam er endlich hinaus und in einen schönen, lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldner so etwas noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht so bald — denn Goldner stand unter den Sonnenblumen, und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders wie so eine Blume — als er auch zu ihm sprach:

„Solch einen Burschen hab' ich gerade vonnöten!" und das Thor des Gartens schloß. Goldner ließ es sich gefallen; denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden. „Fort in den Wald!" sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldner, „hol' mir einen wilden Rosenstock, daß ich zahme Rosen darauf pflanze!" Goldner gieng und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet. „Packe dich mit diesen goldenen Rosen!" schrie der Gärtner, „du hast es mit dem Bösen zu thun!" und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldner konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er gieng getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tage endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldner hinaus und an das blaue Meer; das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der kristallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold; darauf schwammen schön geschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln. Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldner und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus. „Ein solcher Bursch ist uns gerade vonnöten!" sprachen die Fischer, und — husch! stießen sie vom Lande. Goldner ließ es sich gefallen; denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wiederzufinden. Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!". sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldner. Mit ungeschickten Händen senkte Goldner das Netz in die Tiefe, zog und fischte — eine Krone von hellem Golde. „Triumph!" rief der alte Fischer und fiel Goldner zu Füßen — „ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, sterbend seine Krone in's Meer, und so lange, bis irgend einem Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Tron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben." — „Heil unserem Könige!" riefen die Fischer und setzten Goldner die Krone auf. Die Kunde von Goldner uud der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff

und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem der König Goldner stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vorderteile des Schiffes und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meer erlosch. Kerner.

---

3. Parabeln und Fabeln.

1. Der Engel des Frühlings.

Ein frommer Knabe, der blühende Sohn eines Landmannes, wandelte im Beginne des Frühlings auf dem Felde umher, und sein Herz freute sich der Herrlichkeit des neugebornen Jahres. Als er lange umher gewandelt, lagerte er sich auf einem Hügel über der Quelle eines murmelnden Bächleins und blickte rings um sich her mit Andacht und Liebe und war bewegt im Herzen. Da vernahm er ein leises Säuseln in dem Gebüsch zur Seite des Hügels, und es trat hervor die edle Gestalt eines Jünglings und nahte sich dem Hügel und setzte sich zur Seite des sinnenden Knaben.

„Wem sinnest du nach," mein Lieber, redete er ihn an, „und warum bist du so ernst in der Blüte deines Lebens?" — Der Knabe antwortete: „Es ist mir so eigen im Herzen; die Herrlichkeit des kommenden Frühlings erfreut mich wol, aber es ist eine stille Freude voll Wehmut und heimlicher Ehrfurcht. Siehe, es däucht mir, als ob ich in einem Tempel wäre." — ‚Bist du denn nicht auch in einem Tempel?" sagte der Jüngling, und sein großes blaues Auge stralte mit eigenem höheren Glanze. „Aber," fragte er darauf, „was erfüllt denn dein Herz vor anderm mit solchen Gefühlen?"

Der Knabe antwortete und sprach: „Das leise Wandeln der Natur und die Stille, mit welcher alle diese Herrlichkeit wie von selber sich bildete. Als der Schnee noch in den Schluchten lag und die Scholle noch hart war von dem nächtlichen Frost, da verkündete schon der Frühling sein Kommen. Er sandte seine Prophetin, die Lerche. Sie schwebte aus der Furche zum Himmel empor, als ob sie den schlummernden Keim singend aufriefe zum freudigen Erwachen und den achtlosen Menschen zu merken auf den Odem, der wunderbar die Gestalt der Erde erneuert. Denn schwebet sie nicht singend

zwischen dem Himmel und der Erde? Man sieht es der braunen Brust der Frühlingsbotin nicht an, daß sie eine Prophetenstimme in sich trägt, und manche verkennen es."

„Das ist das Los des Göttlichen in seiner einfachen Gestalt," sagte der Jüngling. — „Aber fahre fort, mein Lieber, mir die Geschichte des Lenzes zu erzählen."

Der Knabe sprach: „Nun erwachten, dem Rufe gehorchend, tausend Leben in dem Schoße der vom Froste entbundenen, mütterlichen Erde. Die Winterglöckchen standen da wie blühender Schnee und gemeinsam, als ob sie verbündet den wiederkehrenden Sturm und Frost nicht fürchteten. An der Sonnenseite des Hügels, von Dorngesträuch beschirmt und nur dem spähenden Auge erscheinend, blühete das einsam duftende Veilchen, ein erfreuliches Zeichen, daß die frühe Prophetin die Wahrheit verkündet habe. Und wie durchströmt nun der Odem des Lenzes die ganze Natur und verjüngte das Antlitz der Erde! Dem Kleinsten und Zartesten ward seine Pflege so gut wie dem Großen. Auch die verhüllte Knospe und das eingewickelte Blatt hat seine Morgenröte. Ist es nicht eine und die nämliche Kraft, die in den Pflanzen sich zur Blume gestaltet und in der Brust der Amsel und Lerche zum Gesange sich bildet? — So gesellte sich Blüte zu Blüte und Gesang zum Gesange, und bald," — sagte der Knabe mit stralenden Augen — „ich zweifle nicht, bald wird die Nachtigall den Chorgesang vollenden, der die fortschreitende Entfaltung der Kräfte begleitet."

„Wohl dir, mein Lieber," sagte der Jüngling, „daß du die Hand der Natur auch in ihrem leisen Wirken erkennest!" — „Ach," erwiderte trauernd der Knabe, „seitdem der Krieg durch unsere Gefilde tobte, wandte ich mein Auge auf die wohlthätige, stille Natur. Sie schien mir eine Trösterin. Denn siehe, der Krieg hat unsere Lämmer geraubt." — Da sagte der Jüngling: „Traure nicht um deine Lämmer! Auch vor dem Frühlinge wandelt der Sturm. Er nahm dir das Geringe, um dir das Höhere zu geben. Die Hülle muß zerreißen, ehe der Schmetterling emporschwebt." — „Wohl dir," setzte der Jüngling nach einer Weile hinzu, „daß du den Vater der Natur erkanntest, der den Frühling sendet."

„Aber ach, sage mir," fragte der Knabe, „warum sendet er ihn so leise und verholen? Und warum entstehet alle diese Herrlichkeit, als ob sie von selber sich bildete? Deshalb gehen die Menschen vorüber und nehmen es nicht zu Herzen. Ja, sie zertreten Halme und Blumen und benetzen sie mit dem Blut ihrer Brüder. — — — Wenn sie den Odem vernähmen, der

die Erde verjüngt, und sähen die Kraft, die alles gestaltet, — o verzeihe mir, du freundlicher Jüngling, ich meine, dann könnte kein Krieg mehr sein, und Liebe und Dankbarkeit würden Hand in Hand zwischen den blühenden Feldern wandeln, wie Kindlein vor den Augen des sichtbaren Vaters."

Der Jüngling antwortete lächelnd: „Das meinest du wol in deinem zarten Herzen. Aber siehe, die Liebe und Dankbarkeit sind auch göttlichen Wesens. Darum keimen und entfalten sie sich in dem stillen Herzen, wie der Lenz in der Natur sich entfaltet."

„O, so will ich an die Natur und ihren unsichtbaren Vater mich halten und nicht an das Wesen der Menschenwelt," rief der Knabe und blickte gen Himmel. — „Dann wirst du," sagte der Jüngling mit Ernst und Würde, „in dem Vater der Natur auch bald den Vater der Menschen erkennen! Ich scheide," fuhr er fort, „Friede sei mit dir! Siehe, auch in deinem Herzen tönet die leise Prophetenstimme eines himmlischen Lenzes. Du suchtest in der Natur das Göttliche. Es begegnete dir, und es wird dir in höherem Glanz und reiner Harmonie begegnen. Siehe, ich bin der Engel des Frühlings!"

Als der Jüngling dies gesprochen, zerfloß er vor den Augen des Knaben in einem milden Lichtglanz. Der staunende Knabe sah ihn nicht mehr; aber in dem Wäldchen schwebte ein leises Säuseln, die Zweige zitterten, die Knospen blühten auf, auch die Stimme der Nachtigall ertönte zum erstenmale, und der Knabe selbst stand verwandelt da, — ein kräftiger Jüngling.

F. A. Krummacher.

2. Die Spinne.

Ein Knabe war mit seinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzspinne. Schon öffnete diese ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene und zerstörte dann auch das Gewebe des Raubthiers.

Der Vater des Knaben sah es und fragte: „Wie kannst du, mein Sohn, den Witz und die Gewandtheit des Tieres so gering achten, daß du sein mühsam und künstlich Gewebe vernichtest? — Sahest du nicht, wie schön und regelmäßig die zarten Fäden geordnet waren? Wie kannst du denn zugleich so mitleidig und so hart sein?"

Der Knabe antwortete: „Ist nicht der Witz der Spinne boshaft und auf Mord und Verderben gerichtet? Aber die Biene

sammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum befreite ich die Biene und zerstörte das Gewebe der Spinne."

Der Vater lobte das Urteil der unbefangenen Einfalt, die selbst den glänzenden Witz verdammt, der, aus Selbstsucht entspringend, auf Schaden und Verderben zielt.

„Aber," fuhr der Vater fort, „vielleicht hast du doch der Spinne unrecht gethan. Siehe, sie schützt unsere reifenden Trauben vor den Fliegen und Wespen mit ihrem Gewebe, das sie darüber hinspannt."

„Thut sie das denn," fragte der Knabe, „um jene zu schützen, oder vielmehr um den eigenen Blutdurst zu stillen?

„Nun freilich," antwortete der Vater, „sie mag sich wol wenig um die Trauben selbst bekümmern."

„O," sagte der Knabe, „dann hat das Gute, das sie ausübt, ohne es zu wollen, auch keinen Wert. Der gute Wille ist ja nur das Gute und Schöne im Guten."

„Wol wahr!" sprach darauf der Vater, „der Dank dafür gebührt der Natur, die selbst das Schädliche und Feindselige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß." —

Darauf fragte der Knabe: „Warum sitzet die Spinne so einsam in ihrem Gewebe, und die Bienen leben zusammen in geselligem Verein und wirken gemeinschaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes, gemeinsames Netz machen."

„Liebes Kind," erwiderte der Vater, „nur zu guten Zwecken können sich viele befreunden. Der Bund der Bosheit und Selbstsucht trägt den Keim der Zerstörung in sich selber. Darum wollte die weise Natur nicht versuchen, was die Menschen so oft als unmöglich und verderblich erfahren."

Als sie nach Hause zurückgiengen, da sagte der Knabe: „Hab' ich doch heute von den häßlichen Tieren einiges gelernt."

„Warum nicht?" antwortete der Vater, „die Natur hat das Feindselige dem Freundlichen, das Böse dem Guten zur Seite gestellt, damit das Gute neben jenem desto schöner und heller erscheine. Und so vermag der Mensch auch von dem Bösen zu lernen."

F. A. Krummacher.

3. Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast! An der Tafel des Gastmahls giebt es mehr derselben, als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter Euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses, da wandte er sich und gieng zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, gieng hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Trone des Richters, sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade. v. Herder.

4. Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein?" sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst und badete sich im Glanze der schönsten Abendröte; „beinahe ich allein im ganzen Reich der gefiederten Scharen. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzendem Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele! beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanze des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, gold'ne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!"

Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen," sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und

stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit; dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wiederfand, am Fuße des Apollo, in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

v. Herder.

5. Sonne und Mond.

Vom Rate des Ewigen gieng die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit!" Er sprach; es ward. Aufgieng die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt; die Erde jauchzte, ihr dufteten die Kräuter, die Blumen schmückten sich. — Neidend stand das andere Licht und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen," sprach es murrend bei sich selbst, zwei Fürsten auf e i n e m Trone? Warum mußte ich der zweite und konnte nicht der erste sein?" — Und plötzlich schwand, vom innern Gram verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne. Wie eine Tode bleich, stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!"

Und Gottes Engel stand vor der Finstern; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt, so

stehest du halb oder ganz verfinstert da, wie jetzt. — Doch, Kind des Irrtums, weine nicht! Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verziehen und ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er, sprich der Reuenden zu! Auch sie in ihrem Glanze sei Königin! Die Tränen ihrer Reue werden ein Balsam sein, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenstral Ermattete mit neuer Kraft belebt." — Getröstet wandte sich Luna, und sieh, da umfloß sie jener Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt. Sie trat ihn an, den stillen Gang, den sie jetzt noch geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidig jeder Träne, sucht sie, wen sie erquicke; sie suchet, wen sie tröste.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neid dich! Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt; er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt. G. v. Herder.

6. Zeus und das Pferd.

„Vater der Tiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Trone des Zeus, „man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, mit denen du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwol nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?" — „Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an," sprach der gute Gott und lächelte. — „Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wol der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt." — „Gut," versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!" Zeus mit ernstem Gesicht sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisierter Stoff, und plötzlich stand vor dem Trone — das häßliche Kameel. Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu. „Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du's, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?" Das Pferd zitterte noch. „Geh," fuhr Zeus fort, „diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden! Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf!" — Zeus warf einen erhal-

tenden Blick auf das Kameel — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern!“ Lessing.

7. Fabeln.

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Tiere sollte jagen helfen, nach dem Walde gieng, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: „Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen?“ — „Wen ich brauchen kann,“ versetzte der Löwe, „dem kann ich ja wol meine Seite gönnen.“ — So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen. Lessing.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde gieng, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: „Guten Tag, mein Bruder!“ — „Unverschämter!“ war die Antwort. „Und warum das?“ fuhr jener Esel fort. „Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich, mehr als ein Esel?“ Lessing.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter!“ — „Für wen siehst du mich an?“ sagte der Rabe. „Für wen ich dich ansehe?“ erwiderte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?“ Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrtum nicht bringen. Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon. Der Fuchs fieng das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fieng an zu wirken, und er verreckte. — Möchtet ihr euch nie etwas Anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

Lessing.

Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: „Schande! Von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!" — „Aber ich," versetzte das Roß. „Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?" Lessing.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Herde verloren. Das erfuhr der Wolf und kam, seine Condolenz abzustatten. „Schäfer," sprach er, „ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Herde gekommen? Die liebe, fromme, fette Herde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Tränen weinen." — „Habe Dank, Meister Isegrim," versetzte der Schäfer. „Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz." — „Das hat er auch wirklich," fügte des Schäfers Phylax hinzu, „so oft er unter dem Unglück seines Nächsten selbst leidet." Lessing.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugeborenen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von Ihresgleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Lessing.

Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. „Zu was," schrien sie, „taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!" Lessing.

II. Beschreibende Prosa.

1. Geschichtliche Darstellungen.

a) Geschichtliche Begebenheiten und Verhältnisse.

1. Die athenische Erziehung nach den Gesetzen Solons.

Die Erziehung der jungen Athener faßte Solon mit besonderer Sorgfalt in's Auge. Man war in Attika davon durchdrungen, daß die Erziehung davon ausgehen müsse, der Jugend Ehrfurcht und Scheu vor den Göttern einzuprägen, daß sie eine religiöse Grundlage haben müsse. Die sittliche Kraft der Mäßigung, der Selbstbeherrschung, der Hingebung für das Gemeinwesen konnte nur geweckt und genährt werden durch die Vergegenwärtigung der sittlichen Mächte des Himmels. Solche Vergegenwärtigung des Wesens und Waltens der Götter besaßen die Griechen nun in ihrer Poesie. An dieser mußte man demnach die Jugend emporbilden. Die religiöse Poesie der Griechen bestand in Hymnen und Chorälen, welche, zum liturgischen Gebrauche bestimmt, ohne die Musik, von welcher sie getragen wurden, den wesentlichsten Teil ihrer Wirkung einbüßen mußten. Wenn man die Jugend diese Hymnen und Chorlieder lehrte, mußte man sie zugleich den Gesang derselben, die musikalische Begleitung lehren. Die Griechen schrieben zudem der Musik einen großen Einfluß auf die Seele der Menschen zu. So verband sich bei ihnen der Unterricht in der Religion zugleich mit dem in der Poesie und in der Musik. Sie faßten alle diese Zweige des Unterrichts unter den Namen der musischen Kunst, der Musik, zusammen. In den Büchern über die Gesetze wird ausgeführt, daß der natürliche Trieb der Jugend zu lärmen und zu springen durch Musik, Tanz und Gymnastik geregelt werden müsse, daß es die Aufgabe der Musik und der Chorlieder sei, den jungen und zarten Seelen der Kinder edle und schöne Grundsätze einzusingen. Indem aber die religiös-sittliche Erziehung der Griechen an den Meisterwerken ihrer Poesie und durch diese geschah, verband sich damit eine Uebung des Gedächtnisses, eine Uebung der geistigen Kraft für die Auf-

fassung poetischer Gedanken und eine Bildung des Geschmacks. Die Einübung der Chorlieder und Chortänze für die Prozessionen und Feste des Staats gab diesem Unterricht zugleich einen äußeren Zweck, und die Orchestik führte von der Bildung der Seele hinüber zu der des Leibes, zur Gymnastik, auf welche mindestens ein eben so großes Gewicht gelegt wurde, wie auf die musische Erziehung.

Bis zum siebenten Jahre waren die Kinder der Mutter überlassen. Die Wärterinnen wiegten die Kinder der Vornehmen in der Schwinge schaukelnd in den Schlaf, sangen ihnen Wiegenlieder und sagten ihnen die Märchen, welche Aesopus in jenen Jahrzehenden den Hellenen erzählt hatte: „Es war einmal eine Maus und ein Wiesel u. s. w.“; sie spannten ihre Einbildungskraft, wenn sie ihnen sagten, wie sie einst, wenn sie groß wären, in ritterlichen Spielen und Kämpfen glänzen würden. Nach dem siebenten Jahre besuchten die Knaben die Musikschulen und die Ringbahnen (Palästren). Schon früh am Morgen zogen sie, nachdem sie ein Stück Brot zum Imbiß erhalten, still und zusammengeschart zum Kitharisten in die Musikschule. Auch im Winter, selbst wenn es tüchtig schneite, waren sie barfuß und im bloßen Chiton. In der Schule mußten die Knaben anständig sitzen, die Schenkel auseinander halten, und die Lehrer gaben acht, daß die Jungen keine Thorheiten trieben. Der Kitharist sprach ihnen zuerst einfache Lieder vor, welche sie behalten und hersagen mußten; dann hatten sie die getragenen und choralartigen Weisen derselben zu lernen. „Wir sagen“ — so läßt Lucian in einem seiner Dialoge den Solon sprechen — „den Knaben die Denksprüche weiser Männer, alte Thaten und nützliche Reden vor, welche in Verse gefaßt sind, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Hören nun die Knaben Thaten der Tapferkeit und gesangwürdige Handlungen, so streben sie selbst darnach, um dereinst von der Nachwelt in Liedern gepriesen zu werden.“ Eines der ersten Lieder, welche die Knaben beim Kitharisten zu lernen und zu singen hatten, lautete: „Pallas, furchtbare Städtezerstörerin, du Kriegslärm erregende Göttin, hehre, den Feind abwehrende Tochter des großen Zeus, dich rufe ich, die Rossebändigerin, die edelste Jungfrau!“ Es war nicht darauf abgesehen, die Knaben zu Virtuosen im Gesang und im Kitharaspiel zu erziehen; die musikalische Bildung sollte die sittlich-religiöse unterstützen, die musikalische Fertigkeit sollte nur so weit entwickelt werden, daß einst der Jüngling und Mann in den Chören mitsingen, daß er Tischlieder anmutig vortragen

und ein Lied mit der Kithara begleiten und singen könne. „Wo beim Betriebe der Musik nur die Lust der Zuhörer bezweckt wird, nicht die Veredlung dessen, der die Kunst betreibt," sagt Aristoteles, „da ist keine Beschäftigung für freie Männer, sondern für Mietlinge." Vom Kitharisten giengen die Knaben in die Ringschule zum Pädotriben. Die Ringschulen waren zahlreich und wenigstens zum Teil auf öffentliche Kosten erbaut. Die Knaben fiengen mit Turnspielen an. In zwei Abteilungen aufgestellt, suchten sie einander über eine bestimmte Linie hinüberzuziehen. Auch das Ballspiel wurde fleißig betrieben. Nach den leichtern Uebungen des Hüpfens folgte das Laufen und der Sprung, während die Arme auf mancherlei Weise, auch durch das Emporklimmen an Seilen gestärkt wurden. Neben dem Laufen, Springen, Ringen, Werfen wurde dann das Schwimmen sehr eifrig geübt. Auch in den Ringschulen wurde auf anständige Haltung der Knaben gesehen. Schläge wurden hier so wenig wie beim Kitharisten gespart. Nach den Uebungen der Ringschule folgte das Frühstück. Gegen Abend wurde die Palästra zum zweitenmale besucht, worauf dann nach dem Schluß bei Sonnenuntergang das Abendessen folgte, bei welchem die Kinder öfter ihre musikalischen und orchestischen Fortschritte den Eltern zeigen mußten. An dem Feste des göttlichen Vorstehers der Ringkunst, des Hermes, an den Hermäen, hatten dann die Knaben, nachdem dem Gotte geopfert war, öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu zeigen, was sie in der Palästra gelernt; an dem Feste der Musen, wie weit sie es in der Musik, d. h. im Gesang von Hymnen und Chorälen, gebracht hätten.

Diejenigen Eltern, welche ihren Söhnen eine gute Erziehung geben lassen konnten, schickten dieselben nach dem Frühstück zum Grammatisten. Seitdem das attische Volk ein geschriebenes Recht erhalten hatte, war für jeden, der einst irgend eine Stellung in diesem Gemeinwesen einnehmen sollte, die Kenntniß des Lesens unentbehrlich. Der Grammatist brachte den Knaben die Elemente der Buchstabenkunde bei, indem er die Buchstaben vorschrieb, die Schüler dieselben nachzeichneten. Diese Kenntniß erhielt sogleich dadurch einen höheren Wert, daß die Knaben auch das Lesen an den Handschriften der großen Dichtungen, namentlich an denen der Gesänge des Homer lernten und daß diejenigen, welche sich nicht mit dem Lesen begnügten, diese Handschriften, welche im sechsten Jahrhundert noch wenig zahlreich waren, wenigstens teilweise abschrieben. So griff auch dieser Unterricht wieder in die musische Bildung zurück.

Der Kursus in der Turnkunst dauerte bis zum achtzehnten Jahre. Mit diesem Jahre traten die jungen Athener aus dem Knaben- in das Jünglingsalter, in die Klasse der Epheben. Sie besuchten nun die Palästra nicht mehr, sondern die Gymnasien, welche Solons Fürsorge allen Bürgern geöffnet hatte: die Akademie, welche, nach dem Heros Akademos genannt, von den heiligen Oelbäumen der Athene beschattet, einige Stadien nordwestlich von der Stadt gelegen war; das Gymnasium beim Heiligtum des Apollon Lykeios, das Lykeion im Osten der Stadt vor dem Thore des Diochares am Ilissos, und den Kynosarges, welcher nordwärts vom Lykeion am Fuße des Lykabettos lag. Hier sollte Herakles gerungen und den Platz durch ein Opfer geweiht haben. Wie die Knaben an den Hermäen, so zeigten die Epheben ihre gymnastischen Künste alljährlich an den Festen des Prometheus und Hephästos. Jeder Stamm stellte eine Anzahl seiner besten Jünglinge, welche, die Fackeln in den Händen, um die Wette liefen, ohne sie durch die Schnelligkeit des Laufens verlöschen zu lassen. An den Prometheen wurden die Fackeln am Altare des Prometheus im äußeren Kerameikos, d. h. dem Teile des Kerameikos, welcher außerhalb der Stadtmauer lag, an den Hephästeen in dem Heiligtum des Hephästos, welches in der Nähe des Marktes lag, angezündet. Das Ziel war die Akropolis. Mit dem heiligen Feuer, welches die Fackel des Siegers von jenen Altären des Feuergottes gebracht hatte, wurde dann das Feuer auf dem Altare der Burg entzündet, welches das große Festopfer verzehren sollte. Es war ein alter Brauch, der die Wohlthaten des feuerbringenden Gottes veranschaulichen und verherrlichen und dem Altare auf der Burg neues und reines Feuer von den geheiligten Feuerstätten des Feuergottes zuführen sollte.

Der Charakter der attischen Erziehung war hart und rauh. Bei Tische durften die Kinder nicht, ehe die Eltern gegessen, nach den Rettichen, dem Dill, oder dem Eppich greifen. Fische und Geflügel sollten die Knaben überhaupt nicht essen. Sie mußten bei Tisch anständig sitzen und durften die Beine nicht übereinanderschlagen. Die Jünglinge sollten beim Mahl bescheiden nur mit einem Finger Eingesalzenes ergreifen, mit zweien Brot, Fleisch und Fische. Auch auf der Straße sollten sie sich still und anständig verhalten, in ruhiger Haltung, mit gesenktem Blick, die Hände im Mantel, umhergehen. Den Markt sollten sie überhaupt nicht betreten. Ueberall hatten sie Bescheidenheit und Ehrfurcht vor dem Altar zu zeigen und stets

zu schweigen, wenn Aeltere sprachen. Der Stock wurde wie in der Schule so auch im Hause häufig angewendet, und noch die Epheben hatten in den Gymnasien der Männer den Stock der Gymnasiarchen zu fühlen.

Nachdem die Epheben vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre neben ihren gymnastischen Uebungen den Kriegsdienst als Streifwächter auf den Grenzen und Straßen gelernt, wurden sie mit dem zwanzigsten Jahre durch Einzeichnung in die Bürgerrolle unter die volljährigen und stimmberechtigten Bürger aufgenommen. Nachdem die jungen Bürger aus den drei oberen Klassen, welche zum Hoplitendienst bestimmt waren, dann auch in Bezug auf ihre körperliche Tüchtigkeit diensttauglich befunden waren, wurden sie in die Hoplitenrolle des Stammes eingeschrieben und, mit Schild und Lanze bewaffnet, in den Tempel der Athene Aglauros auf der Burg geführt, um den Waffeneid zu leisten. Dieser von Solon vorgeschriebene Eid lautete: „Ich schwöre, die heiligen Waffen nicht zu schänden und den Nebenmann im Treffen nicht zu verlassen, neben wem ich auch stehe. Ich will kämpfen für die Heiligtümer und das Gemeingut, sowol allein als in Gemeinschaft mit Andern. Ich werde das Vaterland nicht kleiner, sondern größer und besser hinterlassen, als ich es überkommen habe. Ich werde willig denen gehorchen, welche jedesmal zu entscheiden haben, und den bestehenden Gesetzen Folge leisten. Und wenn einer die Gesetze aufhebt oder ihnen nicht Folge leistet, so werde ich dies nicht zulassen, sondern sie allein und mit Andern verteidigen. Und die vaterländischen Heiligtümer will ich in Ehren halten. Zeugen seien die Götter Aglauros, Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auxo und Hegemone.“ Duncker.

2. Die Schlacht bei Marathon. (490 v. Chr.)

Es war am sechsten Metageitnion (ersten September), als die Kunde von dem Uebergang der Perser nach Marathon nach Athen gelangte. Dem Archon Polemarchos und den zehn Strategen lag die Sorge für die Sicherheit des Landes ob. In diesem Kriegsrate waren die besten Männer Athens, Kallimachos, Aristeides, Miltiades, Themistokles, Stesilaos, der Sohn des Thrasylaos, vereinigt. Es wurde beschlossen, einen Schnellläufer nach Sparta zu senden. Der Bote erhielt den Auftrag an die Könige und die Ephoren: die Athener bäten die Lakedämonier, ihnen zu Hülfe zu kommen und nicht zuzugeben, daß die älteste Stadt der Hellenen in die Knechtschaft der Barbaren falle; schon sei Eretria verloren und Hellas um

eine berühmte Stadt schwächer. Am fünften Tage nach seiner Absendung kam der Schnellläufer Pheidippides von Sparta zurück. Er hatte den Weg von Athen nach Sparta — es sind neunundzwanzig Meilen — in zwei Tagen zurückgelegt und berichtete, die Spartaner hätten zwar Hülfe verheißen, aber zugleich erklärt, daß ihre Truppen nach dem Brauche Spartas erst nach dem Vollmond ausrücken könnten. Es war eine entmutigende Botschaft.

Miltiades war der Meinung, daß man keine Stunde länger zögern dürfe, wenn man überhaupt noch Freiheit zum Handeln haben wolle. Der Kriegsrat durfte seine Entschlüsse nicht länger von Sparta abhängig machen, er mußte auf der Stelle entscheiden, ob man die Mauern der Stadt verteidigen, ob man die Pässe des Brilessos, d. h. den Weg von Marathon nach Athen, verlegen oder dem Feinde im offenen Felde begegnen wollte. Es gab nur einen richtigen Entschluß, der zugleich dem Sinne des Miltiades, seiner Kühnheit und seiner Lust am Wagniß am meisten zusagte: die ungerüsteten Bürger sammt den Bejahrten zur Verteidigung zurückzulassen, mit allen tüchtigen Streitern auszurücken und so rasch als möglich zu schlagen.

Diese Ansicht machte Miltiades sogleich bei der Rückkehr des Pheidippides geltend. Sein Rat war natürlich von größter Bedeutung. Aristeides trat der Ansicht des Miltiades bei; sein Ansehen und seine Besonnenheit mußten dieser noch ein besonderes Gewicht geben. Andere rieten zur höchsten Besonnenheit und Vorsicht, denn noch habe keine griechische Schlachtlinie den Persern gestanden. Die Stimmen der Strategen standen fünf gegen fünf. Die Stimme des Vorsitzenden, des Polemarchen, mußte entscheiden. Miltiades nahm den Kallimachos bei Seite und sagte zu ihm: „Bei dir liegt es, Athen in Knechtschaft zu bringen oder frei zu erhalten und dir ein Denkmal für alle Zukunft zu stiften, wie es weder Harmodios noch Aristogeiton hinterlassen haben. So lange Athen steht, schwebte es niemals in größerer Gefahr. Wenn wir nicht schlagen, so wird Zwiespalt in die Gemüter der Athener kommen, und in einigen werden medische Neigungen erwachen. Schlagen wir sogleich, so werden wir mit der Götter Hülfe im Stande sein, die Oberhand zu gewinnen. Das steht nun bei dir. Trittst du meiner Meinung bei, so wird unsere Vaterstadt frei und die erste in Hellas, stimmst du mit den andern, so weißt du, was wir, dem Hippias überliefert, erfahren werden.“ Kalli-

machos stimmte für Miltiades; der Auszug nach Marathon war beschlossen.

Der Polemarch hatte mit dem Rat der Strategen das Recht, den Auszug auf seine Hand anzuordnen; aber in dieser gefährlichen Lage des Staats war es von Wichtigkeit, die Bestätigung des Volkes zu gewinnen und eine kriegerische Stimmung in demselben zu erwecken. Unter dem Vorsitze der Ratsherren des Stammes des Ajas, welchem Kallimachos selbst angehörte, wurde auf der Pnyx beschlossen, dem Feinde entgegenzugehen und im offenen Felde zu schlagen. Zu den viertausend Hopliten, welche von Eretria zurückgekommen waren, wurden noch sechstausend aufgeboten. Sobald diese, die stärkste Zahl, welche Athen bis dahin in's Feld geschickt hatte, versammelt waren, wurde der Marsch nach Marathon angetreten. Nach sechs bis sieben Stunden waren die Höhen des Pentelikon und Brilessos überstiegen. Von dem Abhange dieser Bergreihe zum Meere hin erblickten die Athener unten am Sunde das weitgedehnte Lager der Perser und die endlose Reihe der Schiffe auf dem Strande. Durch einen Halbkreis von Bergen, den Zügen des Parnes und Brilessos, umschlossen, dehnt sich die Ebene von Marathon fast wagrecht am Sunde von Euböa aus. Sie wird nur von einem vom Parnes nach Osten hinabströmenden Bach unterbrochen. Ihre Länge am Meere beträgt mehr als eine deutsche Meile, ihre größte Breite vom Sunde bis zum Fuße der Berge etwa viertausend Schritt. Um vor den Reitern der Perser sicher zu sein, nahmen die Feldherren der Athener das Lager noch auf der Höhe etwas vorwärts von dem in den Bergen liegenden Flecken Marathon, in dem heiligen Hain des Herakles, den die Marathonier eifrig verehrten.

Der Befehl des attischen Heeres wechselte täglich unter den Strategen nach der Reihenfolge, welche die Stämme für das Jahr verlost hatten. Aber die Strategen hatten auf den Rat und nach dem Vorgang des Aristeides den Befehl dem Miltiades überlassen. Er war der Urheber des Planes, gegen die Perser auszuziehen, er kannte die Perser und ihre Kriegsweise. Nachdem die Hopliten im Haine des Herakles einen Tag geruht, wurden sie am folgenden vor demselben in Schlachtordnung aufgestellt. Die Perser mußten veranlaßt werden, ihre Schlachtlinie zu zeigen, man mußte wissen, wo ihre Reiterei, wo ihr Fußvolk stand, man mußte erfahren, ob sie anzugreifen oder den Angriff in der Ebene zu erwarten gedachten. Da kam den Athenern eine Hülfe, welche niemand erwartet und welche niemand gefordert hatte. Von dem Kamme des Parnes

stieg ein Zug Hopliten nach Marathon nieder. Es war die gesammte Mannschaft der Platäer. Die Athener waren um einen tapfern Führer, den Aeimnestos, welcher die Platäer befehligte, und um tausend Hopliten stärker, und das Unverhoffte dieser Hülfe erhöhte ihre moralische Wirkung.

Am folgenden Morgen — es war der siebzehnte Metageitnion (zwölfte September) des Jahres 490 — stellte Miltiades das Heer vor dem Haine des Herakles auf dem Abhange der Höhen in Schlachtordnung. Er wollte die Ankunft der Platäer benutzen und war entschlossen zu schlagen. Die Stärke des persischen Heeres konnte nach den Verlusten bei den Stürmen auf Eretria, nach Abzug der Mannschaft auf Aegileia höchstens noch hunderttausend Mann betragen, das Heer der Athener zählte elftausend Hopliten. Ein hellenischer Mann stand gegen neun persische. Das Verhalten der Perser am Tage vorher hatte gezeigt, daß sie nicht anzugreifen gedächten, sondern die Athener in der Ebene erwarten wollten. Miltiades wollte seinerseits angreifen und eine Offensivschlacht schlagen. Sobald man aber in einer Schlachtlinie in die Ebene hinabstieg, war man in Gefahr überflügelt zu werden. Um dieser Gefahr zu begegnen oder sie wenigstens zu mindern, dehnte Miltiades seine Schlachtlinie aus, indem er das Centrum schwächte, und verstärkte statt dessen die Flügel. Die Hopliten der beiden Stämme, welche das Centrum bildeten, unter Aristeides und Themistokles, wurden nur zwei oder drei Schilde hoch aufgestellt, während die übrigen Stämme sammt den Platäern, auf beide Flügel verteilt, etwa fünf bis sechs Schilde hoch aufgestellt wurden. Hierdurch erhielt Miltiades eine Front von reichlich 2500 Schilden, welche eine Länge von etwa vier- bis fünftausend Schritt einnahmen. Auf dem äußersten rechten Flügel, dem Ehrenposten jeder griechischen Schlachtreihe, stand der Polemarch Kallimachos mit dem Stamme, welchem er zugehörte, dem Stamme Ajas. Der Polemarch führte den Befehl dieses Flügels, nach welchem die Richtung genommen wurde. Auf dem äußersten linken Flügel standen die Platäer. Miltiades hatte den kühnen Gedanken gefaßt, seine Schlachtreihe im Laufe gegen die Perser zu führen. Man konnte dies nur mit Soldaten versuchen, welche wie die attischen ihren gymnastischen Kursus durchgemacht hatten, welche von Jugend auf im Laufen geübt waren. Aber es war immer eine große Entfernung zurückzulegen; ein Raum von 2400 Schritten trennte beide Schlachtlinien. Als das Opfer günstig ausfiel, welches der Polemarch den Göttern des Krieges, dem Enyalios und der

Artemis Agrotera, brachte, redete Miltiades die Hopliten an und gelobte der Artemis Agrotera für den Sieg so viele Ziegen, als Feinde getödet werden würden. Der Päan ertönte. Dann gab die Trompete das Zeichen. Die Schilde wurden vorgenommen, die Linie trat an.

Die Perser standen 1500 bis 2000 Schritt landeinwärts vor dem Lager in Schlachtordnung, in der Mitte die Perser und Saken, auf den Flügeln die Meder und die übrigen Truppen, als sich die Schlachtreihe der Athener in Bewegung setzte. Die Perser erstaunten, sie so rasch die Hügel herabeilen zu sehen. Sie meinten, daß jene von Wahnsinn ergriffen seien, daß sie, so wenige gegen so viele, von der Höhe herabzukommen und aus so weiter Ferne, ungedeckt von Schützen und Reiterei, heranzulaufen wagten. In ihren Vierecken aufgestellt, erwarteten sie den Anlauf der langen, erzblinkenden Linie, welche mit lautem Schlachtruf, die Lanzen gefällt, herankam, stehenden Fußes. Sie überschütteten die Athener mit einem Pfeilregen und hielten den Stoß aus. Das Gefecht kam zum Stehen; es wurde heiß und lange gerungen. So tapfer Aristeides und Themistokles fochten, das Centrum kam in's Gedränge und wurde endlich durchbrochen; die Perser und Saken verfolgten in's Land hinein und hieben die Knechte nieder, welche dem Angriff in der Entfernung gefolgt waren, um die Verwundeten aus dem Gefecht zu tragen, und zu ihrer Verteidigung nichts als Schleudersteine besaßen. Glücklich genug, daß die Flügel sich dadurch nicht irren ließen. Sie gewannen Terrain und drängten den Feind in das Lager zurück, sie warfen ihn endlich in die Flucht. Ohne zu folgen, schwenkten sich die Flügel gegen das siegreiche Centrum der Perser. Die Hopliten der Antiochis und Leontis konnten sich wieder sammeln. Der doppelte Angriff von beiden Seiten brach die Haltung der Perser und Saken; auch sie warfen sich in die Flucht. Eifrig folgten die Athener in das Lager und jagten die verwirrten Haufen in den Sumpf, in welchen die Ebene nordwärts am Meere übergeht, und in die Schiffe. Es gab kein Halten mehr; unter dem Andrange der Athener mußten die Schiffe vom Strande gezogen, mußte die Einschiffung bewerkstelligt werden. Die Sieger riefen nach Feuer, die Flotte in Brand zu setzen. Bald wurde um die Schiffe gerungen, welche die Perser hinabzogen, die Athener auf dem Strande festhielten. In dem Getümmel dieses hitzigen Kampfes fiel der Kriegsherr Kallimachos, neben ihm Stesilaos, einer von den Strategen, und andere namhafte Athener. Dem Kynegeiros, Euphorions Sohn, wurde

die Hand mit einem Beile abgehauen; er wollte den Schnabel eines Schiffes, welches in's Meer gezogen wurde, nicht loslassen. Die Perser waren zu zahlreich, als daß die Athener ihnen viele Schiffe hätten entreißen können. Nur sieben Schiffe wurden genommen; aber das ganze Lager, alles Gepäck und alle ausgeschifften Vorräte so wie sämmtliche Pferde waren in den Händen der Athener. Auf dem Schlachtfelde lagen 6400 Tode des Feindes; die Meder hatten am meisten gelitten.

Die Kunde von dem glorreichsten Siege war dem Heere vorausgeeilt. Unmittelbar nach dem Treffen war einer der Hopliten, wie es heißt, ohne die Waffen abzulegen, nach Athen gelaufen. Die frohe Botschaft in der Stadt verkündend, war er vor Erschöpfung tod niedergestürzt. W. M. Duncker.

3. Der Bau der Akropolis von Athen. (Um 444 v. Chr.)

Athen ist wie Rom eine Hügelstadt, oberhalb einer fruchtbaren Ebene zwischen felsigen Höhen gelagert. Man wählte zur Burg nicht den höchsten der Felshügel, sondern denjenigen, welcher oben die größte Fläche, rings umher die steilsten Wände darbot. Nach Norden, Süden und Osten senkt sich der Burgfelsen mit unzugänglichen Abhängen in das Thal; nur gegen Westen dacht er sich allmählich ab, nur hier liegt über seinem Fuße eine breite Erdlage, auf welcher der Weg zu der Hochfläche hinaufführt. Auf diesem, etwa 400 Fuß über die Stadt sich erhebenden Burgfelsen, dessen Oberfläche die Pelasger schon geebnet haben sollten, bauten die ältesten Athener die Heiligtümer ihrer Stamm- und Burggöttin Athene.

Zur Zeit der Perserkriege drangen die Barbaren auf heimlichem Weg in die Burg und verbrannten die Tempel und Altäre. Da schien es, als habe Athene ihre Stadt verlassen und ihre Burg preisgegeben; doch siehe, am Tage nach dem Brande treibt zum schönen Wahrzeichen der heilige Oelbaum wieder frische Zweige, und lorbeerbekränzt tragen die Athener das Bild ihrer Göttin an die alte geweihte Stätte, von wo nun ihr Segen reicher als jemals zuvor auf die Stadt der Athener niederströmte. Jetzt galt es, den Göttern die Ehre von allen errungenen Siegen zu geben und der Stadt selbst ein Denkmal ihrer glorreichsten Zeit zu errichten. Die Bau- und Bildhauerkunst waren damals zu den höchsten Leistungen herangereift; Athen war der Sitz des Geschmacks und einer begeisterten Kunstliebe, die Bürger durchdrungen von dem Gefühle des Ruhmes ihrer herrlichen Stadt; ihre Flotten

herrschten auf dem Meere, ihr Hafen war der Marktplatz von ganz Griechenland, viele hundert Insel- und Küstenstädte sandten ihren jährlichen Tribut in die Bundeskasse auf der Burg, wo aus dem Ueberschusse der Einnahmen ein Schatz von mehr als 13 Millionen Thalern beisammen war; wenige Stunden von Athen hatte man unerschöpfliche Adern des schönsten Marmorsteins entdeckt; zwei Männer endlich wie Perikles und Phidias standen bei einander, um mit allem Aufwande der reichsten Mittel die öffentlichen Arbeiten zur Wiederherstellung der zerstörten Heiligtümer zu leiten. Nun begann in den Werkstätten der Steinmetzen, Bildhauer, Erzgießer, Gold- und Elfenbeinarbeiter die lebendigste Thätigkeit; in langen Zügen schleppten die Saumtiere die Marmorblöcke auf die Akropolis, wo sie unter dem wachsamen Auge des Meisters zum schönsten Tempelgebäude sich zusammenfügten. Als dränge das Gefühl, es möge die Zeit des Glückes und des Friedens nicht lange währen, wurde unabläßig gearbeitet. Kaum war der große Athenetempel vollendet und die Statue dem staunenden Volke enthüllt worden, so begann die zweite große Arbeit. Die durch den neuen Tempel geschmückte Burg bedurfte eines neuen Thores für die festlichen Einzüge, und über dem Schutte des alten Burgthores erhoben sich die Hallen der Propyläen.

Wir unternehmen nun eine Wanderung auf die Burg. Auf einem hohen Terassenwege ersteigt man die Höhe des Felsens bis zu der großen Treppe von Marmor, welche zu der eigentlichen Pforte der Akropolis hinanführt und in der Mitte durch eine mit gerillten Steinen belegte Bahn für Reiter und Wagen unterbrochen ist. Wir stehen jetzt vor den Propyläen, einem breiten Säulenthor, ganz von Marmor, mit fünf hohen Durchgängen und zu beiden Seiten mit großen Flügelgebäuden versehen. Durch den breiteren Mittelgang treten wir in die innere Säulenhalle. Sechs schlanke jonische Säulen, in zwei Reihen gestellt, tragen die 58 Fuß breite Marmordecke. Nach einer Tiefe, die wir mit 14 Schritten durchmessen, stehen einige Stufen höher die Thorwände, deren hohe Erzthüren den fünffachen Verschluß des inneren Burghofes bilden. Auf diesem heben sich aus dem Walde von Gebäuden, Statuen, Weihgeschenken, kostbaren Geräten, Dreifüßen, Siegesrossen u. s. w. besonders zwei heilige Gegenstände hervor, nämlich rechts in gebietender Hoheit der Parthenon, links der Koloß der Athene. Der Parthenon hat die Gestalt eines länglichen Vierecks und ist rings von einer Halle aus Marmorsäulen umgeben. Ueber den Säulen liegt kostbar geschmücktes Gebälk; höher hinauf

öffnen sich an der Ost- und Westseite, von dem Gesimse und den Linien des Daches eingefaßt, zwei große dreieckige Giebelfelder, auf denen an jeder Seite über 20 kolossale, frei gearbeitete Figuren von Göttern und Helden einen glänzenden Platz fanden. Die Höhe des Tempels vom Säulenfuße bis zur Giebelspitze beträgt nur 65 Fuß; allein wegen der Erhabenheit des Felsens ist er von allen Seiten zu sehen, man mag zur See oder zu Lande nach Athen kommen. Der Tempel zerfällt in einen doppelten, ungleich geteilten Raum; der kleinere, fest umschlossene barg in seinem geheimnißvollen Dämmerlichte den Schatz von Athen an gemünztem und ungemünztem Metall und kostbaren Geräten; der größere östliche war das Wohngemach der Göttin; dort stand außer einem Altar ihr Bild, 36 Fuß hoch, ein Werk des Phidias, von Elfenbein und Gold gearbeitet. Der Künstler hatte anfangs Marmor dazu vorgeschlagen; als er aber zu den übrigen Gründen noch bemerkte, daß Marmor weit wohlfeiler sei, so verlangte das Volk sogleich, er solle jene kostbaren Stoffe anwenden.

Die andere riesige Bildsäule derselben Göttin, von Phidias aus der marathonischen Beute in Erz gegossen, überragte mit ihrem helmbekrönten Haupte noch den Parthenon. Denn sie stand auf der höchsten Spitze der Burg, gegen 70 Fuß hoch, so daß Helmbusch und Lanze den Seeleuten, wenn sie Sunium umschifften, in einer Entfernung von 5 Meilen schon entgegenleuchteten. Die gezückte Lanze in der Rechten, den Schild in der gehobenen Linken haltend, so des Angriffs gewärtig, zur Abwehr gerüstet, stand sie da, um jeden Feind ihrer Stadt, der das Thor durchbrechen sollte, zu vernichten. Ja, als der Kriegsruhm der Athener längst erblichen war, da hat sie allein noch ihre Burg verteidigt. Als am Ende des vierten Jahrhunderts Alarich die Stadt eingenommen hatte und die Metallschätze der Burg ihn hinauflockten, da trat ihm, als er eben durch das Thor gedrungen war, die riesige Göttin mit dem gezückten Speere so erschütternd entgegen, daß der König der Goten entsetzt umkehrte.

Ernst Curtius.

4. Die olympischen Spiele.

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Thessalien eingenommen und das feste Thor des inneren Griechenlandes, den Seepaß der Thermopylen, sich durch Verrat geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernste Widerstand beseitigt wäre und daß die Hellenen der südlichen Landschaften in Zittern und Angst

des über sie hereinbrechenden Schicksals warteten. Da kamen Ueberläufer aus Arkadien in das Lager, unstete Leute, die des Lebens Not hintrieb, wo es zu verdienen gab. Man brachte sie vor den König, um sie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Fest der Olympien," war die unerwartete Antwort; „sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu;" und als man sie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiderten sie: „Um den Kranz vom Oelbaum." Da sprach einer der persischen Großen ein Wort aus voll edler Weisheit, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde: „Wehe, Mardonius, gegen was für Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!"

Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Glieder eine wichtige und unabweisliche Forderung der Götter, die Kräfte des Körpers mit nicht minderer Sorgfalt zu stärken und zu veredeln, als die des Geistes. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer im Lauf und Kampf, ein helles, mutiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer als Geistesbildung, Schärfe des Urteils, Uebung in den Künsten der Musen. Darum stand neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen, und deshalb wurde überall die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Uebungen vom Staate geordnet und gefördert. Oeffentliche Gymnasien mit großen, sonnigen Uebungsplätzen, von Hallen und Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, durften in keiner hellenischen Stadt fehlen. Wer nach Ansehen und Einfluß unter seinen Mitbürgern strebte, mußte bis zur Vollendung männlicher Reife den größten Teil seiner Zeit in den Gymnasien zugebracht haben, und in manchen Städten war es ausdrücklich Gesetz, daß niemand in die Bürgerschaft aufgenommen werden durfte, der nicht die ganze Reihe gymnastischer Uebungen vollendet hatte. Den Eifer für diese Uebungen erhöhte der Ehrgeiz. Die Gymnasien boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheit, die wachsenden Kräfte an einander zu messen; der Wetteifer steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte, den Wettkämpfen männlicher Tüchtigkeit und Jugendkraft zuzuschauen.

Wol gab es keine Auszeichnung, welche so mühselige Ausdauer vieler Jahre, so viel Aufwand an Kraft und Zeit, so viel Entbehrung und Schmerzen forderte. Aber die Hellenen haben nie die Freude des Lebens in träger Behaglichkeit gesucht; sie fühlten lebendig, daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht jeden gesunden Menschen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens; sie konnten sich auch die Inseln der Seligen nicht ohne Ringplätze denken, und als einst die Zehntausend nach unsäglichen Mühseligkeiten aus dem Innern Asiens endlich wieder an das Gestade des Meeres gelangt waren, nach dem sich ihr griechisches Herz gesehnt hatte, da war das Erste, was sie zum Danke gegen die Götter und zur Erquickung ihrer ermatteten Seelen vornahmen, daß sie vor den Thoren von Trapezunt Kampfspiele anstellten; sie waren wieder Griechen auf griechischem Boden, und alles Ungemach war vergessen. Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele; aber die olympischen übertrafen nach Pindars Worten alle anderen so, wie das Quellwasser die Schätze des Erdbodens und wie das Gold die Güter des Reichtums.

Wo der Alpheios aus den engen Felsthälern Arkadiens in das niedrige Küstenland von Elis eintritt, wird er von waldreichen Höhen eingefaßt, zwischen denen er in breiten, vielgewundenen Strömungen hinfließt. Das nördliche Ufer nannten die Alten Olympos, ein Name, mit dem die ältesten Einwohner die heiligen Gipfel des Landes bezeichneten. Eingeborne Pelasger haben hier gewohnt und ihren Zeus verehrt. Die Sage nennt einen alten König Oinomaos und Pisa als die Hauptstadt seines Reiches. Gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier, welche achtzig Jahre nach dem Falle Trojas in den Peloponnes eindrangen, kamen ätolische Stämme über den Meerbusen von Korinth, und während jene im Süden und Osten auf dem Boden von Agamemnons Herrschaft neue Staaten einrichteten, besetzten diese das westliche Uferland der Halbinsel und gründeten unter ihrem Führer Oxylos den Staat Elis. Da aber die Eleer sich bald immer enger an die dorischen Spartaner anschlossen und diese in sich den Beruf fühlten, die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene peloponnesische Halbinsel zu einigen, ward Olympia als ein gemeinsames Bundesheiligtum eingesetzt. Zunächst schlossen die beiden Vertreter von Sparta und Elis, Lykurgos und Iphitos, ein heiliges Bündniß mit einander, indem sie sich für die Sicherheit

des Heiligtums und für freies Geleit der zu den Festen Wallfahrenden verbürgten. In der ganzen Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Festspiele herankam. Den Eleern wurde die Verwaltung des Heiligtums übertragen und dafür ihrer Landschaft eine ewige Waffenruhe verliehen; keine bewaffnete Schar durfte ihre Grenzen überschreiten, ganz Elis war ein dem olympischen Zeus geweihtes Land. Herakles aber, der Heros des dorischen Stammes, nach der Sage der Urheber aller Einrichtungen desselben, wurde durch die Sage auch zu Olympias Festordner erhoben. Nach und nach stieg das Ansehen des Heiligtums, und es wurde aus einem peloponnesischen ein hellenisches. Die Hellenen zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien und schlossen sich den heiligen Gebräuchen Olympias an.

Olympia war ursprünglich ein Tempelbezirk vor den Thoren Pisas. Nach der Zerstörung dieser Stadt war die Landschaft weit und breit umher nur noch in Dörfern bewohnt, die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Wäldern und Gärten, welche das Heiligtum einhegten. Olympia selbst bestand aus zwei scharf gesonderten Teilen, aus dem nicht geheiligten Raume und aus der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, welcher alles Eigentum der Götter enthielt. Den Raum der Altis hatte Herakles mit seinen Schritten abgemessen, er hatte die hohe Umfangsmauer gegründet, welche alles Unheilige von der Schwelle des Zeus fern hielt. Diese Mauer zog sich auf der Abendseite am Kladeos entlang, dem platanenreichen Nebenflusse des Alpheios; sie erstreckte sich im Süden oberhalb des Alpheiosbettes und schloß sich im Osten an das Stadium an. Nur durch ein Eingangsthor mit schimmernder Säulenhalle durften die Festzüge den Boden der Altis betreten. Trat man hinein, so hatte man gleich zur Rechten den heiligen Oelbaum, von dessen Zweigen ein Knabe mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt; darum hieß er der Baum der schönen Kränze. In seinem Gehege hatte man den Nymphen einen Altar erbaut, um sie durch Opfer gnädig zu erhalten, daß sie nicht ablassen möchten, mit frischem Taue das Gedeihen des köstlichen Baumes zu pflegen. Es war ein wilder Oelbaum, dessen Blätter sich durch ein tieferes Grün von dem zahmen Oelbaume unterscheiden; es war der Erstling von der Pflanzung des Herakles, welcher von den schattigen Istrosquellen her das Reis geholt haben sollte, um das noch baumlose Alpheiosthal zu schmücken. Jenseits des Kranzbaums erhob sich auf mächtigem Unterbaue

der Tempel des Zeus, die wichtigste Stelle innerhalb der Altis. Der Tempelort war eine uralte Stätte des Zeusdienstes. Schon frühe stand hier ein Tempel; als aber Athens Denkmäler auf der Akropolis alle früheren Kunstschöpfungen verdunkelten, beschlossen die elischen Behörden einen Umbau und wandten sich nach Athen, der hohen Schule griechischer Kunst. Auf ihren Ruf eilte Phidias herbei, von seinen namhaftesten Schülern und einer ganzen Schar attischer Werkmeister begleitet. Im Einverständnisse mit ihm ordnete Panainos den malerischen Schmuck und die Gewandung des Tempelbildes, füllten Alkamenes und Paionios die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Heroen; er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft und Erfahrung der höchsten Aufgabe seines Lebens, den Nationalgott der Griechen an seiner würdigsten Stelle zu verherrlichen. Neben dem Tempel des ersten der Götter erstreckte sich das Heiligtum des achäischen Heroen Pelops und das der Hera; nach der Mitte des Hofes vorliegend, erhob sich der große Zeusaltar auf einem mächtigen Unterbau zu einer Höhe von 22 Fuß, so daß der Opferrauch frei über die Häupter der Festversammlung fortziehen konnte. An der nördlichen Seite trat der Hügel des Kronos vom olympischen Gebirge in die Altis vor. Auf einer aufgemauerten Terrasse standen hier in einer Reihe die Schatzhäuser zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, deren letztes an das Stadium grenzte. Dieses lehnte sich mit dem oberen Ende an die waldigen Thalbuchten an, war aber zum größeren Teile künstlich aufgeschüttet; am südlichen Ende stieß es mit dem Hippodrom im rechten Winkel zusammen. Letzterer bestand aus zwei Teilen, der breit geebneten Rennbahn und der künstlichen Anlage der Wagenstände. An der nordwestlichen Seite lag außerhalb der Altismauer, einer freien Wald- und Flußlandschaft benachbart, das Gymnasium Olympias mit Wohnungen für die Athleten, mit sonnigen Ringplätzen und schattigen Säulengängen umher. Auf dem von Pinien beschatteten Gipfel des Kronoshügels sah man zu seinen Füßen den ganzen von den herrlichsten Bildungen erfüllten Tempelhof, ein Labyrinth von Kunstwerken. Die dicht gedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Statuengruppen, von Viergespannen und Standbildern der Sieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch die Bäume zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden.

Die gewöhnliche Einwohnerschaft Olympias bestand aus den in der Altis waltenden Priestern aus erlauchten pelopon-

nesischen Geschlechtern; ihnen standen Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter und andere Diener zur Seite. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheios-thales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Weges zogen und am Zeusaltare ihr Gebet sprachen. Aber wie veränderte sich alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien, herankam und wenn die heiligen Gesandten, „des Zeus, des Kroniden, Friedensboten, der Jahreszeiten Herolde," von den Pforten der Altis auszogen und allen Hellenen die ersehnte Kunde brachten: „Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweige! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger heranziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!" Alle Hellenen wurden eingeladen, und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen, oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf des Themistokles Antrag der Syrakusaner Hieron ausgeschlossen wurde, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Kolonien benutzten dieses Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten. Ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das jonische Meer so wie die breite Alpheiosmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sicilien und Gallien wohnenden Hellenen. Bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maultiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sklaven auf den Boden von Elis geführt wurden. Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern melden; sie wurden in Hinsicht ihres Ursprunges, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft; sie mußten nachweisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymasium die Reihe hergebrachter Uebungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufen zusammengeordnet. Zum Schlusse mußten sie vor einer Bildsäule des schwurhütenden Zeus, der in jeder Hand den Blitzstral führte, einen Eid darauf leisten, daß sie im heiligen Wettkampfe sich keine Unredlichkeit und keinen Frevel zu Schulden kommen lassen wollten.

Die Spiele wurden im Laufe der Zeiten vergrößert, und aus einem Festtage ward allmählich eine Reihe von fünf Tagen, welche in die Zeit des Vollmonds um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Den behendesten Läufer zu sehen, füllten sich zuerst die Stufensitze des Stadiums mit Zuschauern, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch einen verdeckten Gang auf der Westseite die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufrufe dem Volke vorgestellt; wer einen derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hielt, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der konnte sich zur Anklage erheben, die von den Richtern sofort erledigt wurde. Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige Losurne heran, und einer nach dem andern nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eins der Lose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer vier mit einander — so oft wurde der Kampf erneuert, und da einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufs wurden auch die anderen Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt: der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer wie Milon, der reiche Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Diskos und des Speers. In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Uebungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstralte, so war es nicht sowol die Rücksicht auf die Kunst des Wagenlenkers als vielmehr der Glanz des Reichtums, die Pracht des Aufzuges, welche zu Gunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten, und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglücks, wenn es jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehen zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken; die Könige von Syrakus und Kyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen, wie dem Alkibiades, erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges

Ziel. Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenstände wurden verlost; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Nähe saß auf einem Altare ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, den ersehnten Anfang des Spieles verkündete. Gleichzeitig senkte sich ein Delphin, der auf einem Querbalken lag, ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenständen fortgezogen. Nun tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde her vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginne der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam stürmende Wagenreihe. Es kam auf der breiten Bahn, welche ein Viergespann mit ausgewachsenen Rossen zwölfmal durchmessen mußte, alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, andererseits aber dem auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengedränge vorsichtig auszuweichen. Oft siegte der mit Bedacht von dem Zielschafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe und ließen dem allein übrig bleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspiels, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angst und Qual war vergessen, und wie die Glut des Julitages sich endlich in ersehnte Abendkühle verwandelte, so begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet; der festliche Zug bewegte sich vom Hippodrom und Stadium nach dem Eingangsthor und zum Tempel des Zeus; denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der Kampfrichter; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frischgeschnittenen Kränze des Oelbaums lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben, während die Versammlung in den Hallen und auf den Galerien heilige Lieder anstimmte. Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar und wurde mit seinen Siegesgenossen als Gast des olympischen Gottes am Herde des Heiligthumes bewirtet. Die Masse des Volkes aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohlversorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten, und beim Lichte des Mondes erschallte die ganze Flur von Sieges-

gesängen. Hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt, alle griechischen Mundarten tönten durcheinander; es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarkts. Damit die Gestalt der Sieger nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden möchte, wurden sie im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe dargestellt werden. Diese Bildsäulen wurden wol häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt aufgestellt zu werden, so wie sich auch an die Festfreude Olympias noch eine Nachfeier bei des Siegers Heimkehr anschloß. Man riß die Stadtmauern ein, um seinem Wagen Bahn zu machen: ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr, und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Dankes dargebracht, und der schönste Schmuck des Tages war das Lied eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde.

Das war den Griechen Olympia. Darum saßen sie hier in heiterer Feststimmung, während Leonidas den Opfertod starb; denn sie fühlten beim Anblicke ihrer olympischen Sieger die freudigste Siegeshoffnung; von Olympia zogen sie nach Salamis und Platää.

E. Curtius.

5. Die Einnahme Roms durch die Gallier.

Einige Zeit nach der Schlacht an der Allia verfloß, während die Barbaren die Leichen plünderten und ihre blutigen Siegeszeichen sammelten: doch schon vor Einbruch der Nacht erschienen ihre Reiter auf dem Marsfeld und vor dem collinischen Thor. Damals hätte nichts sie hindern können, dieses zu sprengen und sich aller Wehrlosen und der gesammten Beute in der Stadt zu bemeistern: aber wenn auch Brennus den Sieg zu vollenden gesucht hätte, wie er ihn als Feldherr entschieden hatte, so fanden seine Befehle jetzt keinen Gehorsam. Verbreitet über die ganze offene Landschaft von der Allia bis zur Stadt, überließen sich die Gallier ungezügelt der Plünderung, der Trunkenheit und allen Gräueln, welche unbeherrschte brutale Scharen nach einem Sturm, zuweilen nach einer Niederlage üben. In dieser Auflösung vergieng die Nacht, der ganze Tag des siebenzehnten und noch eine Nacht: ein Teil schwelgte, während andere, überwältigt von der Ermüdung der Märsche und der Schlacht oder von Trunkenheit, in Schlaf versunken

lagen. So verzögerte sich die Unternehmung gegen Rom, und das Dasein der römischen Nation ward gerettet.

Denn inzwischen war in der Stadt ein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Verteidigung war unmöglich: die Flüchtlinge vom rechten Flügel kamen ohne Waffen, die, welche sich nach Veji gerettet hatten, waren auch wehrlos; und hätten sie denn vor den Augen der Sieger, die schon das Marsfeld zu bedecken anfiengen, in die Stadt gelangen können? Man beschloß Kapitol und Burg mit den Wehrhaftesten zu besetzen und diese mit den Vorräten zu versehen, welche die gesammte Bevölkerung in wenigen Tagen aufgezehrt haben würde. Auch Schätze und Kostbarkeiten wurden hinaufgeschafft: die Auswandernden, welche sich nach allen Orten zerstreuten, wo sie Gastfreunde und Mitleiden zu finden hofften, nahmen mit sich fort, was sie tragen und wegführen konnten. Die Heiligtümer wurden zum Teil vergraben, zum Teil nach Cäre geflüchtet. L. Albinius, ein Plebejer, welcher seine Frau und die Kinder den Clivus[1]) des Janiculus hinauf fuhr, erreichte die Priester und die Vestalinnen, welche die verehrtesten Heiligtümer unter sich verteilt trugen: er ließ die Seinigen absteigen und nahm auf, so viel sein Fuhrwerk fassen konnte. Zu Cäre wurde alles gewissenhaft bewahrt, und nach der Räumung führte Albinius, was er fortgeschafft hatte, wieder zurück. — —

Den Entschluß, die Greise aufzuopfern, kann man allerdings für ein Volk im Altertum nicht undenkbar nennen; undenkbar aber ist es, daß sie, bewogen durch der Patricier Beispiel, ihr Los, hingegeben als Opfer, erwartet hätten. Wußten sie denn, daß ein erwünschter Tod sie schnell erlösen, ob nicht unmenschlicher Mutwille sie ihn erst in Martern finden lassen werde? ob sie nicht als Sklaven, nicht nach ihren Kräften, sondern nach der Barbaren Laune würden fortgetrieben werden? Sie konnten Mauern und Thore verteidigen, konnten im Innern der Stadt mit allerlei Geschoß Gegenwehr leisten, manchen Feind mit sich fortnehmen, wobei, wenn die behaupteten Stadtgegenden in Brand gerieten, dem Sieger die Beute entzogen wäre. Doch kennt auch nur Livius[2]) allein die starre Resignation. Andere[3])

---

[1]) Clivus ist die einen Hügel hinanführende Fahrstraße im Gegensatze zur Semita, welche nur für Fußgänger und Saumtiere gangbar ist. (Niebuhr.)

[2]) Livius, V. 39.

[3]) Zonaras (p. 33), welcher allein die Zahl angiebt, und Plutarch, (Camill. p. 130, e); nach Livius (V. 41) saßen sie jeder in der Halle seines Hauses. (Niebuhr.)

erzählten: während das ganze übrige Volk sich rettete, hätten achtzig Priester und andere von den vornehmsten patricischen Greisen auf dem Forum in Feierkleidern, auf ihren curulischen Tronen sitzend, den Tod erwartet: ein freier gemeinsamer Entschluß unter Gleichen, denen es unerträglich war, den Gottesdienst und die Republik zu überleben, an dem nichts unwahrscheinliches ist: am wenigsten, wenn die zum Tod Entschlossenen sich feierlich in die Hände des Oberpontifex für die Republik und zum Verderben der Feinde geweiht hatten. Vollends aber ist es ganz undenkbar, daß Weiber und Kinder größtenteils in der Stadt geblieben wären, wo grenzenlose Schmach und Mißhandlung unausbleiblich sie erwartete, da es doch möglich war, sich durch Flucht zu retten. Es heißt, eine große Zahl habe sich im letzten Augenblick zugedrängt und Aufnahme in Capitol und Burg erlangt, als ob, wenn das möglich war, nicht alle sich eingedrängt haben würden; als ob der kleine Raum mehr als die notwendigen Verteidiger und Vorräte für sie hätte fassen können. Ganz verwerflich lautet endlich die Erzählung, daß die Thore der Stadt in der Verzweiflung nicht geschlossen worden, und nur Furcht vor einem listigen Anschlag die Sieger zurückgehalten habe einzuziehen: aber hier bedarf es keiner innern Gründe, da der ächte Bericht bei Diodor meldet, daß die Gallier sie aufhieben, als die Mauern ganz verlassen waren.

Als die Gallier durch das collinische Thor in die Stadt eingebrochen waren, fanden sie alles öde und ausgestorben: das Grausen, welches einen Fremden ergreift, der im Sommer in einer Stadt des hohen Nordens um Mitternacht Tageshelle und kein Leben auf den Gassen sieht, kam über sie. Alle Häuser waren verschlossen, man zog immer vorwärts bis auf das Forum. Hier erblickten sie in der Höhe die Bewaffneten auf der Burg, auf dem Comitium die curulischen Greise, welche Wesen einer andern Welt zu sein schienen. Zweifelhaft, ob nicht die Götter herabgestiegen wären, um Rom zu retten oder zu rächen, näherte sich ein Gallier einem der Priester, M. Papirius, und berührte seinen weißen Bart; der Greis schlug ihn zornig mit dem elfenbeinernen Scepter über den Kopf; der Barbar hieb ihn nieder, und alle wurden umgebracht. Dann begann die Plünderung im gangen Umfang der Stadt und bald brach hier und dort Feuer aus. Tag für Tag, so lange verborgenes Gut entdeckt ward, erneuerten sich diese Auftritte; die Feuersbrünste vermehrten und verbreiteten sich, und bis auf wenige Häuser

auf dem Palatium, welche die Heerführer zur Wohnung für sich erhalten ließen, ward die ganze Stadt eingeäschert.

Auf dem Capitol und der Burg waren an tausend Bewaffnete versammelt, unter ihnen die überlebenden Consulartribunen und jüngeren Senatoren. Uneinnehmbar war der Ort nicht; Appius Herdonius hatte den Römern unterliegen müssen[4]); wiederholt liefen auch die Gallier Sturm gegen den Clivus, wurden aber durch verzweifelten Widerstand zurückgeworfen. Darnach rechneten sie auf den Hunger, da an keinen Entsatz zu denken war. Allein als die Eingeschlossenen ausdauerten, mit Wasser durch den Brunnen, der bis auf diesen Tag im Innern des tarpejischen Bergs ein gleichzeitiges Denkmal der Belagerung ist[5]), versorgt, mit Nahrung zur Notdurft für ihre kleine Zahl: da rächte sich die wilde Verwüstung: die Gallier selbst begannen auf den Brandstätten großes Ungemach zu leiden. Schon die Hundstage, dann der September, zu Rom von jeher, wie diesen Tag, seuchenvoll, erzeugten Fieber, welche die Fremden bei Tausenden wegrafften, wie Kaiser Friedrichs nordisches Heer in denselben Monaten unter den Mauern der Stadt hinstarb. Die Gegend, wo die Leichen verbrannt wurden, behielt, so lange das alte Rom bestand, den Namen der gallischen Scheiterhaufen.

Der größte Teil der Gallier scheint, als die Beute erschöpft war, weiter vorwärts und bis in Apulien gezogen zu sein; aber auch die Zurückbleibenden hätten bald aufbrechen müssen, wenn nicht Latium durch Brandschatzung oder Plünderung sie ernährt hätte: damals mag mancher Ort, von dem später die Rede nicht mehr ist, untergegangen sein. Ardea lag so nahe, und nichts lautet wahrscheinlicher, als daß Camillus, wenn er dort als Inquilinus[6]) lebte, die Ardeaten, durch seinen großen Namen ermutigt, gegen die Plünderer führte und sie besiegte; allein diese Erzählung, welche in den Annalen so

---

[4]) Der Sabiner Appius Herdonius hatte im Jahre 460, während der Streitigkeiten der Patricier und Plebejer über die Abfassung geschriebener Gesetze durch Decemvirn, in einer Nacht mit seinen Hörigen und römischen Verbannten das Capitol überrascht und eingenommen.

[5]) Auf dem Capitolium zeigt man noch einen Brunnen von außerordentlicher Tiefe, der älter als die Wasserleitungen sein mußte, weil nachher niemand die Mühe daran verwandt hätte, und der gewiß den Verteidigern in der gallischen Belagerung Wasser sicherte.

[6]) Inquilinus hieß sowohl der Bürger eines Municipiums, der sich in Rom niederließ, als der Römer, welcher sich in einem Municipium niederließ.

wenig als die Drangsale der andern latinischen Städte gemeldet sein konnte, mag doch auch nur als reine Erfindung der Sage angehören. Man muß annehmen, wie unbegreiflich es auch ist, daß das rechte Ufer des Flusses, seitdem die Brücke abgeworfen worden, gegen sie gesichert gewesen sei. Zu Veji waren viele aus der Schlacht Entkommene und die Flüchtlinge aus Rom versammelt; aber es fehlten Waffen und ein Anführer: als solchen erwählten sie M. Cädicius. Dieser, dessen Name neben denen der Feldherren genannt werden sollte, welchen Rom am Meisten verdankte, führte sie gegen die benachbarten Etrusker; die ermuntert durch der Römer Schwäche sich aufgemacht hatten und das vejentische Gebiet plünderten, wohin der römische Landmann die Trümmer seiner Habe gerettet hatte. Cädicius überraschte und schlug die unedeln Feinde, befreite die Gefangenen, gewann den Raub wieder und rüstete seine wehrlosen Leute mit den Waffen der Gefangenen oder Flüchtigen. Die gute Botschaft, Ermunterung auszudauern, weil man den Entsatz auszuführen hoffe, ward den auf dem Capitol Eingeschlossenen durch einen kühnen Jüngling, Pontius Cominius, überbracht, der die Tiber hinabschwamm, nahe am Capitol das Ufer betrat und unbemerkt durch die Posten der Feinde den Berg hinauf kam und zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bemerkten Gallier, daß auf der Bergwand unter Ara Celi [7]) Gebüsch in den Ritzen, woran sich der kühne Abenteurer gehalten, losgerissen und Grasbüschel von Fußtritten herabgestoßen wären. Dort also ließ sich die Arx erklimmen. Sie näherten sich in der Mitternachtstunde in tiefer Stille; unbemerkt von den Schildwachen und den Hunden hatte ein Gallier schon die Höhe des Felsens erstiegen, als das Geschrei der Gänse, welche, wie sehr auch der Hunger nagte, als der Juno geweiht geschont wurden, den Altconsul M. Manlius weckte, dessen Haus auf der Höhe lag. Von jeher ward er als der Held jenes Zeitalters neben Camillus anerkannt, wenigstens die Späteren haben ihm Roms Errettung nicht allein in jener Nacht zugeschrieben; auf seinen Rat und von ihm geführt, hätten sich die Wehrhaften auf das Capitol begeben. Er stürzte den Emporgeklommenen zurück, sein Fall warf die Nachsteigenden hinab; der Anschlag war vereitelt. Der achtlose Hauptmann, der die Wache gehabt, ward mit gebun-

---

[7]) Die Kirche St. Maria in Ara Celi liegt auf dem Capitolinus, und zwar, wie einige annehmen, an der Stelle des Tempels des Jupiter Capitolinus.

denen Händen hinabgestürzt; dem Retter zum Dank brachte jeder, der sich in der Burg befand, ein halbes Pfund Korn und einen Viertelschoppen Wein, die kostbarste Gabe in einer Hungersnot.

Diese war so hoch gestiegen, daß die Belagerten das Leder der Schilde und Sohlen verzehrten, als die Gallier dem Antrag, einen Loskauf für die Räumung der Stadt zu nehmen, Gehör gaben. So lange sie hofften, mit Ausharren alle Schätze zu bekommen, welche sich auf dem Capitol befanden, und vornehme Gefangene, die von geflüchteten Angehörigen oder von Gastfreunden gelöst worden wären, hatten sie jeden Vorschlag, sich mit einem Teil zu begnügen, verlacht. Aber ihre Scharen schmolzen, sie vernahmen, daß die Veneter, des Kriegsvolks Abwesenheit benutzend, in ihr Land eingefallen waren; und wenn Brennus einen Teil seiner Leute zurück an den Po gesandt hätte, so konnten die zu Veji Versammelten leicht den Entsatz ausführen. Wie die Romanze von den Mohren erzählt, daß sie, als der Ritter ihnen das letzte nach jahrelanger Belagerung im Schlosse übrige Brod zuwarf, ihr Unternehmen aufgaben und aufbrachen, so dichteten die römischen Lieder, Jupiter habe den Bedrängten durch ein Traumgesicht eingegeben, alles vorrätige Mehl zu verbacken und die Brote gleich Steinen auf die Angreifenden zu schleudern: sie hätten ihm vertraut, und die Gallier sich einbilden lassen, daß jene im Ueberfluß säßen. Man ward einig, daß sie tausend Pfund Gold empfangen sollten, um Rom und die Landschaft zu räumen. Als es dargewogen ward, ließ der gallische Heerführer falsches Gewicht bringen, und da Q. Sulpicius gegen die Ungerechtigkeit ausrief, legte er obendrein Schwert und Wehrgehenk auf die Schale; daher die Worte: wehe den Besiegten! im Andenken geblieben sind.

Die Zeit, während welcher die Stadt im Besitz der Barbaren gewesen, wird abweichend zu sechs, sieben oder acht Monaten angegeben.

Als Polybius schrieb, die Gallier wären, nachdem sie die Stadt aus Gnade zurückgegeben, ohne Schaden mit ihrer Beute heimgekehrt, ist es sicher nicht sein Zweck gewesen, damit dem Märchen zu widersprechen, welches vorgiebt, der Schatz sei ihnen entrissen, ja ihr ganzes Heer sei vertilgt worden: wie die Griechen in der allerdürrsten historischen Zeit die Bestrafung des Zugs gegen Delphi [8]) erfunden haben. Doch ist diese

---

[8]) Die Griechen schrieben die mit außerordentlichen Naturereignissen verbundene Rettung Delphis im Jahre 280 und die Vernichtung der Gallier

Fabel gewiß nicht erst nach seiner Zeit ersonnen worden, sie mag vielmehr schon, ehe Rom an den Senonern Rache und Ersatz bis zur Sättigung genommen hatte, in der Sage von Camillus ausgebildet und im Munde des Volks gewesen sein. Diese Sage erzählte, den alten Verhältnissen so angemessen, daß daran erkannt werden kann, wie früh sie sich gestaltet hat, die zu Veji Versammelten hätten durch ein Plebiscit Camillus' Herstellung und Ernennung zum Dictator beschlossen; dazu fehlte, damit es Gesetz sei, die Zustimmung des Senats und der Curien, und er weigerte sich, als Cädicius kam, den angetragenen Befehl zu übernehmen, ehe diese gegeben sei. Deshalb ward Cominius auf das Capitol gesandt. Camillus fand zu Veji zwanzigtausend Römer, und viele Freiwillige aus Latium versammelten sich um ihn: diese führte er gegen die Stadt. Eben hatte Q. Sulpicius begonnen, dem gallischen König das Gold darzuwägen, als der Dictator mit dem Heer in das Thor einrückte und auf das Forum eilte. Die Götter wollten nicht, daß Roms Dasein erkauft sein solle: er kam, ehe das Gold übergeben war, und verwarf den ohne seine Genehmigung geschlossenen Vertrag. Brennus schalt zornig über Treubruch; inzwischen waren die Legionen ihrem Feldherrn gefolgt, und es kam zum Gefecht, die Gallier wurden aus der Stadt geschlagen. Ein zweites Treffen auf der gabinischen Straße, wo sie sich gesammelt hatten, rächte Rom vollständig, auch nicht ein Mann entkam aus der Niederlage, die Botschaft anzusagen. Brennus ward gefangen, er eiferte über den Friedensbruch, der Dictator gab ihm die Worte: wehe den Ueberwundenen! zurück und ließ ihn niederhauen. Nach diesem Sieg zog Camillus triumphirend in Rom ein.

Von den Fabeln, die der römischen Geschichte anhaften, so weit sie nicht mit der alten Religion zu offenbaren Märchen wurden, ist diese zuerst verworfen worden: sie beleidigte das Gefühl der Nation, als die jugendliche Philologie im 16. Jahrhundert eben in Frankreich in der fröhlichsten Blüte stand; das nämliche hat Beaufort [9]) zu seiner Kritik angetrieben. Durch diese ist die Sache zu Ende gebracht, sie zu wiederholen wäre müßig; und wenn einst jemand im Wechsel der Moden den alten Wahn sollte zurückrufen wollen, so wird sie nicht verschwunden sein. Ich füge nur noch hinzu, daß Beaufort,

---

auf der regellosen Flucht der persönlichen Teilnahme Apollos am Kampfe für sein Heiligtum zu. Vgl. Justinus, 24, 7 und 8.

[9]) Beaufort sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire Romaine, II. ch. 12.

der so wenig als andere das Gewicht von Diodors Erzählung ahndete, nicht angemerkt hat, daß dieser nicht einmal von einer Dictatur des Camillus weiß, geschweige davon, daß er Rom mit den Waffen befreit hätte, so daß diese gleich jenen andern Zügen aus der Sage, die ich bezeichnet habe und bezeichnen werde, ohne Zweifel eben so wenig historisch wahr ist, als die Reise der Burgundischen Könige an Attilas Hof [10]). Niebuhr.

6. Die wandernden Kimbrer.

Schon seit längerer Zeit irrte ein unstetes Volk an dem nördlichen Saume der zu beiden Seiten der Donau von den Kelten eingenommenen Landschaft. Sie nannten sich die Kimbrer, d. h. die Chempho, die Kämpen, oder, wie ihre Feinde übersetzten, die Räuber, welche Benennung indes allem Anschein nach schon vor ihrem Auszug zum Volksnamen geworden ist. Sie kamen aus dem Norden und stießen unter den Kelten zuerst, so weit bekannt, auf die Bojer, wahrscheinlich in Böhmen. Genaueres über die Ursache und Richtung ihrer Heerfahrt haben die Zeitgenossen aufzuzeichnen versäumt; denn der Bericht, daß an den Küsten der Nordsee durch Sturmfluten große Landschaften weggerissen und dadurch die massenhafte Auswanderung der Kimbrer veranlaßt worden sei, erscheint zwar uns nicht, wie den griechischen Forschern, märchenhaft; allein ob er auf Ueberlieferung oder Vermutung sich gründet, ist doch nicht zu entscheiden. Dagegen dafür, daß die Kimbrer und nicht minder der ihnen später sich anschließende Schwarm der Teutonen ihrem Kerne nach nicht der keltischen Nation angehören, der die Römer sie anfänglich zurechneten, sondern der deutschen, sprechen die bestimmtesten Thatsachen: das Erscheinen zweier kleiner gleichnamiger Stämme, allem Anschein nach in den Ursitzen zurückgebliebener Reste, der Kimbrer im heutigen Dänemark, der Teutonen im nordöstlichen Deutschland in der Nähe der Ostsee, wo ihrer schon Alexanders des Großen Zeitgenosse, Pytheas, bei Gelegenheit des Bernsteinhandels gedenkt; die Verzeichnung der Kimbrer und Teutonen in der germanischen Völkertafel unter den Ingävonen neben den Chaukern; das Urteil Cäsars, der zuerst die Römer den Unterschied der Deutschen und der Kelten kennen lehrte und die Kimbrer, deren er selbst noch manchen gesehen haben muß, den Deutschen beizählt; endlich die Völkernamen selbst und die Angaben über ihre Körperbildung und

---

[10]) Der Verf. meint den König Gunther und seine Brüder Gernot und Giselher, s. der Nibelungen Not, 25. Abenteuer.

ihr sonstiges Wesen, die zwar auf die Nordländer überhaupt, aber doch vorwiegend auf die Deutschen passen. Andrerseits ist es begreiflich, daß ein solcher Schwarm, nachdem er vielleicht Jahrzehende auf der Wanderschaft sich befunden und auf seinen Zügen an und in dem Keltenland ohne Zweifel jeden Waffenbruder, der sich anschloß, willkommen geheißen hatte, eine Menge keltischer Elemente in sich schloß; so daß es nicht befremdet, wenn Männer keltischen Namens an der Spitze der Kimbrer stehen oder wenn die Römer sich keltisch redender Spione bedienen, um bei ihnen zu kundschaften.

Es war ein wunderbarer Zug, dessengleichen die Römer noch nicht gesehen hatten; nicht eine Raubfahrt reisiger Leute, auch nicht ein „heiliger Lenz" in die Fremde wandernder junger Mannschaft, sondern ein wanderndes Volk, das mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut auszog, eine neue Heimat sich zu suchen. Der Karren, der überall bei den noch nicht völlig seßhaft gewordenen Völkern des Nordens eine andere Bedeutung hatte als bei den Hellenen und den Italikern und auch von den Kelten durchgängig in's Lager mitgeführt ward, war hier gleichsam das Haus, wo unter dem überspannten Lederdach neben dem Gerät Platz sich fand für die Frau und die Kinder und selbst für den Haushund. Die Südländer sahen mit Verwunderung diese hohen, schlanken Gestalten mit den tiefblonden Locken und den hellblauen Augen, die derben, stattlichen Frauen, die den Männern an Stärke und Größe wenig nachgaben, die Kinder mit dem Greisenhaar, wie die Italiener verwundert die flachsköpfigen Jungen des Nordlandes bezeichneten. Die Sitten waren rauh. Das Fleisch ward häufig roh verschlungen.

Das Kriegswesen war wesentlich das der Kelten dieser Zeit, die nicht mehr wie einst die Italischen barhäuptig und blos mit Schwert und Dolch fochten, sondern mit kupfernen, oft reich geschmückten Helmen und mit einer eigentümlichen Wurfwaffe, der Materis; daneben war das große Schwert geblieben, und der lange, schmale Schild, neben dem man auch wol noch einen Panzer trug. An Reiterei fehlte es nicht; doch waren die Römer in dieser Waffe ihnen überlegen. Die Schlachtordnung war wie früher eine rohe, angeblich eben so viel Glieder tief wie breit gestellte Phalanx, deren erstes Glied in gefährlichen Gefechten nicht selten die metallenen Leibgürtel mit Stricken zusammenknüpfte. Heerkönig war der tapferste und, wo möglich, der längste Mann. Nicht selten ward nach Art der Kelten und überhaupt der Barbaren Tag und Ort des Kampfes vorher mit dem Feinde ausgemacht, auch wohl vor dem Beginn der

Schlacht ein einzelner Gegner zum Zweikampf herausgefordert. Die Einleitung zum Kampf machten Verhöhnungen des Feindes durch unschickliche Geberden und ein entsetzliches Gelärm, indem die Männer ihr Schlachtgebrüll erhoben und die Frauen und Kinder durch Aufpauken auf die ledernen Wagendeckel nachhalfen. Der Kimbrer focht tapfer — galt ihm doch der Tod auf dem Bette der Ehre als der einzige, der des freien Mannes würdig war, — allein nach dem Siege hielt er sich schadlos durch die wildeste Bestialität und verhieß auch wol im voraus den Schlachtgöttern darzubringen, was der Sieg in die Gewalt der Sieger geben würde. Dann ward das Gerät zerschlagen, die Pferde getödet, die Gefangenen aufgeknüpft oder nur aufbehalten, um den Göttern geopfert zu werden. Es waren die Priesterinnen greise Frauen in weißen, leinenen Gewändern und unbeschuht, die wie Iphigenia im Skythenland diese Opfer vollzogen und aus dem rinnenden Blute des geopferten Kriegsgefangenen oder Verbrechers die Zukunft wiesen. Wie viel von diesen Sitten allgemeiner Brauch der nordischen Barbaren, wie viel von den Kelten entlehnt, wie viel deutsches Eigen sei, wird sich nicht ausmachen lassen; nur die Weise, nicht durch Priester, sondern durch Priesterinnen das Heer geleiten und leiten zu lassen, darf als unzweifelhafte deutsche Art angesprochen werden.

So zogen die Kimbrer hinein in das unbekannte Land, ein ungeheures Knäuel mannigfaltigen Volkes, das um einen Kern deutscher Auswanderer von der Ostsee sich zusammengeballt hatte, ihre schwerfällige Wagenburg mit der Gewandtheit, die ein langes Wanderleben giebt, hinüberführend über Ströme und Gebirge, gefährlich den civilisierten Nationen wie die Meereswoge und die Windsbraut, aber wie diese launisch und unberechenbar, bald rasch vordringend, bald plötzlich stockend oder seitwärts und rückwärts sich wendend. Wie ein Blitz kamen und trafen sie, wie ein Blitz waren sie verschwunden, und es fand sich leider in der unlebendigen Zeit, in der sie erschienen, kein Beobachter, der es wert gehalten hätte, das wunderbare Meteor genau festzustellen. Als man später anfieng, die Kette zu ahnen, von welcher diese Heerfahrt, die erste deutsche, die den Kreis der antiken Civilisation berührte, ein Glied ist, war die unmittelbare und lebendige Kunde von derselben längst verschollen. Th. Mommsen.

7. Die alten Deutschen im ersten Jahrhundert nach Christo.

Tacitus, der ernsteste und strengste Geschichtsschreiber der Römer, entwirft von den Germanen ein treues Bild, dem wir

einige Züge entnehmen wollen. In alten Liedern, so erzählt er, singen sie von einem erdgeborenen Gotte Tuisco und seinem Sohne Mannus und preisen beide als die Urheber ihres Geschlechts. Dem Mannus aber schreiben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die zunächst am Meere Wohnenden Ingävonen heißen, die in der Mitte Hermionen, die Uebrigen Istävonen. Einige schreiben auch dem Gotte noch mehr Söhne zu und leiten davon die Namen ihrer Völkerstämme ab. Sie verehren auch einen Gott des Krieges, und wenn sie in's Treffen gehen, singen sie ihm zu Ehren jene uns (den Römern) so wohlbekannten Gesänge, aus deren schwächerem oder stärkerem Klange sie eine Weissagung von dem Ausgange des Kampfes entnehmen. Die Menschen selbst sind fast alle von derselben Gestalt, sie haben trotzige, blaue Augen, rötlichblonde Haare und einen langgestreckten Gliederbau. Aber ihre Wucht ist mehr geeignet zum stürmischen Andrang, als zum Ertragen der Beschwerden, der Hitze und der Kälte. Obwohl das Land hier und da verschieden ist, so ist es doch fast überall mit Wäldern oder Sümpfen bedeckt, mehr feucht nach Westen, mehr stürmisch nach Südosten. An Fruchtbäumen ist es arm, reich an Kleinvieh, aber nicht so an Rindern, denen sogar die Hörner fehlen. Die Deutschen aber wenden Fleiß auf die Viehzucht und ihre Herden sind ihre liebsten und einzigen Schätze. Gold und Silber haben ihnen die Götter versagt — ich weiß nicht, ob das eine Ungnade oder eine Gunst ist — und nur durch den Verkehr mit den Römern erhalten sie goldene und silberne Münzen. Auch an Eisen haben sie keinen Ueberfluß, wie man aus ihrer Bewaffnung erkennt; denn selten bedienen sie sich der Schwerter oder größerer Speere; dafür haben sie Wurfspieße mit kurzer, aber scharfer und so wohl eingerichteter Eisenspitze, daß sie die Waffe gleichmäßig zum Kampfe aus der Ferne und zum Handgemenge brauchen können. Auch der Reiter ist zufrieden mit Schild und Wurfspieß; die Fußgänger, die entweder nackt oder nur mit einem leichten Ueberwurf umhüllt sind, schleudern Wurfspieße in eine unglaubliche Entfernung. Auf den Schmuck der Waffen verwenden sie wenig Sorgfalt, nur die Schilde bemalen sie mit hellen Farben. Wenige haben Panzer, kaum einer oder der Andere einen Helm. Ihre Pferde zeichnen sich weder durch ihre Gestalt noch durch ihre Schnelligkeit aus, und im allgemeinen besteht ihre Kraft mehr in den Kämpfern zu Fuß. Diese verteilen sich unter die Reiter; je ein Reiter nimmt einen Freund zu sich auf's Pferd, und wenn sie so dem Feinde nahe sind, treten vor die Reiter auf einmal viele Fuß-

gänger hervor. Ihre Schlachtordnung ist keilförmig. Sie halten es nicht für schimpflich, zurückweichen, wenn sie nur nachher wieder vordringen. Die Leichen ihrer Gefallenen nehmen sie mit, auch da, wo das Kriegsglück gegen sie ist. Für die größte Schande gilt es, seinen Schild im Treffen zurückzulassen; wer solche Feigheit bewies, darf fortan weder bei der Verehrung der Götter zugegen sein, noch in die Volksversammlung treten, und viele, die so aus einem Treffen kamen, haben durch den Strick freiwillig ihre Schande geendet.

Ihre Könige wählen sie nach der vornehmen Abstammung, ihre Anführer nach der Tapferkeit. Jedoch haben jene keine unbeschränkte Gewalt, und diese gelten mehr durch eigenes Beispiel, als durch Befehle. Weder diesen Obersten übrigens noch einem Anderen ist es gestattet, einen Germanen zu binden oder zu schlagen; nur Priester dürfen es, aber nicht wie zur Strafe oder auf Befehl eines Höheren, sondern nach der Anordnung der Götter; denn diese sind nach ihrer Meinung immerdar zugegen, und ihre Bilder begleiten die Kämpfer in's Treffen. Wenn sie aber zum Treffen gehen, so treten sie nicht zusammen, wie der Zufall sie führt, sondern jede Familie und jede Verwandtschaft macht einen Haufen für sich, und darin sehen sie einen besonderen Sporn ihres Mutes. Die Weiber und Kinder sind nicht fern, so daß die Krieger ihr Weinen und Wehklagen immer vernehmen können, und sie sind auch für Jeden die heiligsten Zeugen seines Mutes; denn zu ihnen begeben sie sich mit ihren Wunden, und die Frauen bringen den Kämpfenden Speise und zugleich mit derselben ihre Aufmunterung zum Kampfe. Man erzählt, daß weichende Schlachtordnungen durch das Bitten und Flehen der Weiber wiederhergestellt wurden, welche den Fliehenden entgegentraten und sie zur Umkehr bewogen. Die Deutschen glauben nämlich, daß den Weibern etwas Heiliges und Ahnungsvolles einwohne, und darum vernachlässigen sie ihre Ratschläge nicht. So genoß zur Zeit des Kaisers Vespasian lange Zeit die Veleda, welche auf einem Turme im Lande der Brukterer an der Lippe wohnte, eines göttlichen Ansehens.

Als den höchsten ihrer Götter verehren sie den Wodan (der Römer Tacitus nennt ihn Mercurius); zu bestimmten Zeiten werden ihm auch Menschenopfer dargebracht. Donar (Thor) und Ziu (der Römer nennt sie Mars und Hercules) werden mit Tieropfern verehrt. Aber sie halten es der Würde der Götter nicht für angemessen, sie in die Wände eines Tempels einzuschließen oder menschenähnliche Bilder von ihnen zu machen, sondern sie weihen ihnen Wälder und Haine und ver-

ehren im geheimnißvollen Rauschen derselben die Gottheit, obwol das menschliche Auge sie nicht erblickt. Die nordöstlichen Stämme haben mit einander die Verehrung der Nerthus gemein, d. h. der Mutter Erde. Wollen die Deutschen über einen Gegenstand beraten, so pflegen sie vorher durch das Los den Willen der Götter zu erforschen.

Ueber Dinge von minderer Erheblichkeit beraten die Edeln, über wichtigere das ganze Volk, so jedoch, daß diesem auch die Entscheidung über alles zusteht, was von den Vornehmen beraten worden ist. Wenn nicht ein unvorhergesehener Zufall sie besonders beruft, so treten sie regelmäßig zu bestimmten Zeiten zusammen, bei Neumond oder Vollmond; denn diese Zeiten halten sie für die günstigsten. Sie rechnen dabei nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; denn die Nacht, sagen sie, geht dem Tage voran und führt ihn. Jeder setzt sich in der Versammlung bewaffnet nieder, wo es ihm gefällt. Die Priester, welche dabei das Strafrecht haben, gebieten Schweigen. Dann tritt der König oder sonst ein Vornehmer auf, je nachdem Alter, edler Stand, Kriegsruhm, Beredsamkeit ihn zum Reden vor dem Volke befähigen; aber der Redner erteilt nur Rat und nicht Befehl. Wenn die Meinung des Redners mißfällt, so bringt Gemurmel ihn zum Schweigen; findet sie Beifall, so schlagen sie ihre Speere zusammen; denn es gilt für die edelste Art des Beifalls, also mit den Waffen zu loben. Bei der Volksversammlung können auch schwere Anklagen vorgebracht werden, die eines Andern Leben bedrohen. Die Strafen werden nach dem Verbrechen bestimmt. Verräter und Ueberläufer werden an Bäumen aufgehängt, Feiglinge und ehrlose Wichte in Schlamm und Sumpf geworfen und durch Flechtwerk in diesem nassen Grabe erstickt. Für geringere Vergehen wird zur Buße eine Anzahl von Pferden und Rindern gegeben; von diesen kommt ein Teil dem Könige oder der Volksgemeinschaft zu, ein anderer dem Beschädigten oder dessen Verwandten.

Weder in öffentlichen noch in Privatangelegenheiten pflegen sie etwas unbewaffnet vorzunehmen; aber keiner ist eher zur Führung der Waffen berechtigt, als bis die Volksgemeinschaft ihn für befähigt dazu anerkennt. Sobald dies der Fall ist, schmückt in der Volksversammlung selbst einer der Edeln oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Speer und Schild. Das ist fast dasselbe bei ihnen, was bei den Römern die Bekleidung mit der Toga, die im sechzehnten Lebensjahre gegeben wird, es ist die erste Ehre des Jünglings; denn bis dahin ist er nur ein Glied der Familie, von nun aber gehört

er seinem Volke an. Edler Stand der Eltern oder große Verdienste der Vorfahren sichern denselben edeln Stand auch dem Sohne zu; es darf dieser sich unter die Kräftigeren und die längst Erprobten mengen, achtet es jedoch seinerseits nicht für eine Erniedrigung, unter den andern Gefährten zu verweilen, die geringeren Standes sind. Auch unter den Gefährten eines Führers, unter seinem Gefolge, finden höhere und geringere Grade der Geltung bei dem Führer statt, und sie wetteifern unter einander, welcher bei ihm für den Ersten gehalten werden möge, und die Führer selbst wieder wetteifern unter einander, welcher das zahlreichste und wackerste Gefolge habe; denn von einem großen Haufen auserlesener Jünglinge umringt zu sein, ist im Frieden eine Zier, im Kriege eine feste Schutzwehr, und solcher Ruhm eines Führers beschränkt sich nicht auf den eigenen Stamm, sondern dringt auch weiter zu den benachbarten Völkern, so daß zu dem Führer eines solchen Gefolges Gesandte geschickt werden und er oft durch den bloßen Ruhm seines Gefolges Kriege entscheiden kann. Wenn sie in's Treffen kommen, so hält es jeder Führer für schimpflich, von einem Manne seines Gefolges an Tapferkeit übertroffen zu werden, und jeder Gefolgsmann achtet es seiner unwürdig, seinem Führer an Kampfesmut nachzustehen. Der aber trägt für sein ganzes Leben Schande davon, welcher seinen gefallenen Führer überlebt und sich aus dem Kampfe zurückzieht; denn ihn zu verteidigen und zu schützen und die eigenen Thaten dem Ruhme des Führers hinzuzufügen, ist für jeden Gefolgsmann die heiligste Verpflichtung. Die Führer des Gefolges kämpfen für den Sieg, ihre Mannen für sie. Wenn aber die Volksgemeinschaft, welcher sie angehören, einmal durch langen Frieden erschlafft, so ziehen viele der vornehmen Jünglinge aus eigenem Antrieb zu den Völkern, welche irgendwo in Krieg verwickelt sind. So oft sie keinen Krieg führen, verbringen sie ihre Zeit auf der Jagd, noch mehr aber mit Müssiggehen unter Schlafen und Essen und überlassen die Sorge für Haus und Hof den Weibern, Greisen und Schwächlingen.

Die Deutschen wohnen nicht in Städten, ja sie dulden nicht einmal Anhäufung von Wohnungen, sondern bauen sich allein und getrennt von einander an, je nachdem den Einen oder den Andern ein Feld, ein Hain oder eine Quelle anlockt. Auch ihre Dörfer bestehen nicht aus mehreren Gebäuden, die aneinander stoßen, sondern jeder umgiebt sein Haus mit einem freien Raume, sei es, daß sie es nicht verstehen, regelmäßig zu bauen, oder daß sie sich gegen Feuersgefahr sichern wollen.

Sie kennen weder Bruchsteine noch Ziegel, sondern bedienen sich eines beliebigen Baustoffes, der ihnen zur Hand ist, gewöhnlich roher Stämme, die sie zusammenfügen und deren Zwischenräume sie mit Rasen oder anderen Dingen ausfüllen, unbekümmert um Schönheit oder gefälliges Ansehen; aber sie überstreichen den Bau dann noch stellenweise mit einer weißen, glänzenden Erdart, so daß er doch dadurch dem Auge ein gewisses Farbenspiel zeigt. Sie höhlen sich auch Gruben unter der Erde aus als Zufluchtsorte im Winter und namentlich zur Aufbewahrung der Früchte, einesteils gegen den Frost, dann aber auch, weil ein etwa eindringender Feind doch nur das verwüsten und hinwegnehmen kann, was ihm in die Augen fällt. Zur Kleidung bedienen sie sich alle eines Ueberwurfes, der entweder durch eine Spange oder, wenn diese fehlt, durch einen Dorn festgehalten wird; im Uebrigen unbekleidet, liegen sie ganze Tage lang um ihre Feuer umher. Die Wohlhabendsten tragen auch eng anliegende Kleidungsstücke, welche die einzelnen Glieder hervortreten lassen. Auch tragen sie Tierfelle, und zwar die den Römern zunächst Wohnenden weniger ausgesuchte, weil sie die besseren an die Römer verhandeln; die Entfernteren jedoch schmücken sich so, daß sie die Felle der wilden Tiere aus ihrer Heimat mit Streifen fremder Häute besetzen. Gemeiniglich haben auch die Frauen keine andere Kleidung als die Männer, außer daß sie sich häufig leinener Kleider bedienen, jedoch ohne Aermel.

Die Ehe wird bei ihnen heilig gehalten, und es giebt schwerlich einen andern Teil ihrer Sitten, der solchen Ruhm verdiente; denn es haben dort die guten Sitten mehr Kraft, als anderswo gute Gesetze. In allen Häusern wachsen die Kinder nackt und schmutzig zu dem gewaltigen Gliederbau heran, welcher die Bewunderung der Römer erregt. Jede Mutter nährt ihr Kind selbst und übergiebt es nicht Wärterinnen und Ammen. Kein Volk hält mehr auf Gastfreundschaft gegen Fremde und unter einander. Einen Menschen, wer er auch sei, von der Thür abzuweisen, gilt für gottlos; ein Jeder nimmt ihn auf und bewirtet ihn nach seinen Mitteln. Sind diese verzehrt, so wird der, welcher eben noch Wirt war, Führer und Geleitsmann zu seinem Nachbar, und uneingeladen betreten beide dessen Haus. Dem Gaste wird beim Scheiden gegeben, was er wünscht, und er selbst gestattet auch seinem Wirte zu fordern, was er will. Sie haben ihre Freude an Geschenken; aber sie rechnen die gegebenen weder an, noch werden sie dadurch zu Gegengeschenken verpflichtet. Ihr Getränk ist ein Saft aus Gerste

oder Weizen, welchen sie gären lassen, bis er eine gewisse Aehnlichkeit mit Wein erreicht. Die den Römern zunächst Wohnenden tauschen auch Wein ein. Ihre Speisen sind einfach: Früchte, frisches Wildbret, geronnene Milch, und sie vertreiben den Hunger ohne Kochkunst und Gewürze. Beim Trinken aber sind sie nicht so mäßig. Sie mühen sich nicht sehr ab, durch Anstrengung dem Boden Fülle und Ueppigkeit abzugewinnen, Obstpflanzungen anzulegen, Gärten abzuteilen und Wiesen zu bewässern, sondern übergeben die Saat der Erde und überlassen das Weitere dem Zufall. Das Jahr teilen sie ein in drei Teile: Winter, Frühling, Sommer; der Name des Herbstes ist ihnen unbekannt wie seine Gaben.

Bei dem Bestatten ihrer Leichen zeigen sie keinen Wetteifer in der Prunksucht; nur beobachten sie streng die Sitte, daß bei der Verbrennung der Leichen vornehmer Männer bestimmte Hölzer angewandt werden. Der Scheiterhaufen wird weder durch schöne Decken verziert noch mit Wohlgerüchen beduftet; einem Jeden werden seine eigenen Waffen, Manchem auch sein Pferd beigegeben. Das Grab wird mit einem Rasenhügel bedeckt; aber sie verschmähen eine mühsame und kostspielige Verzierung mit Denksteinen und meinen, das drücke die Toden. Wehklagen und Tränen legen sie bald ab, aber Schmerz und Trauer bleibt ihnen lange. Das Klagen gehört für die Frauen, für die Männer ein treues Andenken. D. Klopp.

8. Die Hunnen. (375 n. Chr.)

Im Jahre 375 drangen die Hunnen aus dem nördlichen Asien in Europa ein und brachen die Welt der gotischen Völker zusammen. Sie waren ein furchtbares und häßliches Geschlecht, Deutschen, Griechen und Römern ein gleicher Abscheu. Ihr Gesicht hatte das Ansehen eines Klumpens; die Augen waren wie kleine Löcher; die Wangen voll knotiger Narben, weil sie in der Kindheit aufgerissen wurden, um das Wachsen des Bartes zu verhüten; der Nacken steif und stolz; die Glieder des Leibes kurz und gedrungen und vom Kopfe bis zur Sohle in Tierfelle gehüllt, deren rauhe Seite nach außen gekehrt war. Immer saßen sie auf ihren kleinen, zähen Rossen, wie wenn sie mit denselben zusammengewachsen wären; zuweilen jedoch ritten sie auch nach der Weiber Weise. Auf den Rossen verrichteten sie alle Geschäfte, kauften und verkauften, nahmen Speise und Trank und pflogen gemeinschaftlichen Rat. Wenn sie ruhen wollten, so legten sie sich vorwärts auf den Hals und überließen sich unbesorgt dem Schlaf und dem Traum.

Ihre Nahrung waren die Wurzeln wilder Kräuter und das Fleisch jegliches Tieres. Dieses Fleisch, durch die Jagd gewonnen, legten sie wie einen Sattel auf den Rücken des Pferdes und ritten es mürbe mit ihren Schenkeln; Feuer und Würze gebrauchten sie nicht zu der Zubereitung. Ihr Kleid wechselten sie nicht anders, als wenn es vor Alter in Fetzen vom Leibe fiel. Von Anständigkeit und Schicklichkeit hatten sie keinen Begriff, und keine Vorstellung von Religion. Ihre Weiber saßen auf den Karren; auf denselben wurden die Kinder geboren und genährt, bis die Knaben dem Vater folgten und die Mädchen in die Stelle der Mutter traten. Nach Gold hatten sie die heftigste Begierde und ein brennendes Verlangen nach Raub. Ihre Laute waren einer menschlichen Sprache kaum ähnlich. Wandelbar wie ihre Lebensart war ihre Gesinnung; auf ihr Wort durfte niemand rechnen, und leicht war ihr Zorn entflammt. Lanzen, Pfeile und Bogen waren ihre Waffen, die Spitze ein scharfer Knochen. Auch hatten sie Schlingen, die sie mit Geschicklichkeit über den Feind zu werfen verstanden, um ihn wehrlos zu machen. In Schnelligkeit und Ausdauer bestand ihre Stärke; darum zogen sie der Verteidigung den Angriff vor. Keilweise drangen sie heran; in der Nähe des Feindes lösten sie sich auf und umzogen in einem wilden Schwarm seine Schlachtordnung. An der Stirn, im Rücken, an den Seiten, vor jeder Lücke zeigten sie sich mit wildem Geschrei, verschwanden im Augenblick, und im Augenblicke stürzten sie von neuem heran, überall schadend, nirgends zu fassen. So stürmten sie ohne Unterlaß wie eine schreckliche Gewitterwolke hinein auf ihren Feind, im befestigten Lager, im offenen Felde, auf dem Marsche, ringsher mit Tod und Verwüstung alles erfüllend; und sie überwanden ihn durch Ungeduld, Angst und Ermüdung. In der That, es ist nicht zu verwundern, daß solche Feinde bei ihrem Auftreten die Sage veranlaßten, sie gehörten nicht zum Geschlechte der Menschen. H. Luden.

9. Zug des Westgotenkönigs Alarich nach Griechenland. (396 n. Chr.)

Als der große Theodosius, der Friedliebende und Freund der Goten, gestorben war, teilten seine beiden Söhne Arcadius und Honorius das römische Reich unter sich, zerrütteten es aber teils durch ihr zügelloses Leben, teils durch ihre Schwäche. Arcadius residierte in Byzanz, das ist Konstantinopel, der Hauptstadt des oströmischen Reiches, Honorius in Rom oder gewöhnlich in Ravenna; denn er besaß das weströmische Reich.

Von da an (395) blieben die beiden Reiche für immer getrennt. Der schwache Arcadius entzog bald seinen Verbündeten, den Westgoten, aus Geiz die gewöhnlichen Geschenke. Dazu war auch Rufin, der bei dem schwachen oströmischen Kaiser allmächtig und der eigentliche Regent des Reiches war, ein übermütiger und stolzer Mann. Die Goten wurden mit Geringschätzung gegen solche Menschen erfüllt, und da sie fürchteten, daß durch einen allzulangen Frieden ihre Mannhaftigkeit erschlaffen möchte, wählten sie den Alarich zum Anführer über sich. Alarich war aus dem Geschlechte der Balthen, welches nach dem der Amelungen bei den Goten am meisten galt und um seiner Kühnheit willen diesen Namen erhalten hatte. Sobald er zum Führer erwählt war, beschloß er die Kraft seiner Goten durch einen neuen Kriegszug zu erproben und zu stälen. Das billigten alle, und darum zogen sie zuerst südwärts in's oströmische Reich hinein durch Macedonien und Thessalien (396).

Wo das Oetagebirge nahe an dem malischen Meerbusen herantritt und an einigen Stellen einen Engpaß von nur etwa hundert Fuß Breite übrig läßt, in derselben Gegend, wo einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern dem unermeßlichen Perserheere sich entgegenstemmte, da hätte auch dem Andrang der gotischen Scharen mit leichter Mühe ein Damm entgegengesetzt werden mögen; aber die dort aufgestellten Griechen zogen sich zurück, sobald Alarich heranrückte, und man sagt, daß auf die Botschaft des Gotenführers von seiner Annäherung der kaiserliche Befehlshaber sogleich verräterischer Weise abgezogen sei. So ergossen sich die Goten über die fruchtbaren Gefilde von Böotien, schlugen alle Männer nieder und führten die Frauen und Kinder als Beute mit sich auf ihrem Zuge, den die Flammen und die Asche der Dörfer bezeichneten; nur die Mauern Thebens waren den Goten zu stark. Von da eilte Alarich nach Athen, in der Meinung, diese Stadt leicht einnehmen zu können, weil sie wegen ihrer ungeheuern Ausdehnung schwer zu verteidigen war. Doch bevor er einen Angriff unternahm, ließ Alarich die alte, hochberühmte Stadt zur Uebergabe auffordern, und kaum hatten die Athener die Stimme des Herolds vernommen, als sie gern bereit waren, einen großen Teil ihrer Habe als Lösegeld für die Stadt der Göttin Pallas hinzugeben. Alarich nahm dies an, weil er auch hier seine Zeit nicht mit einer Belagerung verlieren wollte; die wenigen noch übrigen Heiden aber erzählten diese Sache also: Als Alarich rund um die Stadt ritt und ihre

Befestigung besichtigte, blickte ihn von der Mauer die Göttin Pallas Athene in vollem kriegerischen Schmucke drohend an, so daß er erschrak und zur Nachgiebigkeit bewogen wurde. Ferner erzählen sie, daß dem Alarich da der Held Achilles erschienen sei, so wie ihn Homer beschreibt, als er an den Trojanern den Tod seines Freundes Patroklus rächen wollte. Wie dem auch sei, Alarich betrat mit wenigen Begleitern die Stadt Athen und wurde mit einem glänzenden Gastmahl empfangen, während seine Scharen das Land verheerten; nur das attische Gebiet wurde verschont. Von da aus drang Alarich weiter vor, und der Isthmus, welcher zum Peloponnes führt, wurde ihm ebenso überliefert wie die Pässe der Thermopylen. Auch im Peloponnes ergaben sich ihm alle Städte ohne Widerstand. Die kostbarsten Werke der Kunst fielen in die Hände der Goten, welche sie unter sich verteilten, aber nicht nach dem Werte der Kunst, sondern nach dem des Stoffes, aus welchem sie gebildet waren. Denn die Goten hatten wol so ziemlich dieselbe Ansicht über die Werke der Kunst, welche ein halbes Jahrtausend vor ihnen der römische Feldherr Mummius bei der Eroberung von Korinth in dem Gebote aussprach, daß jeder Soldat, der ein Kunstwerk zerbräche, dasselbe wieder herstellen sollte. Die Goten drangen immer weiter. Auch die Spartaner hatten längst die Antwort vergessen, welche einst ihre Vorfahren einem gefährlicheren Feinde als Alarich, dem Epirotenkönige Pyrrhus, auf seine Aufforderung zur Uebergabe gegeben hatten: „Wenn du ein Gott bist, so wirst du die nicht kränken, die dir nichts Böses zugefügt haben; wenn du aber ein Mann bist, so komm heran, und du sollst Männer finden, welche dir gleich sind.“ Dem Gotenanführer Alarich ergab sich Sparta ohne Widerstreben.

Rufin, der erste Minister des Kaisers Arcadius in Byzanz, vernahm wol die Boten und das Hilfeflehen der Griechen, aber er konnte oder wollte auch nicht helfen. Da mußten wol die Griechen ihre Blicke sehnsuchtsvoll nach Westen lenken. Dort war Stilicho, selbst von gotischem oder vandalischem Ursprunge, der Vormund des weströmischen Schattenkaisers Honorius. Er setzte sein Heer auf Schiffe und fuhr über das jonische Meer nach Griechenland, nahe bei den Trümmern von Korinth landend. Bald drängte er die Goten zurück und schloß sie nahe bei den Quellen des Flusses Peneus ein. Das Wasser des Flusses ward in ein anderes Bett abgeleitet, und während die Zahl der Goten schmolz unter dem täglich mehr lastenden Drucke des Durstes und des Hungers, rückte die

Umwallung des römischen Feldherrn näher und näher an ihr Lager heran. Aber Stilicho freute sich zu früh über seinen Sieg; er ergötzte sich an den Spielen und Tänzen der Griechen, und seine Soldaten, die ihren Feind sicher in die Wälle eingeschlossen zu haben glaubten, ergossen sich über das Land, um auch ihrerseits zu rauben und zu plündern, was der begehrlichen Hand der Goten etwa noch entgangen sein möchte. Diesen Augenblick benutzte Alarich; im Sturme durchbrach er die Verschanzung, innerhalb deren er verschmachten sollte, und zog dann mit aller seiner Mannschaft, seiner Beute und seinen Gefangenen durch das feindliche Land bis an den Korinthischen Meerbusen. Ehe noch Stilicho herankommen konnte, hatte Alarich den Meeresarm überschritten, wo er am schmalsten ist, und war so vollkommen in Sicherheit. Darauf leitete er Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser Arcadius ein, und als diese gelangen, mußte Stilicho in dem Feinde des weströmischen Reiches den Freund und Verbündeten des oströmischen ehren. Stilicho gieng wieder zurück nach Italien. Alarich benutzte dann diese Frist, sich auf's neue auszurüsten. Er verlangte von den Städten des Reiches neue Schilde, Helme, Schwerter und Speere, und die unglücklichen Bewohner der oströmischen Provinzen mußten demselben Manne, der sie kurz vorher so sehr bedrängt und ihre Freunde und Brüder erschlagen hatte, auf's neue die Werkzeuge zu ihrer eigenen Unterdrückung liefern. Alsdann begab er sich wieder nach Illyrien und ward hier nach dem gemeinsamen Willen aller Westgoten auf dem Schilde als König derselben emporgehoben.

D. Klopp.

10. Karl der Große in Herstelle. (797 n. Chr.)

Das Schloß Herstelle an der Weser dicht unterhalb Karlshafen ist jetzt ein neues Gebäude, das, in gotischem Stile errichtet, mit seinem schweren, zinnengekrönten Turme und chorartigen Ausbau halb den Eindruck einer Zwingfeste aus dem Mittelalter, halb den einer Kirche macht. Es liegt auf einer senkrechten Felsenklippe, ein Dorf an seinem Fuße beherrschend. Schon den Sachsen diente es zur Feste; Karl der Große bestimmte es zum Waffenplatze und nannte es danach Heeresstelle, oder er gab ihm den Namen Heristallum Saxonicum nach der Stammburg seines Ahnen Pipin bei Lüttich, dem fränkischen Heristal; auch sollte es zum Schutze der Glaubensboten dienen, die ihm folgten. Nach der Bezwingung Westfalens hielt Karl

in Herstelle 797 die Feier der Weihnacht und des Osterfestes, um jetzt den Sachsen die Pracht seines Hoflagers so blendend zu entfalten, wie er überwältigend die Macht seiner Waffen ihnen gewiesen hatte. Das Heer lag im Lande verteilt umher. Er aber ließ die ganze Herrlichkeit seines Namens plötzlich wie ein blendendes Meteor aufleuchten über dem staunenden Volke der Wisuraha, das nie von Aehnlichem auch nur geträumt, dessen kindlich beschränkte Phantasie dem gewaltigsten seiner Götter, dem einäugigen Wuotan, nur einen breitrandigen Regenhut, den grauen Mantel und das weiße Roß Steipnir mit den acht Füßen als Ausstattung seiner Erscheinung zu verleihen wußte. Wie staunten die Sachsen, als man unter ihnen das in Purpur und farbiger Seide prangende Gezelt Harun al Raschids aufschlug für den Frankenkönig, als das Wundertier, des Chalifen von Bagdad ungeheurer Elefant Abulabaz, mit den kostbaren Gewanden und Spezereien des Morgenlandes beladen, hoch den Zug andalusischer und normanischer Rosse überragend, den Felsen von Heristal hinaufschritt oder schlürfend aus dem deutschen Strome trank! Und nun er selber erst in der ganzen überwältigenden Majestät seiner einfachen und doch so hehren Erscheinung, mitten in dem glänzenden Gedränge seiner Paladine! Denn sie waren alle um ihn her, Olivier und das dreiste Heimonskind Rinald und Oger von Dänemark und wie sie alle heißen, die trutzigen Gestalten, die des Turpinus Chronik sagenhaft verklärt — nur Roland nicht, der arme Roland, den längst Herzog Lupus von Vasconien und Ganelon in der Mordhöhle von Runceval seiner trauernden Hildegund erschlagen lassen. Unter ihnen setzte sich Karl in Herstelle zu Tron; seine Söhne, der männliche Pipin von Italien und der milde Ludwig von Aquitanien, traten an seine Seite, der stolzen Frankenführer und der grollenden Sachsenherzöge Reihen öffneten sich, und vor dem Schemel seiner Hoheit sich beugend, trat der Sarazenenheld Abdallah, den Spanien huldigend gesandt hatte, vor das Antlitz des Gewaltigen; dann kamen die Boten Galiziens und Austriens, um ihres Emirs Geschenk, ein wunderbar schönes Gezelt, anzubieten; ihnen folgten, die aus dem fernen Ungarland gesandt waren, Männer aus dem Volke der wilden Avaren, und so beugte in seinen Vertretern der größte Teil des römischen Erdkreises sich zu Herstelle vor dem großen Karl. Das war der glänzendste der Tage, die Herstelle erlebt hat.

F. Freiligrath u. Levin Schücking.

11. Die Krönung Ottos I. (936 n. Chr.)

Am 8. August des Jahres 936 stand in der Säulenhalle zu Aachen, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband — beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen — der Marmorstul Karls des Großen, der Erztron des Reichs; hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Tron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karl des Großen Nachfolger und König der Franken. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke und auf fränkischem Boden, meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, könne der neue König die Krone empfangen. In feierlichem Zuge, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, begab sich dann Otto zum Münster.

Wer nach Aachen kommt, wird dieselbe Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achteckes steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zwiefacher Umgang von Arkaden, welche mit Säulen geziert sind; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo Kaiser Karl sein Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem unteren Raume aber erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz — der sich erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben! Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde,

bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehent und sprach, zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen! Denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewandes, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden.“ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind!“ „Vor allem aber,“ fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes wie gegen Witwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest!“ Mit diesen Worten nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzt ihm unter Beihülfe des Erzbischofs Wikfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt. Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto schon im Glanze der Krone zu dem Trone empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und von Allen gesehen werden konnte. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde; dann stieg er vom Trone herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

Hier war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue Herrscher zu Tisch; es dienten ihm aber beim Krönungsmahle die Herzoge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzoge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts anderes sein sollten und wollten als die ersten seiner Dienstleute. Denn wie an den Hofhalt der deutschen Fürsten von Alters her die mächtigsten und angesehensten unter den Dienstleuten als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person des Fürsten umgaben und ihrer warteten: so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier; der

Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Bayern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die Stadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten alle in die Heimat zurück. W. Giesebrecht.

12. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Ha! gedenkt ihr nicht mehr des Tages von Merseburg? Habt ihr vergessen Heinrichs Schwert, wilde Hunnen, daß ihr von neuem heranrückt nach dem Bayerlande? Sie denken: „Kaiser Otto hat seine Not im Sachsenlande; gegen die Wenden erhebt er sein Schwert; so können wir getrost einfallen und Rache üben für verlorene Schlachten.“ Um ihn sicher zu machen, schicken sie Boten zu ihm hin und versichern ihn der Unterwürfigkeit. Kaum gehen diese aus dem Lager, da treten herein die Gesandten Heinrichs, des Herzogs von Bayern: „Herr hilf! Die Ungarn sind in unserm Lande; wie die Wogen des Meeres braust ihr Heer herein auf zahllosen Rossen! Hin nach Schwaben ziehen sie; bis nach dem Schwarzwalde streift ihr Heer, sengend und brennend. Rauch und Flamme mischt sich mit dem Staube, der unter den Hufen ihrer flüchtigen Pferde aufjagt. Leichen und Trümmer bezeichnen ihren Weg. Mißhandlung nnd Wehgestöhn aller Orten! Deine treue Stadt Augsburg drängen sie; an den Ufern des Lech ist ihr Lager weit hingestreckt. Hilf, Herr! nicht lange kann unser Herr, dein Diener, widerstehen!“ — „Auf, an den Lech!“ ruft der Kaiser und eilt aus Sachsen herbei mit einer kleinen Schar freiwilliger Krieger. Indeß hat das Ungarnheer die alte Stadt Augsburg belagert. Bischof Ulrich war Führer und Trost der Belagerten. Hohe Mauern hatte die Stadt nicht, auch keine Türme, aber an jedem gefährlichen Platze stand ein Häuflein Helden. Nur ein Thor wird offen gelassen. Hinaus dringt eine Schar der tapfersten Ritter. Hei, wie Schwerter und Lanzen glänzen; wie sie lustig eindringen in der Feinde dichteste Haufen! Wie Wolken verfinstern Steine und Pfeile den Himmel; prasselnd fallen sie nieder, gleich einem Hagel, auf Helme und Panzer! Mitten im Schlachtgetümmel Ulrich, der Held, im bischöflichen Gewande, ohne Helm, ohne Panzer; aber voll Mut, voll Vater-

landsliebe, voll Gottvertrauen. Seht, wie sie fliehen, die wilden Scharen! Nach ihrem Lager retten sie sich, wo der ganze Haufe Rache sinnt und zum Kampfe auf's neue rüstet!

Der fromme Bischof kennt seinen Feind. Dies war nur der Anfang; mächtig werden sie am andern Tage stürmen. Er vertraut seinem Gotte, zu dem er fleht, dem er Dank- und Jubelgesänge singen läßt. Mit dem Leibe des Gottessohnes weiht er seine Krieger beim Tagesgrauen. Kaum leuchtet die Sonne auf die Stadt, als die Ungarn zahllos herandringen. Doch das sind keine Helden! Feige Knechte sind's. Wie die Perser in den Engpaß von Thermopylä werden die ersten, die vordersten mit Peitschenhieben nach der Mauer getrieben. Furcht hat sie gelähmt. Da stehen sie auf der Mauer, fest und kühn, die Ritter in ihren Harnischen, die am vorherigen Tage ihre Schwerter in Hunnenblut tränkten; keiner wagt sich zuerst hervor, und ehe noch ein Angriff gelungen, ertönt das Signal zum Abzug. Rings erschallt die Kunde: „Kaiser Otto rückt heran!" Frohlocke, tapferer Bischof, frohlocke, mutige Stadt, frohlockt, ihr tapfern Helden!

Das ganze Heer der Feinde zieht dem Kaiser entgegen. Der naht endlich; mit ihm Bayern und Franken, von diesseit und jenseit des Rheins, unter dem Helden Konrad, dem unnahbaren Streiter, dem Gefeiertesten unter dem ganzen Heere; Schwaben, geführt von Herzog Burchard. Auch Ulrich sandte die Streiter von Augsburg. Sie führte Graf Dietpold, Ulrichs Bruder. Am 10. August, dem Laurentiusfeste 955, gelobte in der Frühe der Kaiser dem Heiligen des Tages ein Bistum zu errichten und die Pfalz ihm zu weihen als Eigentum, wenn Gott ihm den Sieg verleihe. Aus Ulrichs Händen empfängt er den Leib des Herrn; das ganze Heer schwört Treue bis in den Tod. Auf! Lustig flattern die Fahnen im Winde, mutig dem Schlachtfelde zu! Dort steht die ganze Masse! Doch weh! Plötzlich ertönt das Geschrei der Feinde auch im Rücken des Heeres. Tausend auserlesene böhmische Ritter in herrlichem Waffenschmucke suchen vergeblich das Gepäck zu schützen. Abermals fliegt gleich einer Wolke ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie nieder. Keine Ordnung! Vergeblich das Rufen der Führer! Die feindlichen Hufe treten sie nieder; viele fallen nieder in ihrem Blute, viele werden Gefangene, das ganze Gepäck genommen. Haltet euch tapfer, ihr Schwaben, sonst ist alles verloren! Doch unwiderstehlich ist die Wut dieses Reiterschwarms. Nieder fällt auch Burchards Schar. Nun Franken-Herzog, Bezwinger der Wenden, bewähre

deinen Ruhm! Das ist ein Held ohne Furcht! Keiner zittert in seiner jugendlichen Schar; es sei denn vor Verlangen, einzuhauen in die wilden Schwärme. Da heißt es: Drauf und dran! Da fliegt Lanze und Schwert, stürmisch war der Kampf; aber wo Frankenschwerter geschwungen wurden, da fielen Ungarnleichen nieder. Kein Kampf! Kein Widerstand! In wilder Flucht suchen sie Rettung bei dem Hauptkerne des Heeres, das noch ohne Bewegung dem Kaiser gegenüber steht. Der Kaiser ordnet seine Reihen. „Vor euch steht der Feind! An Menge übertreffen sie uns — nicht an Waffen, nicht an Tapferkeit. Ihnen fehlt unsere beste Waffe, Gottes Hülfe! Sie treibt Vermessenheit, uns Vaterlandsliebe und Gottvertrauen! Muß es sein, so laßt uns lieber fallen, als des Vaterlandes Untergang sehen!“

Die heilige Lanze hoch erhoben, sprengt er in die feindlichen Reihen, Streiter und Führer zugleich. Rechts und links hauen die Deutschen ein. Immer größer werden die Lücken in der Ungarn Heere. Die deutschen Schwerter rasten nicht! Vom Blute triefend, jauchzen die Helden: „Sieg!“ Flucht überall, doch keine Rettung. Wohin sich die Feinde verstecken, da zückt sich über ihnen das Schwert von neuem, da lodert die Flamme des Verderbens um ihre Rettungsstätte.

Spät am Abend sammelt der Kaiser seine Getreuen. Doch wie sind ihre Reihen gelichtet! So manches treue Herz schlägt nicht mehr, so mancher tapfere Arm liegt starr auf blutgetränkter Erde. Unter den Erschlagenen liegt auch Dietpold, der tapfere Verteidiger von Augsburg. Aber der, um den alle klagen, um den des Kaisers Auge sich mit Tränen füllt, das ist Herzog Konrad. Als er am Abende erschöpft von dem langen, rastlosen Kampfe das Helmband löste, traf von fern her ihn ein Pfeil in die Kehle. So sank er, seinem Wunsch gemäß, für Gott und Vaterland.

Doch noch mancher Ungar mußte das vergossene deutsche Blut bezahlen. Bis an den Lech verfolgte sie Otto. Hei, wie mancher fand noch ein kühles Grab in den Fluten! Und gar drüben! Wo man vor den Städten und Dörfern fliehende Scharen sah, kamen Streiter heraus und erschlugen sie zu Tausenden. Da vergieng ihnen die Lust, wieder in das deutsche Reich zu ziehen; sie sind auch seitdem nicht wieder gekommen.

Unbekannter.

13. Die Verurteilung und Hinrichtung Konradins von Schwaben. (1268 n. Chr.)

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichen Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Karl von Anjou Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Teilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urteil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräter an seinem rechtmäßigen Könige und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig. — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit des Königs eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen worden, und Gefangene schonend zu behandeln gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend, hiegegen ein, daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von anderen Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urteilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indes so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurteil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein

Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeiten seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurteilten zum Richtplatz geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rate der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräter das Todesurteil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtenteils überraschende Urteil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüter verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke

einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für tod hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten — das Urteil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt. Und wenn ich auch schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam bestrafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhiengen?“ Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurteilten auf jeden machten. Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, daß er dem Könige Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, damit er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel erhebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehl' ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzo kniete er nieder, rief aber dann, noch einmal sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereit' ich dir!“ Nach diesen Worten empfieng er den Todesstreich. Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfiengen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seinen Sohn 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten; der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größeren Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß der Sohn des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst ge-

tödet werde. Nach diesen mordete man noch Mehrere, wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Teilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es z. B., schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann auf's neue.

F. v. Raumer.

14. Deutscher Anbau in Schlesien im 13. Jahrhundert.

Unter den Ereignissen des dreizehnten Jahrhunderts wird die größte That des deutschen Volkes noch zu wenig gewürdigt: die wunderbar schnelle Germanisierung der Slavenländer im Osten der Elbe. Eine Auswanderung deutscher Herren und Arbeiter hat in etwa hundert Jahren ein weites Ländergebiet mit vielen Hunderten deutscher Städte und Tausenden deutscher Dörfer besetzt und zum großen Teil fest an Deutschland gekettet. Fast der ganze östliche Teil des preußischen Staates liegt auf dem Boden der Colonisation des dreizehnten Jahrhunderts. In der zweiten Hälfte desselben wurden die Neumark und Preußen erobert, die eroberte Lausitz colonisiert, ebenso Mecklenburg, Pommern, Rügen und nicht am wenigsten auffallend Schlesien; denn während in den meisten Slavenländern die eiserne Faust der Eroberer das frühere Volksleben vernichtete und durch Gewalt das deutsche Wesen aufzwang, wurde Schlesien der Mittelpunkt einer friedlichen, geräuschlosen Colonisation, welche ihr Wirkungen weit über die Grenzen der großen Landschaft hinaus nach Osten äußerte.

Wir vermögen nicht mehr nachzuweisen, wie damals in der Seele des deutschen Volkes die Auswanderungslust zu einer mächtigen Leidenschaft erwachsen ist. Allerdings hatten die Römerzüge der Hohenstaufen und noch mehr die Kreuzfahrten die Masse in ihren Tiefen aufgewühlt und unruhig, wanderlustig, nach Fremden begierig gemacht; allerdings war damals das Leben im innern Deutschland für den friedlichen Arbeiter gefahrvoll, oft unerträglich geworden. Und noch vermögen wir zuweilen

die Gestalt des frommen Mönches zu erkennen, einen unternehmenden Edelmann oder eine junge Fürstenbraut, welche an die Bauernhütten ihrer Heimat pochten und die jungen Feldarbeiter mit gutem Versprechen unter das polnische Volk riefen. Aber doch ist uns Vieles von der großen Auswanderung unverständlich geworden. Wir wissen nicht einmal, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Mehrere Spuren weisen darauf hin, daß die Gegend von Magdeburg, Thüringen und vielleicht Franken die meiste Mannschaft aussandten. Urkunden und Chroniken schweigen. Besser aber erkennen wir, wer die Deutschen in das Oderland rief; es waren die Herren des Landes mit ihren Getreuen, slavische Herzoge aus dem Stamm der Piasten.

Damals, am Ende des zwölften Jahrhunderts, saß in Schlesien ein Fürstengeschlecht vom uralten polnischen Adel in mehreren Häusern auf väterlichem Erbe, zu ihren Füßen ein zahlreicher slavischer Adel und unter diesem ein vielgeplagtes und mit Diensten überlastetes unfreies Volk. Das Land war nicht stark bevölkert und arm an Geldmitteln und Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder und ihrer östlichen Nebenflüsse waren noch mit dichtem Wald bedeckt, dazwischen dehnten sich meilenweit wüste Heiden, in den Waldsümpfen hatten zahlreiche Herden von Wildschweinen ihr Lager, am Rand der Heide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig, und die Kieferäste auf der Heide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih, an den Flüssen aber baute zahlreich der Biber, und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falken waren den Fürsten teurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft bei unerschwinglicher Strafe stehen mußte. Was die Landschaft freiwillig dem Menschen gab, mußten die Landbewohner für ihre gestrengen Herren, den Edelmann oder den Kastellan des Herzogs, und für die Kirche zusammentragen; sie hatten zu zinsen am Wasser die Fische, an der Heide viele Töpfe Honig und schwere Abgaben von ihrem Ackerland, Garben, Körner, Geld, Fuhren und Dienst mit Händen und Füßen; sie waren in der großen Mehrzahl leibeigene Bauern, wenige freie darunter. Und mit ihnen zusammen saßen die Handwerker: Böttcher, Maurer, Bäcker, Brauer, auch Weber, in jeder Abstufung von Knechtschaft, alle durch den Druck geschwächt, ohne

Hoffnung, ohne Arbeitslust. Zwischen den slavischen Dörfern und Städten war kein großer Unterschied, die Dörfer eine Anzahl nackter Hütten auf dem Ackerland, die Städte eine größere Anzahl ähnlicher Hütten, die gewöhnlich in der Nähe einer Burg angebaut waren, meist mit einem Graben und Bretterzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Teil der Bewohner nach polnischem Recht unfrei, doch hausten im Schutz der Burgen auch wohl Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend, unter den leibeigenen Handwerkern mehrere freie und freie Kaufleute, diese schon oft Deutsche. In der Burg aber regierte vielleicht der mächtige Herzog selbst oder sein Kastellan oder ein großer Erdelmann; auch zu ihr gehörte Wald und Feld, und sie hatte eigenes Recht und Gericht. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Lande hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts zahlte der Käufer auch zuweilen wie in Polen statt mit Geld mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen; aber schon waren die schlesischen Bergwerke eröffnet, Silber und Gold, Kupfer und Blei wurden gewonnen, und der Bergbau, das Recht der Herzoge, wurde mit Eifer betrieben, auch Münzstätten errichtet, warscheinlich durch Deutsche. Aber diese Marktorte und Dörfer waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa im äußeren Ansehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden eine freie Bürgerschaft, ein geordnetes Gemeinwesen, welches fest in sich selbst steht, das Recht hat, sich zu regieren und Besitztümer zu erwerben, seinen Bürgern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen; und nichts war von dem zu finden, was sonst einer deutschen Stadtgemeinde ziemt, daß sie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und stark mache und dadurch für umsichtige Thatkraft und Reichtum, für Sitte, Gelehrsamkeit und Künste eine Heimat werde.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten damals unter polnischer Oberhoheit, welche oft bestritten wurde, zuweilen ganz aufhörte. Auch an ihren Häusern konnte ein Gegensatz auffallen. Die Piasten Oberschlesiens schlossen sich enger an Polen und erhielten sich und ihr Land mehr in slavischem Wesen, so daß dort eine slavische Bevölkerung bis in die Gegenwart dauert. Um so lieber lehnten sich die Herren des größeren Niederschlesiens an den deutschen Westen. Schon seit lange war ihre Politik, deutsche Fürstentöchter zu heiraten; der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof.

Bald zog sich ein zahlreicher deutscher Adel in das Land, seine Herren und abenteuernde Gesellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer, an die Stelle der slavischen Kastellanei trat das deutsche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren beförderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unablässig von Westen her in das halbwilde Land, und das Bistum Breslau, in Jahre 1000 gegründet, erwarb schon im Jahre 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogtum Neiße. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert; auf einer Sandinsel der Oder, gegenüber dem großen slavischen Markt, aus welchem hundert Jahre später die deutsche Stadt Breslau wurde, hatten sie sich festgesetzt. Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem dreizehnten Jahrhundert arbeitsame Cisterzienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich im Lande. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt, und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land bis an seine damalige Nordgrenze hinter Müncheberg durchzog, sah wol mit Bewunderung in Entfernungen von nur wenigen Meilen am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocken dort, wo sonst nur Geschrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen; denn jedem waren die ersten und vornehmsten der Brüder von Westen hergekommen, alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slavischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein, der Wald gab nur Holz für den eigenen Bedarf, die Heide ihren Honig, sonst keinen Ertrag, die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, der Decem trug nicht viel, und Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf den eigenen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutschen und nach stärkeren und freieren Händen, ihn zu führen.

Hier in Schlesien kam zuerst die große Wahrheit zur Erkenntniß der Menschen, daß die Arbeit der Freien allein im Stande ist, ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen.

Die Grundherren verzichteten auf den größten Teil der Ansprüche, die sie nach polnischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten; die Fürsten verliehen ihnen als Gunst das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen, d. h. freie Gemeinden zu schaffen. In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor, das Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oderlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden; lange noch dauerte die Einwanderung fort, und auch der stille Kampf zwischen deutscher und polnischer Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entschieden war, fortgesetzt, ja in einigen Landkreisen dauert er noch heute fort.

G. Freytag.

15. Die Bundesverbrüderung auf dem Rütli. (1307 n. Chr.)

Die Reichsvögte, die keine eigenen Schlösser hatten, oder welchen es von dem König befohlen war, beschlossen in den Waldstätten zu wohnen; Landenberg zu Unterwalden bei Sarnen auf einem eignen Schlosse des Königs, welches auf dem Hügel angenehm gelegen war; Geßler, weil bei Menschengedenken zu Schwyz keine Herrenburg war, baute einen Twinghof ob Altorf in Uri.

Alle anderen Schweizer übertraf der Herr von Attinghausen durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen wohlhergebrachten Gutes und ungefälschter Liebe zu dem Land. Zu Schwyz war Werner Stauffacher angesehen, weil Rudolf, sein Vater, ein ehrwürdiger Vorsteher des Volks und er selbst ein wohlbegüteter und wohlgesinnter Landmann war. Solchen Männern glaubten die Landleute, sie kannten dieselben, sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treue. Das Volk lebt in vielen Dorfschaften, deren Häuser meist wie bei den alten Deutschen auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse, althergebrachte, eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist. Man spricht nicht viel und bemerkt für immer; sie haben in den einsamen Hütten zum Nachdenken ruhige

Muße; die Gedanken teilen sie einander mit, wenn an Festtagen das ganze Volk vom Gebirg bei der Kirche zusammenfließt. Wer den Landmann betrachtet, findet bis diesen Tag ein freiheitstolzes Volk zu Schwyz, ein frommes, altgesittetes im Lande Unterwalden, auch zu Uri ein gar biederes, eidgenössisch gesinntes Volk.

Als die Reichsvögte um jeden Fehler in finstern Türmen und außer Landes teure lange Verhaft gaben und alles auf das allerstrengste bestraften und als die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erbland erhöhet und oft die Ausfuhr verboten wurde, sandten die Landleute an den König; aber von denen, die mit Hermann von Landenberg seine Diener waren, bekamen sie keinen Trost. Als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden von der Gesinnung seiner nächsten Verwandten so abwich, daß er auf Roßberg des Königs Burgvogt wurde, fürchteten ehrbare Männer vom Leichtsinn ehrgeiziger Jugend noch mehr Untreu am Land. Alle Schweizer, in ordentlichen Zeiten eines gerechten, stillen Gemütes, gewohnt ohne Furcht noch Verdruß oder viele Mühe bei dem Vieh in ruhiger Fröhlichkeit ihre Tage zu durchleben, gewohnt aus alten Zeiten bei den Kaisern Gnade und Ehre zu finden, wurden betrübt.

Bei den Strafen war doch ein Schein strengen Rechts, bei den Zöllen, daß Not oder Geiz den König treibe, selbst in der Ungnade, daß er die Schweizer doch schätze und gern haben möchte; allein es war in den Worten und Geberden der Vögte täglicher Trotz auf ihre Gewalt und eine hochmütige Verachtung des ganzen Volks. Die alten lang' verehrten Geschlechter nannten sie Bauernadel. Als Geßler durch den Ort Steinen bei Stauffachers Hause, wo die Kapelle nun steht, vorbeiritt, und sah, wie es, wo nicht steinern, von wohlgezimmertem Holze, nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenstern, Namen oder Sinnsprüchen bemalt, weitläufig und glänzend erbauet war, sagte er vor dem Stauffacher: „Kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?"

Als Frau Margaret Herlobig, die Stauffacherin, mit Unruhe bedachte, wie dieser gewaltthätige Mann ihr Haus beneidet, redete sie mit ihrem Mann (alte Sitten gaben den Hausfrauen männlichen Sinn) und bewog ihn, dem drohenden Unfall zuvorzukommen. Werner Stauffacher fuhr über den See in das Land Uri zu seinem Freunde Walther Fürst von Attinghausen. Er fand einen jungen Mann von Mut und Verstand bei ihm verborgen; von diesem erzählte Walther seinem Freund: er sei ein Unterwaldner aus dem Melchthal;

er heiße Erni an der Halden und sei ihm verwandt; um eine geringe Sache, die Erni gethan, habe ihn Landenberg um ein Gespann schöner Ochsen gebüßt; sein Vater Heinrich habe diesen Verlust sehr bejammert; hierauf habe des Vogts Knecht gesagt: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, so können sie selbst an dem Pflug ziehen;“ hierüber sei Erni das Blut aufgewallt, er habe mit seinem Stock dem Knecht einen Finger gebrochen, darum verberge er sich hier; indes habe der Vogt seinem alten Vater die Augen ausstechen lassen. Hierauf klagten sie einander sehr, daß alle Billigkeit mehr und mehr unter die Füße getreten werde, und Walther bezeugte, auch der hocherfahrene Herr von Attinghausen sage, die Neuerungen würden unerträglich; wohl glaubten sie, daß der Widerstand grausame Rache über die Waldstätte bringen könnte, doch kamen sie überein, Tod sei besser als ungerechtes Joch dulden. Ueber diese Gedanken beschlossen sie, daß jeder seine Vertrauten und Verwandten erforschen solle. Sie bestimmten, um sich ruhig zu sehen, das Rütli, eine Wiese auf einer Höhe in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstättensees, nicht weit von der Grenzmark zwischen Unterwalden und Uri (im See steht hier einsam der Mythenstein); daselbst ratschlagten sie oft bei stiller Nacht über die Befreiung des Volks und gaben einander Nachricht, mit wie viel Fortgang sie zu dieser That geworben; dahin kamen Fürst und Melchthal auf einsamen Pfaden, der Stauffacher in seinem Kahn und aus Unterwalden der Sohn seiner Schwester, Edelknecht von Rudenz. Aus verschiedenen Orten brachten sie Freunde in das Rütli, da vertraute Einer dem Andern seine Gedanken ohne alle Furcht; je gefahrvoller die That, um soviel fester verband sich ihr Herz.

In der Nacht Mittwochs vor Martinstag im Wintermonat 1307 brachten Fürst, Melchthal und Stauffacher jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüt geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese dreiunddreißig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, daß in diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen wolle; sie wollten in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder sollte das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rat in den

uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollten; sie wollten den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollten keinen Tropfen Blut verlieren; aber die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollten sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern. Als alle dessen fest entschlossen waren und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand jeder in Erwägung, daß von ihrem Glück wol all ihrer Nachkommen Schicksal abhange, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden aus Melchthal ihre Hände auf gen Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die Dreißig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals gieng jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh. J. v. Müller.

16. Die goldene Bulle.

Karls IV. unermüdliche Thätigkeit beschränkte sich vorzugsweise auf Reden, Schreiben und Unterhandeln, und man würde kein Ende finden, wenn man alle Tausch- und Kaufverträge, Erbverbrüderungen und andere Urkunden, die er sowohl in Böhmen als in Deutschland schreiben und untersiegeln ließ, aufzählen wollte. Es galt ihm dabei blos um die Bereicherung seiner eigenen Familie; am Ende machte aber doch Gott alle diese egoistische Klugheit an seinen Söhnen zu Schanden. Nur eine einzige von seinen vielen, mit goldenen Bullen oder Kapseln versehenen Verordnungen bleibt stets ein vor allen andern kaiserlichen Dekreten merkwürdiges historisches Dokument. Dies ist das im Jahre 1356 erlassene und unter dem Namen der goldenen Bulle berühmt gewordene Grundgesetz der unseligen deutschen Vielherrschaft [1]). Auch dieses Gesetz gieng, wie alles, was Karl that, zunächst aus Privatrücksichten hervor; doch hatte er dabei unstreitig die rühmliche Hauptabsicht, den Papst mit aller möglichen Schonung inskünftig zu hindern,

---

[1]) Eine vom Kaiser Karl IV. veranstaltete und der Stadt Frankfurt geschenkte Abschrift wird bekanntlich im „Römer“ daselbst aufbewahrt.

sich die Ernennung der deutschen Kaiser anzumaßen. Die goldene Bulle ist nämlich hauptsächlich ein Gesetz über die Erwählung und Krönung des deutschen Kaisers und über das Verhältniß der Kurfürsten zu ihm und zu dem Reich, und Karl hatte dabei die doppelte Nebenabsicht, seinem slavischen Erbreich den ersten Platz unter den germanischen, zur Wahl eines Kaisers berechtigten Staaten zu geben und diejenigen deutschen Herren, die es mit ihm gehalten hatten, unter die Kurfürsten einzuschieben, diejenigen aber, deren Familie ihm entgegen gewesen war, für immer von jener Wahl auszuschließen. In dieser Hinsicht entschied er den Streit zwischen Lauenburg und Wittenberg über die sächsische Kurstimme zu Gunsten des letztern Hauses, schloß die bayerischen Herzöge, welche die pfälzische Kurwürde als gemeinschaftliches Eigenthum des ganzen wittelsbachischen Hauses betrachteten, von derselben ganz aus, und knüpfte die brandenburgische Kurstimme an den Besitz der Kurmark und an ein Erzamt, so daß Ludwig von Oberbayern und Tirol, welcher, als er Brandenburg seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, abtrat, sich sein Recht an die Kurstimme vorbehalten hatte, um dieselbe gebracht wurde und Ludwig der Römer sie allein behielt.

Das neue Gesetz bestand übrigens eigentlich aus zwei Teilen, von welchen der eine im Januar 1356 auf dem Reichstag zu Nürnberg, der andere im Dezember desselben Jahres auf einer zweiten Versammlung zu Metz von den Fürsten angenommen und dann bekannt gemacht wurde. Die vielen in demselben enthaltenen äußerst genauen und sorgfältigen Verfügungen über das Ceremoniel, die Kleidung, die Feierlichkeiten, die Rangverhältnisse u. dergl. m. sind unstreitig ein Werk des Kaisers selbst; denn prunkende Repräsentation war sein Hauptstudium, und im Ornat, in Gold und Purpur zu figurieren sein liebstes Vergnügen. Alles Uebrige sollen Johann von Neumark und Rudolf von Friedberg ausgearbeitet haben. Die Probe der neu eingeführten byzantinisch-slavischen Auszeichnung des Kaisers, der Kaiserin und der Kurfürsten ward gleich in Metz gemacht. Ueber diese undeutschen Ceremonien und alles andere, was mit denselben zusammenhängt, näheres hier anzugeben, wäre zweckwidrige Verschwendung des Raumes; wohl aber ist der eine Umstand hervorzuheben, daß der theologische Kaiser Karl in Betreff der Zahl der Kurfürsten die heilige Zahl Sieben wählte, und zwar, wie er der Lehre seines mystischen Freundes Petrarcha getreu in dem Gesetz ausdrücklich bemerkt, wegen des wichtigen Zusammenhangs zwischen den

deutschen Wahlherren und den sieben Leuchtern der Offenbarung Johannis. Solche in der Offenbarung Johannis vorbedeutete Fürsten mußten natürlich auch große Vorzüge haben. Von diesen handeln daher zwölf ganze Artikel der goldenen Bulle. Das Wichtigste davon ist, daß die Kurfürsten als Kollegium ebenso mit dem Kaiser zu einer Person gemacht werden, wie das Kardinals-Kollegium eine Person mit dem Papste bildet, und daß deshalb auch die Vergehen gegen einzelne Kurfürsten mit denselben Strafen belegt sind, wie die gegen den Kaiser selbst.

Uebrigens enthält die goldene Bulle, wie dies mit deutschen Verordnungen zu sein pflegt, recht viele vortreffliche und weise Bestimmungen; allein es hatte damit auch dieselbe Bewandtniß, die es immer mit den Reichsbeschlüssen hatte. Wenn nämlich auch eine allgemeine Behörde gewesen wäre, welche das Verordnete hätte zur Ausführung bringen können oder wollen, so würde dieselbe doch nirgends eine Militärgewalt gefunden haben, deren sie sich im Notfalle hätte bedienen können. Dies gilt nicht von den erwähnten Artikeln über Ceremonien, Formalitäten und Rangverhältnisse, weil solche Dinge in Deutschland stets pünktlich erfüllt werden, sondern von den Bestimmungen, welche zu Gunsten des armen, geduldig leidenden Volkes in der goldenen Bulle gemacht waren. Zu diesen wohlthätigen Bestimmungen, welche erst Jahrhunderte später durch den Fortschritt der Zeit zur Erfüllung gebracht wurden, rechnen wir die Artikel über die Verbindungen der Städte oder über die sogenannten Pfalbürger. Wir rechnen zu diesen weisen, aber nicht vollzogenen Verordnungen des neuen Reichsgesetzes das Verbot jeder Befehdung und Beraubung ohne vorhergegangene Ankündigung der Fehde, sowie das Verbot der einstweiligen Aufkündigung des Lehens, um den Lehensherrn straflos bekriegen zu können. Wir rechnen dahin die Verordnung über den Landfrieden, eine Verordnung, die seit Friedrich II. immer erneut und noch zwei Jahrhunderte nach Karl IV. vielfach übertreten wurde, sowie die Verordnungen über den Mißbrauch des Münzrechtes und über die eigenmächtige Errichtuug neuer Zollstätten. Wie wenig im deutschen Reich an einen durch dieses Gesetz zu begründenden Landfrieden zu denken war, sieht man daraus, daß in der goldenen Bulle zwischen erlaubten und unerlaubten Verbindungen der Städte und der Ritter unterschieden ward, und daß die Fehden erlaubt blieben, wenn sie drei Tage vor ihrem Beginn angesagt wurden. So wenig Aussicht übrigens auch war, daß die neuen Verordnungen ausgeführt werden könnten, so äußerten doch überall die Städte,

der Landadel und die Fürsten schon über den bloßen Versuch, Ordnung zu stiften, ihre Unzufriedenheit. Für das Volk hatte die goldene Bulle noch einen andern bleibenden Nachteil. Pedantische Juristen wußten aus dem Wahlgesetze derselben ein neues verwickeltes und schwieriges deutsches Staatsrecht herzuleiten; dieses war mit der Befestigung des römischen Rechts in deutschen Landen enge verbunden, und in Folge davon kam es endlich dahin, daß der gute deutsche Bürger und Bauer weder von seinen einfachsten staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten, noch vom Civilrecht irgend etwas wußte oder begriff. Er mußte das, was ihm die Juristen in barbarischer Sprache orakelnd offenbarten, als Recht gelten lassen, und konnte weder verstehen, was sein Rechtsbeistand im Gericht zu seinen Gunsten vorbrachte, noch was sein Richter gegen ihn aussprach.

F. C. Schlosser.

17. Luther in Worms.

Schon kam Luther den Weg von Wittenberg nach Worms daher gezogen. Er predigte einmal unterwegs; des Abends schlug er in der Herberge wol die Laute an; alle Politik lag außer seinem Gesichtskreis; über jede persönliche Rücksicht, sogar auf sich selbst, war er erhaben. Auf dem Wege vor ihm her war ein neues kaiserliches Mandat angeschlagen worden, durch welches seine Bücher verdammt wurden, so daß der Herold ihn schon zu Weimar fragte, ob er fortziehen wollte. Er antwortete, er wolle sich des kaiserlichen Geleites halten. Dann kam jene Einladung Sickingens. Er erwiderte, habe der kaiserliche Beichtvater mit ihm zu reden, so könne er das wol in Worms thun. Noch auf der letzten Station ließ ihm ein Rat seines Kurfürsten sagen, er möge doch lieber nicht kommen; leicht könne ihn das Schicksal Hussens treffen. „Huß," antwortete Luther, „ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm: ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." So langte er in Worms an den 16. April 1521, eines Dienstags gegen Mittag, als man eben bei Tische war. Wie der Türmer vom Dom in die Trompete stieß, lief alles auf die Straße, den Mönch zu sehen. Er saß auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rat zu Wittenberg zur Reise gegeben, in seiner Augustinerkutte: vor ihm her ritt der Herold, den Wappenrock mit dem Reichsadler über den Arm. So zogen sie durch die verwunderte, mannigfaltig bewegte, gaffende, teilnehmende Menge. Indem Luther sie übersah, verwandelte sich in ihm

der kühne Mut in die feste Zuversicht; er sagte: Gott wird mit mir sein. So stieg er ab.

Und sogleich des andern Tages gegen Abend ward er in die Versammlung des Reiches geführt. Der junge Kaiser, unter den sechs Kurfürsten sein eigener Herr, so viele andere geistliche und weltliche Fürsten, vor denen die Unterthanen ihre Knie beugten, zahlreiche durch Thaten in Krieg und Frieden berühmte Oberhäupter, würdige Abgeordnete der Städte, Freunde und Feinde erwarteten den Mönch. Der Anblick einer so erhabenen prächtigen Versammlung schien ihn doch einen Augenblick zu blenden. Er sprach mit ziemlich schwacher unvernehmlicher Stimme: viele glaubten, er sei erschrocken. Auf die Frage, ob er seine Bücher, deren Titel verlesen wurden, sämmtlich wie sie seien verteidigen oder sich zu einem Widerruf verstehen wolle, bat er sich Bedenkzeit aus; auch er nahm, wie wir sehen, die Förmlichkeiten des Reiches für sich in Anspruch.

Den andern Tag erschien er auf's neue in der Versammlung. Es wurde spät, ehe er vorgelassen ward; schon zündete man Fackeln an; die Versammlung war vielleicht noch zahlreicher als gestern, das Gedränge des Volkes so stark, daß kaum die Fürsten zu sitzen kamen, die Aufmerksamkeit auf den entscheidenden Augenblick noch gespannter. Jetzt aber war in Luther keine Spur von Befangenheit. Auf die ihm wiederholte frühere Frage antwortete er mit männlich fester Stimme, mit dem Ausdruck freudiger Ruhe. Er teilte seine Werke ein in Bücher der christlichen Lehre, Schriften wider die Mißbräuche des Stules zu Rom und in Streitschriften. Die ersten widerrufen zu müssen, sagte er, würde unerhört sein, da selbst die päbstliche Bulle viel Gutes darin anerkenne: die zweiten, das würde den Romanisten ein Anlaß werden, Deutschland vollends zu unterdrücken: das Dritte würde seinen Gegnern nur neuen Mut machen, sich der Wahrheit entgegenzusetzen. Eine Antwort, die nur mehr der falsch gestellten Form der Frage entsprach, als der Absicht, welche die Reichsstände mit dem Verhör verbanden. Der Official von Trier kam der Sache näher, indem er ihn erinnerte, den Widerruf nicht durchaus und gänzlich abzulehnen: — hätte Arius einiges zurückgenommen, so würden nicht auch zugleich seine guten Bücher vernichtet worden sein: auch bei ihm werde man Mittel finden, seine Bücher nicht alle zu verbrennen, wenn er nur das widerrufe, was von dem Concilium zu Costnitz verdammt worden sei, und was er diesem Urteil zum

Trotz wieder aufgenommen habe. Mehr auf die Infallibilität der Concilien als auf die des Papstes bezog er sich.

Aber Luther glaubte jetzt an die eine so wenig wie an die andere: er entgegnete, auch ein Concilium könne irren; der Official stellte das in Abrede, Luther wiederholte, er wolle beweisen, daß es geschehen könne und geschehen sei. Natürlich konnte der Official darauf nicht in dieser Umgebung eingehen; er fragte jetzt nochmals definitiv, ob Luther alle seine Sachen als rechtgläubig verteidigen, oder ob er etwas davon widerrufen wolle; er kündigte ihm an, wenn er jeden Widerruf abschlage, so werde das Reich wissen, wie es mit einem Ketzer zu verfahren habe. Aber auch in Luther, der in Worms Disputation oder Widerlegung, irgend eine Art von Belehrung erwartet hatte, statt dessen sich aber ohne weiteres als Irrlehrer behandelt sah, hatte sich in dem Gespräch das volle Bewußtsein einer von keiner Willkür abhängenden, in Gottes Wort gegründeten, um Concilien und Papst unbekümmerten Ueberzeugung erhoben; Drohungen schreckten ihn nicht; die allgemeine Teilnahme, deren Odem er um sich wehen fühlte, hatte ihn erst recht befestigt; sein Gefühl war, wie er im Hinausgehen sagte, hätte er tausend Köpfe, so wolle er sie sich eher abschlagen lassen, ehe er einen Widerruf leiste. Er erwiderte nach wie vor, werde er nicht mit Sprüchen der heiligen Schrift überwiesen, daß er irre, so könne und wolle er nicht widerrufen, weil sein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei. „Hier stehe ich," rief er aus, „ich kann nicht anders; Gott helfe mir; Amen."

Es ist auffallend, wie verschiedenartig die Erscheinung Luthers die Anwesenden berührte. Die vornehmeren Spanier, die schon immer auf ihn gescholten, die man wohl eine Schrift von Hutten oder Luther vor einer Bücherbude zerreißen und in den Kot treten gesehen, fanden den Mönch aberwitzig. Ein übrigens ganz unparteiischer Venetianer bemerkt doch: Luther habe sich weder sehr gelehrt gezeigt, noch besonders klug, noch auch tadellos in seinem Leben; er habe der Erwartung nicht entsprochen, die von ihm gehegt. Man kann denken, wie Aleander ihn beurteilte. Aber auch der Kaiser hatte einen ähnlichen Eindruck bekommen. „Der," rief er aus, „soll mich nicht zum Ketzer machen." Gleich des nächsten Tages, am 19. April, that er den Reichsständen in einer eigenhändigen, französisch abgefaßten Erklärung seinen Entschluß kund, den Glauben zu behaupten, den seine Vorfahren, rechtgläubige Kaiser und katholische Könige, gehalten. Dazu rechne er alles,

was in den Concilien, namentlich auch in dem Kostnitzer festgesetzt worden sei. Seine ganze Macht, Leib und Leben, ja die Seele selbst wolle er dafür verwenden. Nach den Aeußerungen der Hartnäckigkeit, die man gestern von Luther gehört, fühlte er Reue, daß er ihn bisher geschont habe, und werde gegen ihn verfahren wie gegen einen offenbaren Ketzer. Er fordert die Fürsten auf, in demselben Sinne zu handeln, wie ihre Pflicht sei und sie ihm versprochen.

Seinen deutschen Landsleuten dagegen hatte Luther vollkommen Genüge gethan. Die versuchten Kriegshauptleute hatten ihre Freude an seiner Unerschrockenheit: der alte Georg von Frundsperg klopfte ihm im Hineingehen ermutigend auf die Schulter; der tapfere Erich von Braunschweig schickte ihm in dem Gedränge der Versammlung einen Trunk Eimbecker Biers in silberner Kanne. Beim Herausgehen will man eine Stimme gehört haben, welche die Mutter eines solchen Mannes selig pries. Auch der vorsichtige und bedachtsame Friedrich war mit seinem Professor zufrieden: „O," sagte er zu Spalatin abends in seiner Schlafkammer, „o wie gut hat Doktor Martinus vor Kaiser und Reich gesprochen." Es hatte ihn besonders gefreut, daß Luther seine deutsche Erklärung so geschickt lateinisch zu wiederholen verstanden. Seitdem suchten ihn die Fürsten wetteifernd in seiner Wohnung auf. „Habt ihr Recht, Herr Doktor," sagte Landgraf Philipp von Hessen nach einigen Scherzworten, über die ihn dieser lächelnd zurecht gewiesen, „so helf' euch Gott." Man hatte Luther wol früher gesagt: ehe ihn die Gegner verbrennen sollten, müßten sie alle mitverbrennen. Die entschiedene Erklärung des Kaisers, so außerhalb aller Form des Reiches, brachte diese teilnehmende Gesinnung in Bewegung. In den kaiserlichen Gemächern fand man einen Zettel mit den Worten: „Weh dem Lande, dessen König ein Kind ist." Ein Anschlag an dem Rathaus kündigte den Herren Romanisten und vor allem dem Erzbischof von Mainz die Feindschaft angeblich von 400 verbundenen Rittern an, weil man Ehre und göttlich Recht unterdrücke. Sie seien dagegen verschworen, den gerechten Luther nicht zu verlassen. „Schlecht schreib' ich," schließt dieser Anschlag, „doch einen großen Schaden mein' ich: mit 8000 Mann Kriegsvolk: Bundschuh Bundschuh Bundschuh!" — Eine Vereinigung der Ritterschaft und der Bauern schien man den Gegnern Luthers zu dessen Schutze anzukündigen. In der That ward zuweilen den Mitgliedern des Hofes nicht ganz wohl zu Mut, wenn sie sich so ohne Rüstung noch Waffen in der Mitte einer gären-

den, kriegslustigen, von feindseligen Tendenzen ergriffenen Nation erblickten. L. Ranke.

18. Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauvegarde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größeren Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug gieng, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstadter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauvegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechtes halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spa-

nischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ständen. „Das wollen wir doch sehen!" antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stüle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben — was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich auf's schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen erworben.

Schiller.

19. Die Gefangennehmung der Grafen von Egmont und von Hoorn. 1567 n. Chr.

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft sein, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Weil die Statthalterin den Palast inne hatte, bezog er einstweilen das Kuilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte.

Eine tode Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne wie sonst gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtniß des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Mutwillens und der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, ergieng es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt die tödliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüter hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erstes mußte sein, sich der verdächtigsten Großen zu versichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch

eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für ratsamer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, fiengen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte und auf einem Gesichte, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Mute in diesem Hause aus- und einzugehen, bewirtete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirten. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zur Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweitenmale wiederkommen dürfte und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sei, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraten als der dritte Mann in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen unter einem scheinbaren Vorwande von Geschäften nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien, der im Verdachte war, die Kalvinisten begünstigt zu haben, ein anderer den Edelmann und geheimen Sekretär des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräte und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaimont, vom Aremberg und von spanischer Seite außer den Söhnen des Herzogs Vitelli,

Serbellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich eiligst wieder unsichtbar machte und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entgieng, das über ihn als einen ehemaligen Teilhaber des Geusenbundes verhängt war. Der Herzog suchte die Beratschlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen sollten. Um dies mit desto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeister Paciotto bei der Beratschlagung mit zugegen sein und ihm die Risse zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodronas Anschlag glücklich von statten gegangen sei, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach und die Staatsräte von sich ließ. Und nun wollte sich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schar spanischer Soldaten umringt, die der Abrede gemäß plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch faßte er sich bald wieder und nahm seinen Degen mit gelassenem Anstande von der Seite. „Dieser Stal," sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück verteidigt." Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Offizier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr so eben nach Hause kehren wollte. Hoorns erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen," rief er aus, „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm teile." Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorgieng, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Kuilemburgischen Hause unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvoller Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal; alle

frohlockten, daß Oranien entronnen sei. Auch soll die erste Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen sein, ob man den Schweigenden auch habe. Da man ihm dies verneinte, schüttelte er den Kopf. „Man hat also gar nichts," sagte er, „weil man den Schweigenden entwischen ließ." Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraten, den das Gerücht dieses Vorfalls auf dem Wege nach Brüssel noch erreichte, weil er krankheitshalber genötigt worden war langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben. Schiller.

20. Wallensteins Privatstand in Böhmen.

Von 1630 bis 1632 n. Chr.

Wallensteins Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Cavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Gerät und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livreien, der Glanz der Equipagen und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viele Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen, zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille, kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm wie die Zugänge zu ihm war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestoßen. Er lachte niemals, und den

Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, rötlichen, kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten.

In dieser pralerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein stille, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolfs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben; der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verriet den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch wie ein Monarch schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen. Schiller.

21. Die deutschen Städte im Anfange des 17. Jahrhunderts.

Fast jede Stadt, nur die kleinsten Märkte ausgenommen, war gegen das offene Land abgeschlossen durch Mauer, Thor und Graben; enge und leicht zu verteidigen waren die Zugänge; oft stand die Mauer doppelt; noch ragten häufig die alten Türme über Zinnen und Thor. Dieses mittelalterliche Befestigungswerk war bei vielen der größeren seit hundert Jahren verstärkt worden, Bastionen aus Feld- und Backsteinen trugen schwere Geschütze, ebenso einzelne starke Türme; oft war ein altes Schloß des Landesherrn, ein Haus des früheren Vogtes oder des Grafen, den der Kaiser gesetzt, besonders befestigt. Es waren nicht Festungen in unserm Sinne, aber sie vermochten, wenn die Mauer dick und die Bürgerschaft zuverlässig war, auch einem größern Heere wenigstens eine zeitlang zu widerstehen. Dann wurden Erdschanzen als Außenwerke aufgeworfen und schnell durch Laufgräben und Pfalwerk verbunden. Viele Plätze aber, bei weitem mehr als jetzt, waren wirkliche Festungen. Dann bestand ihre Hauptstärke schon in Außenwerken, die mit niederländischer Kunst angelegt waren.

In den größern Städten wurde schon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren gepflastert, auch ihr Fahrweg, die Pflasterung, zum Wasserabfluß gewölbt, Hauptmärkte, z. B. in Leipzig, schön mit Steinen ausgesetzt. Längst war man eifrig bemüht gewesen, der Stadt sicheres und reichliches Trinkwasser zu schaffen, unter den Straßen liefen hölzerne Wasserleitungen; steinerne Wasserbehälter und fließende Brunnen, oft mit Bildsäulen verziert, standen auf Markt und Hauptstraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung; wer bei Nacht gieng, mußte durch Fackel oder Laterne geleitet werden; später wurden auch die Fackeln verboten, aber an den Eckhäusern waren metallene Feuerpfannen befestigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze oder harziges Holz angebrannt wurden. Es war Sitte, bei ausbrechendem Feuer das Wasser aus den Behältern oder fließenden Brunnen in die gefährdeten Straßen laufen zu lassen. Dafür hiengen an den Straßenecken Schutzbretter, und es war Pflicht einzelner Gewerke — in Leipzig der Gastwirte — mit solchen Brettern das Wasser an der Brandstätte zu stauen, indem man aus ihnen und zugetragenem Dünger einen Querdamm zog. Die Straßen- und Sicherheitspolizei war seit etwa sechzig Jahren sehr verbessert worden. Kurfürst August von Sachsen hatte in seinem Lande die gesammte Verwaltung mit nicht gemeinem Geschick neu organisiert. Seine zahlreichen Ordnungen waren im ganzen Reiche Muster geworden, nach denen Fürsten und Städte ihr neues Leben einrichteten.

Der Hauptmarkt war am Sonntage Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort standen nach der Predigt Bürger und Gesellen in ihrem Feststaate, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend. In allen Handelsstädten hatten die Kaufleute besondere Räume zu ihrem „Konvent“, den man schon damals die Börse nannte. Auf dem Ratsturme durfte über der Uhr auch der Gang nicht fehlen, von dem der Türmer seine Rundschau über die Stadt hielt, wo die Stadtpfeifer mit Posaunen und Zinken bliesen.

Die Stadtgemeinde unterhielt für ihre Bürger Bier- und Weinkeller, worin die Preise des Getränkes bestimmt waren, für die Vornehmeren besondere Trinkstuben zu anmutiger Unterhaltung. In den alten Reichsstädten hatten die Patrizier wie die Zünfte häufig ihre besondern Klubhäuser oder Stuben, und der Luxus solcher Geselligkeit war damals verhältnißmäßig größer als jetzt. Auch die Gasthäuser waren zahlreich, sie werden in Leipzig als schön und herrlich eingerichtet gerühmt.

Selbst die Apotheken standen unter Aufsicht, hatten besondere Ordnungen und Preise, sie verkauften auch noch viele Spezereien, Delikatessen, und was sonst dem Gaumen behagte. Mehr Bedürfniß als jetzt waren die Badestuben. Auch auf dem Lande fehlte selten dem Bauerhof ein kleines Badehaus, eine Badestube war in jedem größern Grundstück der Stadt. Die ärmeren Bürger giengen zu den Badern, welche auch einigen Chirurgendienst verrichteten. Außerdem aber unterhielten die Städte auch große öffentliche Bäder, in denen umsonst oder gegen geringe Bezahlung mit allen Bequemlichkeiten warm und kalt gebadet wurde. Dieser uralte deutsche Brauch gieng durch den Krieg fast verloren, noch jetzt ist er nicht im alten Umfange wiedergefunden.

In den ansehnlichen Städten waren die Häuser der innern Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die Räume des Hauses werden oft als sauber, zierlich und ansehnlich gerühmt, die Wände häufig mit gewirkten und gestickten Teppichen, sogar von Sammet, und mit schönem kostbaren Täfelwerk, auch anderem Zierat geschmückt. — — Und da erhob sich ein kräftiges, arbeitsames, wohlhabendes Volk mit Selbstgefühl, eifersüchtig hielt der Bürger auf Privilegien und Ansehen in seiner Stadt, gern bewies er sich unter seinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in starkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Ausland hatte Deutschland bereits viel verloren. Der Glanz der Hansa war verblichen, die großen Handelshäuser Augsburg und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichtume ihrer Väter. Italiener, Franzosen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Rivalen geworden, die alten Monopole des Großhandels waren nicht zu erhalten gewesen, auf der Ostsee flatterten schwedische, dänische, holländische Flaggen schon fröhlicher als die von Lübeck und aus den Ostporten, der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte der deutsche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheuren Slavenländer des Ostens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reiche selbst blühte die Industrie, und ein weniger gewinnreicher, aber gesünderer Export der Landesprodukte hatte einen mäßigen Wohlstand allgemeiner gemacht. Die Woll- und Lederarbeiten, Leinwand, Harnische und Waffen, die zierliche Industrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Was am meisten störte, waren die unsichern Valuten-

verhältnisse. Fast jede Stadt hatte damals eine besondere Handwerksindustrie massenhaft unter Zucht und Kontrole der Innung entwickelt. Töpfe, Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit gaben den einzelnen Orten eine besondere Physiognomie, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolz half. In allen aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorstädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der innern Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In kleinern Städten hatten die Meisten Eigentum in der Stadtflur, die reichern wol auch außerhalb. Deßhalb waren in den Städten viel mehr Nutz- und Spanntiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute sich eines eigenen Kornbodens, von dem sie selbst das Brot buk, und wenn sie geschickt war, landesübliches feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niedersachsen reichte, hatten die Städte großen Anteil; die Baugerechtigkeit galt für einen wertvollen Vorzug einzelner Häuser, fast jeder Ort braute das Bier auf eigene Art, unzählig sind die lokalen Namen des uralten Getränkes, auf Kraft, süßen Weingeschmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geschätzte Biere wurden weit versendet. G. Freytag.

22. Die Schlacht bei Kunnersdorf und Kleist's Tod, den 12. August 1759.

Friedrich's Heer in dieser für Preußen so unglücklichen Schlacht war 40,000 Mann, das der Verbündeten, Russen und Oesterreicher, über 60,000 Mann stark. Die feindliche Macht stand zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verschanzten Lager, das von einer ungeheuern Artillerie verteidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder, der linke durch Sümpfe gedeckt, und vor der Fronte waren tiefe Gründe. Aller dieser Vorteile ungeachtet und trotz der sichtbaren Ueberlegenheit der Feinde beschloß der König, sie anzugreifen. Es geschah, und am 12. August 1759, Mittags nach 11 Uhr, begann die mörderische Schlacht. Das höchst unbequeme Terrain, das man vorher nicht sorgfältig genug untersucht hatte, und die drückende Hitze dieses Tages erschwerten den Angriff über alle Erwartung. Die zahllosen Feuerschlünde, mit denen die zu ersteigenden Anhöhen besetzt waren, sprüheten Tod und Verderben auf die Angreifenden. Ganze Rotten stürzten auf einmal nieder. Dennoch siegte zuletzt die preußische Tapferkeit, und um 6 Uhr war der ganze linke Flügel der Russen geworfen

und alle ihre Batterien erobert. 180 Kanonen und einige Tausend Gefangene waren schon in preußischen Händen. Der Sieg schien entschieden, und schon fertigte der König auf dem Schlachtfelde einen Courier nach Berlin ab, um die vorläufige Siegesbotschaft zu überbringen, als plötzlich das Kriegsglück sich auf eine höchst unerwartete Weise änderte. Noch stand der rechte Flügel der Russen unerschüttert, und die Oesterreicher waren noch gar nicht zum Angriff gekommen. Auch die Flüchtigen vom linken Flügel sammelten sich wieder, da ihnen Friedrich, der sie durchaus vernichtet wissen wollte, die Flucht nach Frankfurt versperrt hatte. Mehrere große Generale, besonders Seidlitz, rieten dem Könige, jetzt den Kampf abzubrechen, da das Volk ermattet sei, und von den geschlagenen Russen zu erwarten stehe, daß sie sich in der Nacht wol von selbst zurückziehen würden. Aber Friedrich, der seine Sache mit diesem verhaßten Feinde ein für allemal entschieden wissen wollte und nichts halb thun mochte, bestand auf der Fortsetzung der Schlacht. Und so begann denn ein furchtbarer Glücksumsturz. Die ermatteten Preußen sollten Anhöhen erstürmen, von denen aus Hunderten von Kanonen ein wahrer Todesregen sich auf sie ergoß. Sie sollten es mit Laudon's frisch ausgerückten Truppen aufnehmen, die alle Vorteile der Stellung vor ihnen voraus hatten. Und nicht einmal ihr Geschütz konnten sie nachziehen. Alle ihre Anstrengungen, den sogenannten Spitzberg, von dessen Eroberung der Sieg abhieng, zu erklettern, waren fruchtlos; denn, wem es glückte, sich auf diese jähe Höhe hinaufzuarbeiten, der fand entweder sogleich seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt. Die Natur behauptete endlich ihre Rechte; aller Mut konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederholt angegriffen, aber nicht erstiegen. Nun wagte es preußische Cavalerie, die Anhöhen anzugreifen. Diese, gewohnt, unter Seidlitz's Anführung feindliche Cavalerie, wenn gleich doppelt und dreifach so stark, über den Haufen zu werfen, Infanterie in allen Stellungen in die Flucht zu schlagen, sogar Batterien zu erobern und die größten Schwierigkeiten des Bodens zu besiegen, erlag hier im unmöglichen Kampfe unter den hochgestellten Kanonen der Russen. Er selbst, dieser tapfere Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Württemberg, der einen zweiten Angriff versuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, aber todgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Befehlshaber der preußischen Armee, die Generale Fink und Hülsen, wurden verwundet. Alle Truppen

der Preußen zu Pferd und zu Fuß gerieten nun in große Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblicke brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr, der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunkt zu treffen wußte, führte hier Cavalerie an, die in bester Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen eindrang. Die Schlacht war nun bald entschieden; ein panischer Schrecken schien die preußische Armee zu ergreifen; die Flucht war allgemein. Kein Rückzug, wie bei Kollin oder Hochkirch, war angeordnet; jeder eilte, sich selbst zu retten. Umsonst suchte der König, den der Anblick dieser Flucht aus aller Fassung brachte, einige Bataillone zum Stehen zu bringen; alle Vorstellungen und Bitten, sonst von den Lippen dieses Königs so wirksam, blieben fruchtlos. Er selbst setzte sich der größten Gefahr aus; seine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte eine Musketenkugel sein goldenes Etui in der Westentasche. Zuletzt, von allen seinen Truppen verlassen, rief er verzweifelnd aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?“ Er sah, wie nicht blos alles eroberte Geschütz, sondern auch fast noch alles preußische dazu stehen blieb; denn jeder suchte nur sein Leben zu retten. Indem kam ein Trupp österreichischer Reiter dahergesprengt, und der König wäre sicher getödet oder gefangen worden, da er sich unter den Letzten auf dem Schlachtfelde befand, wenn nicht der außerordentliche Mut und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeisters Prittwitz ihn von diesem großen Unglücke gerettet hätte. Friedrich hielt es schon für unvermeidlich, daher er wiederholt ausrief: „Prittwitz, ich bin verloren!“ Dieser heldenmütige Offizier aber, der nur hundert Husaren hatte, um den Tausenden ihn umringender Feinde die Spitze zu bieten, antwortete: „Nein, Ihre Majestät, das soll nicht geschehen, so lange noch ein Atem in uns ist!“ Anstatt sich blos zu verteidigen, griff er immer selbst an und hielt dadurch die Feinde ab, einen regelmäßigen Angriff zu wagen. In dieser Zeit rückten die streitenden Husaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen und belohnte seinen Retter durch königliche Geschenke und hohe Kriegswürden. Nie war die Standhaftigkeit dieses Monarchen so außerordentlich erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenigen Stunden hatte sich ein schon errungener Sieg in eine vollkommene Niederlage verwandelt. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken

die Folgen dieser unglücklichen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenige Stunden zuvor Couriere mit Siegesnachrichten abgefertigt hatte, jetzt mit Bleistift die bekannten Worte an seinen Minister Finkenstein schrieb! „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie! Adieu für immer!"

Diese Schlacht war ein wahres Mordfest; noch war keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preußen hatten 8000 Tode und 15,000 Verwundete, und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Fast alle preußischen Generale und Offiziere von Rang waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten 24,000 Mann Tode und Verwundete, nach Soltikow's eigenem Geständnisse, der in einem Briefe an die Kaiserin von der Schlacht Nachricht gab und in Ansehung des Verlustes sagte: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern. Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen jedesmal sehr teuer verkauft." Auch sagte dieser Feldherr: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen." Friedrich schlief die Nacht nach der Schlacht in seinen Kleidern auf einem Strohlager in dem Dorfe Oetscher in einer halbzerstörten Bauernhütte; um ihn her lagen seine Adjutanten auf bloßer Erde, und einige Grenadiere bewachten diese Gruppe. Am folgenden Tage gieng Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit dem General Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern und ließ schleunigst Geschütz aus seinen Arsenälen kommen, und so war er, der am Abend der Schlacht nur 500 Mann beisammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Die Russen, die ihn ungeachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich. Friedrich flößte abermals durch eine Rede seinen Truppen Mut ein, und in wenigen Wochen war Berlin gesichert, seine Armee mit allem versehen und so verstärkt, daß sie nicht allein im Stande war, das Kurfürstentum Brandenburg zu decken, sondern daß auch Wunsch sich mit seinem Corps entfernen und nach Sachsen marschieren könnte.

Unter den Preußen, die in der Schlacht bei Kunersdorf den Heldentod fanden, war auch der Major von Kleist, ein edler deutscher Mann, verehrungswürdig durch seinen Charakter, tapfer und ein beliebter Dichter. Er sagte in einem seiner Gedichte:

Vielleicht sterb' einst auch ich
Den Tod für's Vaterland.

Diese Ahnung traf leider bald ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt und so seinem Schicksale überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kosaken fielen ohne Mitleid und Menschlichkeit über den in Blut schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemde, und nun lag der Held, nackend wie ein Wurm, im Moraste und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die vorbeiritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brot und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen und nahmen auch dieses Almosen weg. Er mußte also nackend und ohne Verband die ganze Nacht durch bis zum folgenden Tage in seinem Blute liegen. Kleist war schwer, aber nicht tödlich verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber und das Wasser des Moraste, das in seine Wunden drang, machten dieselben tödlich. Er starb in Frankfurt als Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Offiziere vereinigten sich mit den Lehrern der Universität und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen nahm ein russischer Offizier den seinigen, legte ihn darauf, und nun gieng der Weg zum Grabe, über das Preußens Krieger wehklagten und manches deutsche Herz trauerte. Archenholz.

23. Krönung Josephs II. in Frankfurt.

Der Krönungstag brach an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst in einer der obern Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben wie in der Vogelperspective die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen hüben und roten Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte,

in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führten, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas besonderes angekündigt wurde.

Bei dem allen herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligtümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kurmainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wol denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gesträlten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Ratsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir andern verzehrten auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies altertümliche Fest altertümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste, die fertig gewordene und mit rotgelb- und weißem Tuche überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des ersten beigewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein gleich neben dem Römer zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Bekleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherze beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches

Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin ihren Gemahl zu begrüßen das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes auf das höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende habe finden können.

Nun verkündete der Glockenschall, und nun die vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zugieng. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Ratsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstralte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus dem Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermassen dem Genius des Pöbels zu opfern, giengen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen

es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine große oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Zepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen, denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vorteilhaftes Aussehen. Zepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigen Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen

Platz, der von andern bereits eingenommen nur mit einiger Not mir wieder zu teil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gefäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hiengen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gabe aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse gieng es am allerlebhaftesten her, als er

die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, nnd nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Teil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet auf der Stelle Preis zu geben. Diesmal aber hielt man um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hineinschnitt und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermassen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu teil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war und weil sie das letztemal obgesiegt hatten, wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Anblick, als die bretterne Küche selbst preisgegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinauf gekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hiengen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte, und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen

hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indes giengen die befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligtum. Das pfälzische Buffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten, Krone und Zepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kurmainz den Majestäten gegenüber, Kurtrier zur rechten und Kurköln zur linken. Dieser obere Teil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Teil des Saales ein

gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstandes halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre, noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichst in's Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten. —

Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte, war es so helle, wie es am Tage nur sein kann. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als man uns von der herrlichen Erleuchtung sprach, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen den weiten Weg von dem Roßmarkt bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, das man uns auf eine frevle Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Teil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf Linie noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste

Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas vorsätzliches darin erkennen mußte, wie man denn schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege, so gieng man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Der hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Lindenesplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen. Von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten verteilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Göthe.

24. Aufruf des Königs von Preußen.

An mein Volk!

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es eine Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt: klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu verschaffen und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist

der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Th. v. Hippel.

25. Die Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813.

Die Aufgebote des Königs von Preußen zur Bewaffnung der Landwehr und des Landsturms waren Funken, die in ein Pulverfaß fielen. Man kann sagen: das ganze preußische

Volk flog auf wie Pulver. Unvergeßlich jedem, dem ein deutsches Herz in der Brust schlägt, wird der Frühling und Sommer des Jahres 1813 bleiben. Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein wert ist, zu leben: daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts. Kaum war der königliche Wille erschollen, so erkannte das Volk ihn durch die Art, wie es gehorchte, ja wie es dem königlichen Befehl vorauslief, als seinen Willen. Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glaz war nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Uebermut einzuschränken. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja selbst Jungfrauen drängten sich unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen zu den Waffen: alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse ward eine Waffenschmiede. Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren, daß Jeder sich demütigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der Brauchbarste war, daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und im Gehorsam. Und so sehr erhob die große Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden; es war, als fühlte auch der Kleinste,

daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Uebermut, die Unzucht und Pralerei besiegen wolle, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte. Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben dieses großen Sommers zählen, die zum teil unter den rührendsten Umständen dargebracht sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig teuern Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reiches bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang; es hat bewiesen, daß es verdient der Sitz seiner Herrscher zu sein. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt! Die alten Sünden sind versöhnt, die alten Unbilden vergessen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnsitz bei dir aufschlagen. Ich sage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erstanden. Krieg wollten alle, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußischen Frieden hoffen konnten. „Krieg, Krieg!“ schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren tod trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Taglöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Witwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entließ.

So hatte das preußische Volk und Heer sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dniepr und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft uud eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt, wie die von Großgörschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn sie

haben nie vorher mit einem so großen Geist noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei atmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsere Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden — das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit; sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden. E. M. Arndt.

26. Blücher auf dem Marsche nach Waterloo am 18. Juni 1815.

Blücher war seinem Versprechen gemäß am 18. Juni früh morgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heerteil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain dem linken Flügel Wellingtons zu, der andere, aus den Heerteilen von Bülow und Pirch bestehend, gieng links über Neuf-Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heerteil unter Thielemann sollte bei Wavre stehen bleiben und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf's Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach, was noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins hinauskommen!“ erhob sich, ließ sich ankleiden und setzte sich wohlgemut zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte und daß es noch immer fortregnen würde, sagte er: „Das sind unsere Alliierten von der Katzbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver!“ Blücher begab sich an die Spitze des Heerteils von Bülow, der voranzog, und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten: in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und die Truppen zu Umwegen nötigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch

schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nötigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könne. Offiziere kamen und brachten die Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ anfeuernd in die Reihen der Truppen; überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht zur rechten Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an, die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es gienge nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wol, es gehe nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wol? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so gieng es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vowärts.

K. A. Varnhagen von Ense.

27. Die Schlacht von Weißenburg.

(4. August 1870.)

Ein frischer, regnerischer Morgen. Die bayerischen Jäger eröffnen ein lebhaftes Tirailleurfeuer auf die französischen Vorposten. Dasselbe wird eben so lebhaft erwidert. Es ist 4 Uhr morgens. Die Knallerei wird zum Scharmützel, das immer größere Verhältnisse annimmt; es wird sogar blutiger Ernst mit der Zeit. Um ½9 Uhr lassen die Kanonen der bayerischen Batterien ihre dumpfe Stimme vernehmen. Die Bayern halten den rechten Flügel, gegenüber den zwar verfallenen, aber noch immer tüchtigen Schutz gewährenden Befestigungen von Weißenburg. Im Centrum stehen die Preußen, das 5. und 11. Armeecorps, während die Badenser und

Württemberger, unter General v. Werder als Armeecorps vereinigt, die Bestimmung haben, Lauterburg zu nehmen. Kaum vernehmen die Preußen vom 5. Armeecorps den Kanonendonner der bayerischen Division, so setzen sie sich in Marsch, um den Bundesgenossen zu Hülfe zu eilen. Eine halbe Stunde darauf, um 9 Uhr, giebt der Kanonendonner der preußischen Geschütze den Bayern die beruhigende Versicherung, daß Hülfe da ist. Der Kronprinz, der Landau ½5 Uhr morgens verlassen hat, befindet sich mit seinem Stabe, an seiner Seite der kluge Blumenthal, auf dem Schlachtfelde. Von der Höhe bei Schweigen aus, nordöstlich von Weißenburg, leitet er mit Beginn des Kampfes die Angriffsbewegungen. Es war kein kleines Stück Arbeit, Weißenburg zu nehmen. Der Gaisberg, eine halbe Stunde hinter der Stadt, etwa 100 Fuß hoch, der Gipfel eines wellenförmigen Höhenzuges, der sich südwestlich von Weißenburg erhebt, beherrscht die Stadt und das ganze Anmarschterrain. Derselbe war mit neuen Verschanzungen versehen und stark besetzt. Dort stand das erste Turkosregiment, 2 Linienregimenter, Mitrailleusen und 3 leichte Batterien.

Das Dorf Altstadt am Fuße dieser Höhe war ebenfalls mit Truppen besetzt: die Erstürmung Altstadts und des Gaisberges, da lag die Entscheidung des Tages! Altstadt wurde von Truppen der 9. Division im ersten Anlauf genommen. Die Königsgrenadiere giengen mutig auf den Gaisberg los, wo die berühmten Turkos in sehr fester Stellung standen. Das wilde Geschrei und der phantastische Aufputz dieses afrikanischen Gesindels, sowie das unheimliche Geknatter der Mitrailleusen machte auf die unerschütterlichen Königsgrenadiere keinen Eindruck. Mit gefälltem Bajonette drangen sie auf den Feind ein, ein furchtbares Handgemenge entspann sich. Hier war es, wo der feindliche Divisionsgeneral Douay seinen Tod fand. Aber auch die braven Sturmcolonnen vom 7. Königsgrenadierregiment erlitten ebenso schmerzliche wie ehrenvolle Verluste. Ihre sämmtlichen Stabsoffiziere wurden teils getödet, teils verwundet, aber der Erfolg entsprach den Opfern. Um 12½ Uhr begann der Feind zu wanken, und nun griffen die Truppen des 11. Corps ein und brachten durch ihr unaufhaltsames Vorwärtsdringen den Feind völlig zum Weichen; in wilder Flucht eilte er dem Süden zu — auf Hagenau.

Inzwischen wurde um den Besitz Weißenburgs, das den lebhaftesten Widerstand leistete, hartnäckig gestritten. In den Straßen der Stadt selbst wurde noch gekämpft, und auch einige elsässische Bürger feuerten auf unsre Truppen. Blutige Ver-

geltung mußte geübt werden. Die preußischen und bayerischen Batterien ließen ihr mörderisches Feuer auf die Stadt los, an mehreren Stellen brannte es: es war unmöglich für die Franzosen, dieselbe noch länger zu halten. Und so war denn um 1 Uhr Weißenburg mit seinen Verschanzungen und festen Höhen in unsern Händen und der Sieg unser. 800 Gefangene blieben in unsern Händen, darunter 20 Offiziere; ein Feldgeschütz wurde vom 5. Jägerbataillon erbeutet. Der Feind ließ Kochgeschirre, Montierungsstücke, selbst Portemonaies im Lager zurück und floh. Unser Verlust an Toden und Verwundeten war leider auch sehr bedeutend, aber dieselben wurden durch die militärischen und mehr noch durch die moralischen Erfolge des Sieges bei Weißenburg reichlich aufgewogen. Militärisch bedeutete der Tag, daß der Krieg nicht auf deutschem, sondern auf französischem Boden ausgekämpft werden sollte; der Sturm der Weißenburger Linien eröffnete uns die Zugänge des Elsaß; moralisch bedeutete er die unbezwingliche Stärke des geeinigten Deutschlands.

Um Weißenburg kämpften Hand in Hand und Schulter an Schulter die Bayern neben den Preußen, die Nassauer und Frankfurter neben den Polen und Schlesiern; ja es war ein verhängnißvolles Spiel des Zufalls, daß gerade diejenigen Truppen, auf deren Verrat Napoleon speculieren wollte, daß diese „zuverlässigen" Soldaten der Elite der Truppen Frankreichs, den als so entsetzlich ausgeschrieenen Turkos, beim ersten Treffen zeigen sollten, was deutsche Treue und deutsche Hiebe zu bedeuten haben. Die Bayern giengen d'rauf los, daß es eine wahre Freude war, und sie waren es, die den Kronprinzen, als er nach der Schlacht persönlich den Truppen seinen Dank überbrachte, am lautesten zujubelten. Die Division Douay war zersprengt, ihr Führer tod — wo war denn die Unüberwindlichkeit der großen Nation?

Auch die Badenser und Württemberger hatten sich von dem mächtigen Magnete des Soldaten, dem Kanonendonner, anziehen lassen, hatten Lauterburg besetzt und kamen auf dem Schlachtfelde an, allerdings erst als bereits die Preußen und die Bayern mit den Herren Franzosen fertig geworden waren. Und so standen denn am Nachmittag des 4. August die bewaffneten Söhne aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes, Schwaben, Bayern, Badenser, Mitteldeutsche, Schlesier, Wasserpolaken, brüderlich vereint und unter demselben Banner siegreich auf dem Boden des Feindes.

Unbekannt.

b) Geschichtliche Charakterzeichnungen.

1. Achilleus als Freund des Patroklos.

Von den Gefühlen des menschlichen Herzens, welche die Grundlage des menschlichen Zusammenlebens und die wirksamsten Triebfedern des Handelns bilden, tritt in der Iliade die Freundschaft besonders hervor. Der Held, um welchen sich das ganze Gedicht wie um eine Achse dreht, Achilleus, wird vorzugsweise durch das Gefühl der Freundschaft bestimmt. Achilleus hatte die von Agamemnon zur Versöhnung angebotene Wahl einer aus den Töchtern des Agamemnon ausgeschlagen; er blieb in seinem unthätigen Grolle bei seinen Schiffen; nur die Macht der Freundschaft war noch stärker als sein Stolz. Er gab dem Freunde auf seine Bitten seine eigenen Waffen; er hätte sie wol keinem andern gegeben. Patroklos fällt, und jetzt erst versöhnt sich Achilleus wieder; jetzt beginnt das Schicksal seine Beschlüsse in Erfüllung zu bringen; Hektor, der Hort Trojas, fällt. Wie kräftig und innig zeigt sich aber in allen Zügen die Seelenfreundschaft zu Patroklos und der Schmerz um seinen Tod! Diese rührenden, ja zarten und sogar schwärmerischen Klagen um den Freund bilden einen Gegensatz von der ergreifendsten Wirkung, indem man sie mitten unter den Aeußerungen des kräftigsten Heldenmutes und kriegerischer Wildheit wahrnimmt. Diese Wirkung wird noch verstärkt und diese innige Freundschaft auf eine eben so wahre als treffende Art dadurch begründet, daß Patroklos in demselben Grade mild und freundlich dargestellt wird, als Achilleus heftig und reizbar.

Bei der ersten Nachricht von Patroklos Tod äußert sich des Achilleus Schmerz in der heftigsten Leidenschaft. Er wälzt sich im Staube, und man fürchtet, er nehme sich selbst das Leben. Als am Abend dieses Tages der Leichnam des Gefallenen zu ihm zurückgebracht wird, da klagt und jammert er laut, wie der Löwe brüllt, dem man die Jungen geraubt hat. Er legt die Hand auf die entseelte Brust des toden Freundes und verspricht ihm Rache an Hektor und ein Todenopfer von zwölf troischen Jünglingen, seines eigener so bald ihm bevorstehenden Todes gedenkend. Er läßt den Leichnam reinigen und schmücken und bringt bei ihm die Nacht jammernd und klagend mit seinen Myrmidonen zu. Am andern Morgen unterbricht der Anblick der neuen, herrlichen Waffen, welche ihm seine Mutter Thetis bringt, etwas seinen Schmerz, aber nicht lange. Ungeachtet

des Zuspruchs der andern Helden geht er, ohne Speise und Trank zu genießen, zur Schlacht; er verschmäht beides, bevor er den Tod des Freundes gerächt hat. Dabei bricht er aber in neue, durch die Erschöpfung der frühern heftigen Ausbrüche jetzt gemilderte Klagen aus. Er errinnert sich, wie er sonst gemeinschaftlich mit dem Freunde das Mahl vor dem Kampfe einnahm; er fühlt und spricht aus, daß der Tod seines eigenen Vaters oder seines jungen Sohnes Neptolemos ihn nicht mehr schmerzen könne; er klagt über die getäuschte Hoffnung, daß nach seinem eigenen vom Schicksal bestimmten frühen Tode Partroklos einst dieses sein unmündiges Kind leiten werde. Darauf stürzt er sich in die Schlacht. Als Hektor unter seinen Händen fällt, da fühlt er auf's neue, welchen unheilbaren Verlust der troische Held ihm bereitet hatte, und gerade dieser Gedanke ist es, der ihn zur furchtbarsten, wildesten Rache antreibt. Nach der Rückkehr aus der Schlacht geht er mit seinen Myrmidonen, ehe sie zum Mahle sich wenden, auf's neue zu der Stätte, wo der geliebte Tode lag. Er sagt ihm, daß er die gelobte Rache nun erfüllt habe. Nach wiederholter Klage zur Ehre des Toden und zur Befriedigung des eignen Schmerzes schläft Achilleus erschöpft am Ufer des Meeres ein. Da erscheint ihm im Traume die Gestalt des geliebten Freundes, verlangt Beschleunigung der Bestattung und bittet, daß ein und dasselbe Grab einst seine und des Peliden Asche bergen möge. Am folgenden Morgen geschieht die feierliche Bestattung. Die ganze Schar der Myrmidonen begleitet die Leiche zum Scheiterhaufen. Wie wir von dem Haupte geliebter Toden Haarlocken zum Andenken zurückbehalten, so war hier die Sitte, von seinen eigenen Haaren dem geliebten Toden mitzugeben. So thaten viele der Myrmidonen; so schnitt sich auch Achilleus den reichen Lockenschmuck ab und legte ihn in die Hände des toden Freundes. Der Scheiterhaufen schlägt hoch in Flammen auf, von Boreas und Zephyros angefacht; das schreckliche Todenopfer der zwölf gefangenen troischen Jünglinge fällt. Achilleus wacht den größten Teil der Nacht bei dem brennenden Scheiterhaufen, Trankopfer ausgießend, bis die geliebten Reste ganz von der Flamme verzehrt sind; er klagt, wie ein Vater klagt um einen Sohn, der als Bräutigam stirbt. Nach kurzer Ruhe läßt er gleich nach seinem Erwachen die Asche des bestatteten Freundes sorgsam in eine goldene Urne sammeln. Dann beginnen nach der Sitte die feierlichen Kampfspiele zur Ehre des Toden. Den Tag durch beschäftigen die Kampfspiele den Peliden; mit der Nacht aber beginnt auf's neue sein Schmerz. Er wirft sich schlaflos auf dem Lager um-

her; er erinnert sich an die vielen Mühen und Kämpfe, welche er gemeinsam mit dem treuen Freunde bestanden hatte. Das erneute Gefühl seines Schmerzes ruft auf's neue seine Begierde nach Rache hervor; er schleift den an seinen Streitwagen gebundenen Leichnam Hektors dreimal um des Patroklos Grab. Nach Verlauf mehrerer Tage, als Priamos ihn um Rückgabe von Hektors Leichnam bittet und sein Herz durch Erinnerung an seinen greisen Vater Peleus rührt, auch da drängt sich mit der trauervollen Erinnerung an den Vater, den er nicht mehr sehen sollte gleich stark die Erinnerung an den verlorenen Freund in der Seele des Peliden hervor. In so lebendigen, wirkungsvollen Zügen giebt uns der Dichter ein Bild heroischer Freundschaft.

Karl Zell.

2. C. Julius Cäsar.

C. Julius Cäsar stand im 54. Lebensjahre, als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden, wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht hat. Er war der Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms zurückführte. Der biegsame Stal seiner Natur widerstand dem windigen Treiben der damaligen römischen Jugend; Cäsar blieb sowol die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf, und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner des Zeitgewinns halber gewöhnlich nächtlichen Reisen war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewundernswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit aller seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtniß war unvergleichlich, und es war ihm geläufig, mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit neben einander zu betreiben. Bei aller Größe seines Geistes und seiner Stellung hatte er dennoch ein Herz. So lange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia widmete er eine echte Zuneigung. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niederen

Ranges, stand er in einem schönen Verhältniß gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst in guter und böser Zeit unbeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche, wie Aulus Hirtius und Cajus Matius, noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Wenn Alexander sich dem Weine ergab, so mied der nüchterne Römer nach seiner Jugendzeit denselben durchaus. Die Literatur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn den Alexander der homerische Achill nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an; ihn reizten astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Cäsar war durchaus Verstandesmensch. Seiner Nüchternheit und Verstandesklarheit verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern und Erwarten, den gegenwärtigen Augenblick zu erfassen, auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Kraft zuzuwenden; ihr die sichere Leichtigkeit, mit welcher er seine Perioden fügte und seine Feldzugspläne entwarf; ihr die wunderbare Heiterkeit, die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbständigkeit, die keinem Liebling, ja nicht einmal dem Freund Gewalt über sich gestattete; ihr den Gewinn, daß er sich über die Macht des Schicksals und das Können der Menschen niemals Täuschungen machte.

Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von seinem öffentlichen Auftreten an war denn auch Cäsar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist sich zu stecken: die staatliche, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner männlichen Beredsamkeit, die wie die Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Darstellung, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der wie kein andrer, unbeirrt von Erfahrung und Ueberlieferung, daran festhielt, daß immer diejenige Kriegführung die rechte ist, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird; der mit sehergleicher Sicherheit für

jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand, wie Wilhelm von Oranien, und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegführung, die rasche Bewegung der Massen, mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und der massenhaften Streitmacht die bewegliche, dem langen Vorbereiten das rasche Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln bis zur Verwegenheit vorzog. Allein alles dieses ist bei Cäsar nur Nebensache; er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr; aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein großer Staatsmann war. Obwohl ein Meister der Kriegskunst, hat er doch aus staatsmännischen Rücksichten das Aeußerste gethan, um den Bürgerkrieg abzuwenden und um, da er dennoch begann, wenigstens keine blutigen Lorbeeren zu ernten. Die Verdienste um die Wissenschaften und Künste des Friedens wurden von ihm vor den militärischen bevorzugt. Ein geborener Herrscher, regierte er die Gemüter der Menschen, wie der Wind die Wolken zwingt, und nötigte die verschiedenartigsten Naturen ihm sich zu eigen zu geben, den schlichten Bürger und den derben Kriegstribun, den glänzenden Reiteroberſten und den berechnenden Banquier. Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteiführer; vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmutig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen jeden, schien er nichts sein zu wollen als der erste unter Seinesgleichen. Er handelte nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht, und wenn er auf sein Leben zurücksah, hatte er wohl falsche Berechnungen zu bedauern, fand aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen; er scheiterte nicht an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe, auf der Zinne des Erfolges dessen natürliche Schranken zu erkennen. Alexander am Hyphasis, Napoleon in Moskau kehrten um, weil sie mußten, und zürnten dem Geschick, daß es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt; Cäsar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern blos wohlerwogene Grenzregulierungen in's Werk zu setzen.

So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Von gewaltigster Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande;

nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis; vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und die hellenische Bildung zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann. Th. Mommsen.

3. Otto der Große von Wittelsbach in der Berner Klause.

Otto von Wittelsbach, genannt der Aeltere, der Stammvater des königlichen Hauses von Bayern, war ein schöner Mann, gewandt, geistvoll, unternehmend, rasch zum Schwert, beharrlich im Vorsatz. Darum wählte ihn Kaiser Friedrich I. auf seinem ersten Zuge gegen Rom, daß er dem Heere das Banner vortrüge. In eines solchen Helden Hand war es sicher vor Mailand und Tortona siegreich. Dafür erhob auch die Dankbarkeit des Kaisers seinen Heerschild und verlieh ihm das vaterländische Herzogtum Bayern erbeigen, an Heinrichs des Löwen statt, mehr auf die Tugend des Mannes sehend als auf den Glanz des Geschlechtes; denn dessen hatte Otto sich längst würdig bewiesen durch unverbrüchliche Treue, die er ihm namentlich in den Engpässen der Berner Klause an der Etsch bewies (im Jahre 1155), als die feindseligen Veronesen dem Kaiser den Rückzug aus Italien über das trientinische Gebirge nach Deutschland zu versperren suchten.

Der Weg, welchen Friedrich, die Etsch entlang ziehend, einschlagen mußte, war an mehreren Stellen so schmal, daß nur ein Wagen Platz hatte, während der Strom links in der Tiefe rauschte und rechts schroffe Felsen emporstiegen. Kaum war das Heer durch einen dieser Engpässe hindurch gezogen, so sah man, daß ihn die Lombarden besetzten; worauf aber, weil das Vorwärtsziehen kein Hinderniß fand, nichts anzukommen schien. Unerwartet sprangen aber die Felsen bei einer Wendung so weit hervor, daß zwischen ihnen und dem Abgrunde nach der Seite des Stromes hin nur ein schmaler Fußsteig frei blieb; und auf diesem Felsen stand eine Burg, deren Besatzung unter Alberich, einem wilden, beutelustigen Ritter aus Verona, zum Angriffe entschlossen und von den örtlichen Umständen auf's höchste begünstigt war. Zwei edle Veronesen, welche Friedrich an jene schickte, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, wurden nicht gehört, ja, mit Schlägen fortgejagt, weil sie die schlechtere Partei des Gehorsams ergriffen und die edlere der Freiheit verlassen hätten. Der

Kaiser befahl hierauf, daß jene sich zurückziehen sollten; allein, statt zu gehorchen, warfen sie mit Erfolg Steine herab und verlangten von jedem Reiter trotzig Harnisch und Pferd und vom Kaiser selbst eine große Summe Geldes. „Gott möge verhüten," entgegnete dieser, „daß ein Kaiser Räubern und Empörern zinsbar werde nach solchen Thaten und so nahe dem Vaterlande!" Er ließ das Gepäck ablegen und durchforschte mit jenen ihm getreuen Veronesen nochmals die Gegend, ob nirgends ein Ausweg, nirgends eine Möglichkeit des Obsiegens sich zeige; — und es fand sich heilsamer Rat. Hoch über der feindlichen Burg ragte ein Felsen hervor, überhangend, klüftig, unzugänglich; dennoch sollte er erstiegen werden. Durch Berg und Thal und dichte Waldungen eilte Otto von Wittelsbach auf weiten Umwegen mit zweihundert leicht bewaffneten Jünglingen mühsam zur hintern Wand des Felsens: wie abgeschnitten streckte auch diese sich in die Lüfte. Nichts konnte jedoch jene Kühnen zurückschrecken: einer stellte sich auf die Schultern des andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertigt, Stufen eingehauen. Endlich erreichte man den Gipfel, die kaiserliche Fahne ward aufgepflanzt, und Freudengeschrei erhob sich in der Höhe wie in der Tiefe. Da erschraken die in der Mitte Eingeschlossenen gewaltig; den Felsen hatten sie nicht geglaubt besetzen zu müssen, der nur Vögeln erreichbar schien! — In dem jetzt unausweichbaren Kampfe wurden an fünfhundert getödet und mehr gefangen, unter ihnen Alberich nebst elf andern Edlen. Vergeblich boten diese Geld für ihre Freiheit; das Todesurteil wurde über sie als Friedensbrecher und Empörer ausgesprochen. Allezeit aber ward von da an der Wittelsbacher an des Kaisers Seite erblickt, auf dem Schlachtfelde sowohl, als auch auf den Reichstagen. Auch in der Fürstenversammlung zu Bisanz in Burgund (Besançon), wo der große Streit Friedrichs mit dem römischen Stule seinen Anfang nahm, fehlte er nicht. Damals wagte zuerst des Papstes Bote auszusprechen: es sei das Reich ein Lehen, aus der Hand der Kirche dem Kaiser gegeben. Im Unwillen erhoben die Fürsten alle ihr Haupt gegen den Hochmut. Der römischen Gesandten einer, Kardinal Roland, fragte ihnen aber entgegen: „Von wem, wenn nicht von dem Herrn Papst, hat der Kaiser das Reich?" Da riß voll Jähzorn Pfalzgraf Otto von Wittelsbach sein Schwert aus der Scheide, und Friedrich hielt es nur mühsam von Rolands Haupte. Bedarf's wol der Züge noch mehr, um in der Seele ein würdiges und wahres Bild zu schaffen von dem echt deutschen Fürsten?! Wo Ruhm

und Gefahr, da war Otto, als Feldhauptmann in Schlachten und Belagerungen, als erster im Rat der Fürsten, des Kaisers starke Stütze. Als Jüngling durch Glück und Kühnheit groß, als Mann bedacht und starkmutig, hat er immerdar mehr Ruhm als Gut, Gerechtigkeit mehr als Ruhm, das Vaterland über alles geliebt. — Gehet hin und thut desgleichen!

Nach Zschokke.

4. Die Familie Fugger.

Der Stammvater der Familie Fugger, die noch jetzt als Grafen und Fürsten weitläufige Güter und Herrschaften in Bayern und Württemberg besitzt, war Hans Fugger. Als armer, aber rühriger Webergeselle kam er nach Augsburg, erlangte durch Verheiratung mit einer Bürgerstochter das Bürgerrecht und wurde nach Verfertigung eines wohlgelungenen Meisterstückes in die Weberzunft aufgenommen. Durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch einen untadelhaften, ehrbaren Lebenswandel erwarb er sich bald die Zuneigung und Achtung seiner Mitbürger, so daß ihn die Weberzunft sogar zu ihrem Deputierten im Stadtrate erwählte. Es war aber dieses Amt um so ansehnlicher, als die Weberzunft gerade in Augsburg die höchste Geltung unter den übrigen Zünften genoß. Nächst der Bedeutung, welche der Betrieb ihres Handwerks für ihre Vaterstadt hatte, schrieb sich diese Geltung auch noch aus den ältesten Zeiten her. Die Weber rühmten sich, in der ewig denkwürdigen Schlacht auf dem Lechfelde, in welcher der große deutsche Kaiser Otto I. die Ungarn aus Deutschland vertrieb, von einem mächtigen Heerführer dieses wilden Volkes einen Schild erbeutet zu haben. Zur Belohnung ihrer Tapferkeit, erzählten sie weiter, habe ihnen der Kaiser diesen Schild als Wappen geschenkt, und sie trugen denselben von Zeit zu Zeit in pomphaftem Aufzuge durch die Stadt.

Im Jahre 1409 starb Hans Fugger und hinterließ ein Vermögen von 3000 fl., das er sich durch seinen Fleiß und Gewandtheit erworben hatte. Es war dies aber für jene Zeit eine ansehnliche Summe, da die reichen Goldgruben der neuen Welt noch nicht geöffnet waren und die Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse noch einen unglaublich niedern Preis hatten.

Die Söhne setzten das Geschäft ihres Vaters fort und mit so viel Glück und Geschick, daß sie nur die reichen Fugger genannt wurden. Das Ansehen und der Reichtum der Familie wuchs fortwährend. Schon um das Jahr 1500 war nicht leicht ein befahrner Weg zur See und zu Land, worauf sich nicht Fugger'sche Waaren befanden. Auf einmal nur nahm ihnen

die damals mächtige Hansa zwanzig Schiffe weg, die, mit ungarischem Kupfer beladen, auf der Weichsel über Krakau nach Danzig giengen.

Unter der Erde arbeitete der Bergmann für die Fugger, auf derselben der Fabrikant. Schon 1448 liehen sie den damaligen Erzherzögen von Oesterreich, dem Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht, 150,000 Gulden. Es waren im Jahre 1509 gerade hundert Jahre, daß der Weber Hans Fugger starb und ein durch mühsamen Fleiß errungenes Vermögen von 3000 Gulden hinterließ. Jetzt waren seine Enkel die reichsten Kaufleute in Europa; ohne ihre Geldhülfe vermochten die mächtigsten Fürsten dieses Erdteils keine nur irgend bedeutende Unternehmung zu vollführen, und ihre Familie war mit den edelsten Geschlechtern Deutschlands durch die Bande der Verwandtschaft verbunden. Auch erhob Kaiser Maximilian I. sie in den Adelstand und begabte sie mit den ehrenvollsten und vorteilhaftesten Freiheiten und Rechten.

Auch in wohlthätiger Sorge für die Not der Dürftigen zeichneten sich die Fugger stets aus. So erkauften sie schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Jakobervorstadt einen großen Platz nebst einer Anzahl von Gebäuden, ließen diese niederreißen und 51 Häuser mit 106 Wohnungen erbauen, in denen arme Bürger Augsburgs für den geringen Miethzins von jährlich zwei Gulden ein bequemes Unterkommen fanden. Die ganze Anstalt bildet, so zu sagen, eine eigene Stadt; sie hat drei Haupt- und drei Nebenstraßen, drei Thore und eine eigene Kirche. Noch jetzt ist diese Anstalt unter dem Namen der Fuggerei eine Zierde Augsburgs und eine Wohlthat für dessen Bürger.

Ihren Reichtum, ihren Geschmack und ihre Prachtliebe zeigte vor allem die äußere und innere Einrichtung ihrer palastähnlichen Häuser, welche die höchste Zierde ihrer Vaterstadt wurden. Die Fugger'schen Häuser waren mit Kupfer gedeckt und von außen mit Bildern auf nassem Wurfe gemalt. In- und ausländische Baumeister und Künstler waren bei diesen Bauten thätig. Noch bewundert man die künstliche Schreiner- und Schlosserarbeit an und in den ehemaligen Fugger'schen Behausungen.

Unter Karl V. drang der Ruf der Fugger'schen Reichtümer bis in das ferne Spanien, wo das Sprichwort entstand: Er ist so reich wie ein Fugger. — Ja, der Kaiser selbst soll in gerechtem Stolze auf solche Unterthanen, als man ihm den königlichen Schatz zu Paris zeigte, ausgerufen haben: „In Augsburg

habe ich einen Leinweber, der das alles mit Gold bezahlen kann." Hatte ihm doch auch, wie eine Sage erzählt, dieser Leinweber, der Graf Anton, einen großartigen Beweis seines Reichtums gegeben. Als Karl V. von seinem Zuge nach Tunis im Jahre 1535 zurückkehrte, beehrte er den Grafen Anton mit seinem Besuche. Da ließ der reiche Fugger den Kamin in des Kaisers Zimmer mit Zimmetholz heizen und warf selbst eine bedeutende Schuldverschreibung seines hohen Gastes in das kostbare Feuer.

Nach Denhard.

5. Maximilian I. (Von 1493 bis 1519 n. Chr.)

Maximilian war ein Fürst, von dem wir zwar viele Bildnisse haben, doch so, daß selten eines dem andern gleicht — so unbefangen und ganz ergab er sich den Dingen, so wenig herrschte in ihm eine Beschäftigung, eine Neigung vor — ein Fürst, von dem seine Zeitgenossen zwar ausführliche Sittenschildernngen, doch niemand eine genügende Geschichte hinterlassen hat.

Seine Seele ist lauter Bewegung, Freude an den Dingen und Entwurf. Es giebt kaum etwas, das er nicht kann. In seinen Bergwerken ist er ein guter Schiener, in seiner Rüstkammer der beste Plattner, der andere in neuen Erfindungen zu unterrichten weiß; die Büchse im Arm, überwindet er seinen besten Schützen Georg Purkhard; mit dem groben Geschütz, das er bohren gelehrt, das er auf Räder geschafft, trifft er meist am nächsten zum Ziel; er befehligt sieben Hauptleute in ihren sieben Sprachen; er wählt und mischt seine Speise, seine Arznei selbst. In Feld und Flur erst befindet er sich wahrhaft wohl. Lauschend reitet er das Gebüsche vorbei, wo er eine Nachtigall schlagen hört, etwa nach den Brabanter Forsten, den Eber zu jagen, oder nach dem Tyroler Gebirge, wo er die Steinböcke, als ihrer durch das Schießgewehr nur noch wenig übrig geblieben, zu schießen verboten hat. Hier läßt er das Pferd hinter sich und steigt ihnen die hohen Felswände empor nach, wo er 400 bis 500 Klaftern fallen kann, wenn er einmal fehltritt, wo ihn zuweilen, wenn die Fußeisen losgelassen, nur noch eine Staude, ein spitzer Stein errettet hat, wo er einst im Hallthal schon die Lawinen hinter sich brausen gehört. Das Volk weiß viel zu erzählen, wie man ihn an großen Seilen aus der Höhe in das Thal gelassen, ja wie ihn, da auch dies unmöglich gewesen, da man ihm aus der Tiefe schon das Crucifix als zum letzten Gebet entgegengehalten, noch ein Engel von der Martinswand errettet habe.

Kommt er nun zurück, so bringt ihm sein Vogler alle Arten von Singvögeln in seine Stube, so daß man kaum sein eigen Wort hört, oder er besucht einen Diener auf seiner Hochzeit, oder er hört zutraulich die Bitten seiner Unterthanen, oder er erzählt seinen Räten, seinen Schreibern eine Geschichte, dictiert ihnen ein Stück seiner rätselhaften und fast unergründlichen Bücher, eine Notiz in sein Memorienbuch, etwa wie Priester Lesla die Chroniken zusammenstimmen solle, eine seiner ganz genauen Instructionen, z. B. wie man bei Beutelstein, mit einer Notbüchse übereck schießend, die Küche treffen könne, oder einen Brief.

So ist sein Wesen. Doch den Zusammenhang der Geschichte geht dies minder an. Was sein öffentliches Leben eigentlich auszeichnet, ist das Vorgefühl von der künftigen Größe seines Hauses, das er von seinem Vater, das rastlose Streben nach derselben, das er vom Hause Burgund geerbt hat. Nicht auf das Reich, für dessen wahre Bedürfnisse er wenig wesentliche Sorgfalt zeigt, auch nicht auf das Wohl seiner Erblande unmittelbar, sondern auf jenes Ziel geht seine ganze Politik, gehen alle seine Pläne; hiervon sind alle seine Schriften und Reden voll. Doch jeden einzelnen Entwurf hält er äußerst geheim. Es giebt Vorhaben, die er keinem seiner Räte mitteilt; dann weist er den fremden Gesandtschaften einen Platz an, wo sie nichts erfahren und von dem sie doch nicht weichen sollen; dann schickt er seinen Mundkoch nur eine Stunde, ehe er selbst aufbricht, voraus; dann, wenn er glaubt, man durchschaue ihn, laufen ihm die Adern am Halse auf, und er stellt sich selbst zornig an. Da geschieht es nun freilich, daß eine Sache ihm unbetrachtete und unerwartete Hindernisse zeigt, wenn er sie unternimmt. Indes, da er immer andere Entwürfe hat, die alle zu demselben Ziele führen, vergißt er leicht, was ihm mißlingt. Er ist auch hier wie ein Jäger, der etwa einen sehr steilen Berg ersteigen will, bald da, bald dort, und wenn es nicht gehen will, ohne große Bekümmerniß einen andern und wieder einen andern Weg versucht; noch ist es früh am Tag; allmählich kommt er höher empor und ist nur besorgt, dem Tier seine Spur zu verbergen.

In seiner ganzen Ritterlichkeit erschien Maximilian 1495 auf dem Reichstage, als er selber einem Franzosen, der alle Deutschen herauszufordern gekommen, an den Schild schlug und ihn besiegte. In dem vollen Glanze seiner Krone zeigte er sich dort, wenn er auf offenem Platz zwischen den Erzbischöfen, seinen Kanzlern, saß. Dann saß ihm der Pfalzgraf

rechts und hielt ihm den Apfel; links stand der Herzog von Sachsen und hielt sein Schwert; vor seinem Angesichte stand der Gesandte von Brandenburg mit dem Scepter; hinter ihm statt Böhmens der Erbschenk von Limpurg mit der Krone; und nun die übrigen 40 Fürsten, 67 Grafen und Herren, unter denen der gütige, milde, dem Könige ganz besonders zugethane Eberhard von Württemberg, der sich getraute, in jedes Unterthanen Schooß zu schlafen; endlich die Botschafter der Städte, alle in ihrer Ordnung. Hätte Maximilian dieser aller gesammte Kriegsmacht in seiner Hand wirklich vereinigt, so hätte ihm weder Europa noch Asien zu widerstehen vermocht.

L. Ranke.

6. Albrecht Dürer.

Dieser berühmteste aller deutschen Maler, der Held deutscher Kunst, wurde am 20. Mai 1471 in der alten Reichsstadt Nürnberg geboren. Sein Vater war ein geschickter Goldschmied, aus dem Dorf Eutas in Ungarn stammend. Sehr jung war derselbe nach Nürnberg gekommen und hatte daselbst als Goldschmiedsgesell im Hause Hieronymus Hellers, eines trefflichen Goldarbeiters, eine bleibende Stelle gefunden. Seine Treuherzigkeit, sein Fleiß, seine große Geschicklichkeit und ein frommes verständiges Herz gewann ihm des Meisters Neigung in so hohem Grade, daß er ihn zu seinem Eidam erwählte und ihm seine schöne Tochter Barbara zur Gattin gab. Aus dieser glücklichen Ehe entsprossen 18 Kinder, die aber sämmtlich eines frühzeitigen Todes starben, bis auf unsern Albrecht und zwei seiner Brüder, Andreas und Hans. Der wackere Dürer verwendete auf die Erziehung seiner Kinder die größeste Sorgfalt. Sein Wahlspruch lautete: „Habet Gott im Herzen und handelt treu an eurem Nächsten!“ Diesen Spruch prägte er von klein auf den jugendlichen Gemütern seiner Söhne ein, und Albrecht zumal, der Erstgeborne, vergaß ihn nimmer. Er hatte ganz des wackeren Vaters Geist und herzliche Biederkeit geerbt.

Albrecht wuchs heran und ward ein blühend schöner Jüngling. Schon als Knabe liebte er mehr eine sinnige ernste Beschäftigung, als die geräuschvollen Spiele der Jugend, und oft saß er, während seine Brüder draußen im Freien umhertrollten, daheim im stillen Kämmerlein vor dem Arbeitstische und suchte eine mathematische Aufgabe zu lösen oder mit dem Stifte eine Zeichnung nachzubilden, die sein kunstreicher Vater entworfen und ihm zum Kopieren vorgelegt hatte. So konnte es denn, bei seiner seltenen natürlichen Anlage, nicht fehlen,

daß er in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte im Zeichnen machte, ja er fieng sogar an, die Gebilde seiner eigenen Phantasie, wie sie in seinem schöpferischen Kopfe auftauchten, mit bestimmten und festen Umrissen auf das Pergament zu bringen.

Albrecht machte aber nicht blos im Zeichnen daheim, sondern auch in der Schule, welche er besuchte, sehr schnelle Fortschritte. Alle seine Lehrer liebten ihn, nicht nur wegen seines erstaunlichen Fleißes, sondern auch hauptsächlich seines sanften zuvorkommenden Wesens, seines tadellosen frommen Benehmens halber.

Als er die Schule verließ, nahm ihn sein Vater zu sich in die Lehre, damit er gleich ihm ein tüchtiger Goldschmied werden möchte. Albrecht legte frisch Hand an's Werk; aber sein Genius nahm bald einen höhern Flug, und still im Innern hegte er den brennenden Wunsch, das Handwerk verlassen und der edleren Kunst der Malerei sich widmen zu dürfen. Endlich wagte er es schüchtern, dem Vater seine Neigung zu entdecken; doch als er sah, wie dieser nicht gern darauf eingieng, unterdrückte er mit kräftigem Entschlusse seine brennende Sehnsucht und wollte aus Liebe zum Vater nicht dessen Willen widerstreben. Emsiger als je lag er nun seinem Geschäfte ob, und er gewann durch seinen rastlosen Fleiß bald eine solche Geschicklichkeit, daß er schon in seinem 16. Jahre ein äußerst kunstreiches Werk in getriebener Arbeit von Silber, die Leiden Christi darstellend, auszuarbeiten vermochte. Alle Welt lobte ihn und bewunderte sein Werk; aber Albrecht blieb kalt und teilnahmlos bei allem Preise seiner Kunstfertigkeit; die Lobsprüche waren für ihn kein Sporn, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Mit stiller Sehnsucht hieng er an der Malerkunst, und er drang von neuem in seinen Vater, ihn doch gehen zu lassen, wohin er von unwiderstehlicher Neigung getrieben würde. Er selbst sagt in seinem von Willibald Pirkheimer aufbewahrten schriftlichen Nachlasse: Da ich säuberlich arbeiten konnte, trug mich meine Lust mehr zur Malerei, denn zu dem Goldschmiedewerke; das hielt ich meinem Vater vor, aber er war nicht wohl zufrieden, denn ihn reuete die verlorene Zeit, so ich mit Goldschmiedlern hatte zugebracht. Dennoch ließ er's mir endlich nach.

Der alte Herr Dürer mochte wol bedenken, daß gezwungenes Werk nimmer gute Früchte trägt, und er schrieb deshalb an einen guten Freund, der ein berühmter Maler war, Namens Schön, wohnhaft in Straßburg, daß er seinen Sohn möchte in die Lehre nehmen und in der edlen Maler-

kunst unterweisen. Martin Schön willigte ein, und schon war des Jünglings Bündel geschnürt, als plötzlich, wie ein Blitzstral aus heiterem Himmel, von Straßburg die Kunde kam, Martin Schön, der berühmte Meister, sei eines schnellen Todes verblichen. Da wurde denn unter bitteren Tränen Albrechts der Reisesack wieder ausgepackt, und der Vater mußte sich nach einem andern Lehrmeister für seinen Knaben umsehen. Er wählte dazu einen tüchtigen Mann in Nürnberg selbst, den Michael Wohlgemuth, einen Künstler, der sich nicht allein im Malen und Zeichnen, sondern auch im Holzschneiden und Kupferstechen, sowie auch in der Formschneidekunst auszeichnete. Dieser nahm den jungen Albrecht in die Lehre, und mit inniger Seelenfreude warf sich der für seine Kunst glühende hochbegeisterte Jüngling in seine Arme.

Binnen drei Jahren hatte Albrecht seinen Meister nicht nur erreicht, sondern dieser selbst, in schönem Stolze auf seinen wackeren Schüler, gestand ein, daß er von demselben übertroffen worden sei. Albrecht Dürer war der erste Maler Nürnbergs geworden, und nebenbei hatte er noch im Zeichnen, Kupferstechen und Formschneiden bedeutende Fortschritte gemacht.

„In meiner Lernzeit," so schreibt er von sich selbst, „gab mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, aber viel mußte ich von Wohlgemuths Schülern leiden." Der Neid und die Mißgunst verfolgten ihn schon frühe, aber dafür belohnte ihn auch die Liebe seines Lehrmeisters, an dem der Schüler hinwiederum mit ganzer Seele hieng. Er malte seinen Meister Wohlgemuth verschiedene Male, das letzte Bildniß, als derselbe 79 Jahre alt war. Darauf schrieb er:

„Dies Bildniß hat Albrecht Dürer abkonterfeit nach seinem Lehrmeister Michael Wohlgemuth 1515 und er war 82 Jahr, da er verschieden ist am Sankt Andreas-Tag früh an dem die Sonne aufgieng."

Je lauter in dieser Zeit Albrechts Lob aus aller Munde erscholl, desto bescheidener und inniger fühlte der Jüngling, daß er noch viel zu lernen haben würde, um die äußerste Höhe der Kunst zu erreichen. Er sehnte sich darnach, eine Kunstreise zu machen, die berühmten Maler der Niederlande und Italiens kennen zu lernen, ihre Werke zu studieren und sich selbst nach Kräften auszubilden und zu verbessern. So verließ er denn im Jahre 1490 mit Bewilligung seines Vaters die Heimat, durchzog Deutschland, die Niederlande, das Elsaß und gieng endlich nach Basel, wo er sich einige Zeit bei den

daselbst wohnenden Brüdern Martin Schöns aufhielt. Ueberall ward er mit Liebe empfangen, und nach einigen Jahren kehrte er als vollendeter Meister in seine Heimat zurück.

Um diese Zeit war er ein ausnehmend schöner, junger Mann, voller Kraft und blühenden Liebreizes. Die Stirn war heiter, die Nase ein wenig gebogen, der Hals nicht zu stark und ein wenig lang, sein dunkles Haar rollte in schönen Locken über die Schultern, die Brust war männlich und breit, und der ganze Bau seines Körpers von dem vollkommensten Ebenmaß. Mehr aber noch als seine äußere Schönheit nahm seine große Gutmütigkeit, seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit für ihn ein. Wenn er aufgefordert wurde, ein Urteil über ein nicht besonders gelungenes Werk eines fremden Künstlers zu fällen, so ergoß er sich nicht in bitteren, höhnischen Tadel, sondern äußerte gewöhnlich nur, man sehe wohl, daß der Meister sein Möglichstes gethan habe. Mit vollem Herzen aber lobte er, wenn er irgend etwas Lobenswertes fand. Sein Mund floß dann über von Beifall und Anerkennung, und man konnte wol sehen, daß alle seine Worte aus dem neidlosesten und liebevollsten Gemüte kamen. Auch mochte er nicht leiden, wenn der Wert anderer durch Neid oder Mißgunst geschmälert wurde.

Der alte Vater Dürer wünschte, daß sein Sohn sich verheiraten möge, und schlug ihm zur Ehegattin die Tochter des berühmten Mechanikers Hans Frey vor. Albrecht weigerte sich der Heirat nicht, denn Agnes schien ihm eine gar liebliche und anmutige Jungfrau, aber leider heiratete er mit ihr sein ganzes lebenslängliches Elend. Denn so schön Agnesens äußere Gestalt war, so häßlich und abschreckend war ihre Seele. Sie war zänkisch, keiflustig, harten und unbiegsamen Sinnes, und ihr mürrisches, liebloses Wesen peinigte den armen Dürer von früh bis spät. Dabei war sie über alles Maß hinaus geizig und lag ihrem Gatten unaufhörlich an, er möge fleißig sein und Geld herbeischaffen, da sie sonst auf ihre alten Tage werde am Hungertuche nagen müssen.

Das verbitterte dem armen Albrecht alles häusliche Glück und beugte ihn tief darnieder. Lebenslustig wie er war, durfte er es dennoch kaum wagen, sein Haus zu verlassen, um sich auf einige Stunden fröhlicher Geselligkeit hinzugeben; denn ehe er noch ausgieng, graute es ihm schon vor der Heimkehr in sein Haus, wo er regelmäßig von seiner Frau mit harten Scheltworten und bitteren Vorwürfen empfangen wurde. Nur in seinem stillen Arbeitsgemach, im Heiligtum der Kunst, fand er Frieden und Ruhe. Hier, vor seiner Staffelei sitzend, über-

ließ er sich ungehemmt dem Fluge seiner Phantasie und bevölkerte das kleine Zimmer mit den herrlichen Gestalten, die er kunstreich auf die Leinwand zu zaubern wußte. Hier schuf er die herrlichen Gemälde, die noch heute das Auge des Kenners wie des Laien in der Kunst entzücken.

Lange ertrug Albrecht Dürer die unaufhörlichen Quälereien seines bösen Weibes geduldig, bis er endlich seine Kraft erliegen und seine Gesundheit wanken fühlte. Jetzt entschloß er sich, sein Haus zu fliehen und Erholung und Ruhe in Italiens Gefilden zu suchen. Ein treuer Freund, der schon erwähnte Willibald Pirkheimer, bestärkte ihn in diesem Entschluß; der versorgte ihn freigebig mit Geldmitteln zur Reise und übernahm während Albrechts Abwesenheit die Sorge für dessen Hauswesen, besonders für die Mutter, welche Albrecht nach dem Tode seines Vaters zu sich genommen und liebevoll gepflegt hatte. Ingleichen hatte Albrecht auch seine zwei Brüder, Andreas und Hans, zu sich genommen. Selbst in der Ferne gedachte der brave Mann getreulich an die Seinigen, wie die folgenden Zeilen beweisen, die er von Venedig aus, wo er am Schlusse des Jahres 1505 angelangt war, an Willibald Pirkheimer schrieb:

„Ich bitt' euch, sprecht zu meiner Mutter, daß sie sich gütlich thue, und ob sie zu euch käme, Leihens halb, so wollet ihr Geld geben, bis mir Gott hinaushilft, so will ich's euch zu Dank gar ehrbarlich bezahlen. Um meines Bruders Hans halber sprecht zu meiner Mutter, daß sie mit Wohlgemuth rede, ob er sein bedarf, daß er ihm Arbeit gebe, bis ich zurückkomme. Mit meinem Weib, denk ich, hat's keine Not. Ich hab' ihr Geld über Frankfurt gesendet, und ob ihr mangelt, muß der Schwager helfen."

In Venedig gefiel es unserm Albrecht sehr wohl, und er verlebte daselbst fröhliche Tage. Hier sah er sich in einer ganz neuen Welt, er ward überall mit Hochachtung und Liebe aufgenommen, und seine Arbeiten wurden ihm reichlich mit goldenen Dukaten bezahlt. Die italienischen Maler schimpften voll Neid auf den deutschen Meister; aber heimlich kopierten sie seine Bilder, wo sie derselben habhaft werden konnten.

Albrecht Dürer gab sich aber auch alle Mühe, immer noch Neues zu lernen. So reiste er nach Bologna nur in der Absicht, die Perspektive vollkommen zu erlernen, und als er ein Gemälde wieder zu Gesicht bekam, das er vor elf Jahren angefertigt hatte, sprach er offen also: „Dieses Ding, das mir vor elf Jahren so wohl gefallen hat, gefällt mir jetzt gar nicht

mehr, und wenn ich nicht wüßte, daß es von mir wäre, so würde ich es nicht glauben."

Von den Gemälden, welche Dürer in Venedig anfertigte, ist wol das prächtigste die Krönung Kaiser Maximilians I. und seiner Gattin, ausgezeichnet durch die Schönheit und den Glanz der Farbe. Da wurden die neidischen Kunstgenossen Albrechts zum Schweigen gebracht, denn sie hatten gesagt, im Kupferstechen verstehe wol der deutsche Mann seine Sache, aber die Farben wisse er nicht zu behandeln. Nun bekannte jedermann, schönere Farben habe man noch nicht gesehen.

Wie die Italiener dies Bild bewunderten, so wunderten sie sich auch über Dürers Vielseitigkeit, die sie sich gar nicht erklären konnten. Sie sahen von seiner Hand Zeichnungen, große Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte; sie erfuhren, daß er in Stein, Holz, Gips und Elfenbein allerlei Kunstwerke zu arbeiten verstehe; daß er Basreliefs (halberhabene Bildhauerarbeiten) in Silber, Gold, Kupfer und anderen Metallen verfertigte; daß er in Holztafeln eine schöne Buchstabenschrift schneide; daß er in der Mathematik, namentlich in der Geometrie, dann in der Bildhauer- und Baukunst die gründlichsten Kenntnisse besitze — wie mußte diese Vielseitigkeit sie nicht befremden! Wie hätten sie dem kunstvollen Manne ihre Bewunderung und Achtung versagen können, der bei alle dem so bescheiden und anspruchslos, so edelsinnig und bieder war, und der mit den Vorzügen seines Geistes die einnehmendsten und liebenswürdigsten Sitten verband!

Zu Bologna wurde er von den Malern auch sehr ausgezeichnet. Christoph Schauerl, ein berühmter Rechtsgelehrter, der sich damals eben in Bologna befand, schreibt von ihm unter anderem:

„Mit verschiedenen Malern und andern Künstlern ist Albrecht Dürer in Gesellschaft. Eines Tages sollte jeder Künstler ein Probestück seiner Kunst ablegen. Als Dürern die Reihe traf, nahm er ein Stück Kreide, zog damit auf dem Tische einen Zirkel, punktierte die Mitte desselben und verlangte, man möchte nun mit dem Zirkel die Probe machen, ob sein aus freier Hand gezogener Kreis nicht die nötige Rundung häbe, und ob das Centrum getroffen sei. Zu aller Erstaunen war er auch nicht um ein Haar breit abgewichen, und einmütig erkannte man ihm den Preis der Meisterschaft. Sie nennen ihn den Fürsten ihrer Kunst und preisen sich glücklich, seine persönliche Bekanntschaft gemacht und in ihm einen so großen Künstler und so frommen leutseligen Mann gefunden zu haben."

Es wird erzählt, Dürer habe noch andere italienische Städte besucht, und er sei auch in Rom gewesen, wo er Michel Angelo's Bekanntschaft gemacht und mit Raphael Sanzio von Urbino ein Freundschaftsbündniß geschlossen habe. Ohne die Wahrheit dieser Angabe behaupten zu wollen, können wir wenigstens bestätigen, daß Dürer vor der Abreise nach Deutschland Raphael seine Verehrung gezeigt und ihm sein Porträt, in Wasserfarben gemalt, übersendet hat. Raphael nahm dieses Geschenk hoch auf und erwiderte es, indem er dem deutschen Künstler ein Heft eigenhändiger, prächtiger Zeichnungen übersandte. Die beiden Meister wußten gegenseitig ihre Größe zu würdigen. Dürer bewahrte zeitlebens dem Raphael das geneigteste Andenken, und Raphael, durchdrungen von Dürers Genialität, schmückte seine Zimmer mit Zeichnungen von dessen Hand.

Im Jahre 1506 wendete Albrecht dem schönen Italien, wo er so glückliche Tage verlebt hatte, wieder den Rücken zu. Voll Wehmut pilgerte er in die deutsche Heimat, denn er wußte wohl, daß es ihm an der Seite seines mürrischen Weibes nicht so wohl werden würde, als in dem Kreise der trefflichen Männer, die er als Freunde im sonnigen Welschland zurückließ. Gleichwol wurde er besser empfangen, als er vermutete, indem die oft wiederholten Vorstellungen Wilibald Pirkheimers nicht ohne Einfluß auf das Gemüt der Frau Agnes geblieben waren. Nicht mehr so sehr von häuslichem Unfrieden beläftigt, wie in früherer Zeit, lebte Dürer in steter Thätigkeit seiner Kunst und genoß ungestört die Freundschaft Pirkheimers und die Freuden einer harmlosen Geselligkeit.

Dürers hoher Künstlerruf erfüllte ganz Deutschland, und aus allen Gegenden kamen Besucher, welche ihm ihre Achtung zu bezeigen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschten. Selbst der Kaiser Maximilian besuchte ihn, setzte ihm ein Jahrgehalt von hundert Reichsgulden aus, verlieh ihm ein Wappen und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Achtung. Eines Tages wollte Dürer in Gegenwart des kunstliebenden Kaisers, auf einer Leiter stehend, einen Riß entwerfen. Die Leiter schwankte, und Max gab einem Ritter aus seinem Gefolge den Befehl, dieselbe zu halten. Als der Ritter nun zögerte, dem Befehle zu gehorchen, warf ihm der Kaiser einen verächtlichen Blick zu und hielt die Leiter selbst, indem er sagte: „Du Narr! Weißt Du nicht, daß die Würde der Kunst höher steht, als elende und zufällige Vorzüge, so die Geburt verleiht? Leicht ist es mir, aus hundert niedrig gebornen Bauern Ritter

und Edelleute zu machen; aber nimmer kann es mir gelingen, einen Ritter in einen solchen Künstler zu verwandeln, wie der ist, dem Du eine so kleine Handreichung verweigert hast!“

Dürer zeichnete sich auch in wissenschaftlichen Arbeiten aus. Er schrieb ein mathematisches Werk unter dem Titel: Unterweisung in der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern, durch Albrecht Dürer. Zusammengezogen und zu Nutz aller Kunstliebhabenden mit gehörigen Figuren in Druck gebracht. Im Jahre 1525. Das Buch erlebte mehrere Auflagen und wurde in's Lateinische und mehrere lebende Sprachen übersetzt.

Im Jahre 1527 gab er ein kleines Werk über die Befestigungskunst heraus und 1528 ein Heft über die Proportionen des menschlichen Körpers. Alle diese Bücher wurden mit dem größten Beifall aufgenommen.

Im Jahre 1520 hatte sich Dürer wieder eine Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten gegönnt. Er unternahm, begleitet von seinem Weibe und einer Magd, eine Reise in die Niederlande. Der Ruf seines Namens gieng wie ein Herold vor ihm her und öffnete ihm überall Thüren und Herzen. Aller Orten ward er glänzend empfangen, und jedermann bestrebte sich, den berühmten Mann auf das beste zu bewirten. Besonders aber ehrten ihn die Künstler. Auf der Malerakademie zu Antwerpen ward die Ankunft Dürers wie ein Festtag begangen. „Sie gaben mir,“ schreibt Dürer, „auf ihren Stuben ein großes Banket zu Nacht und beschenkten mich. Die Ratsherren brachten mir zwölf Kannen Wein, und die ganze Gesellschaft von sechzig Personen geleitete mich mit Windlichtern heim.“

Mit den berühmtesten Malern der Niederlande schloß Dürer innige Freundschaft, schenkte ihnen von seinen Werken, empfieng von ihnen Gegengeschenke und erwarb sich besonders dadurch ihren Dank, daß er sie abkonterfeite und ihnen die Porträts als ein Zeichen seiner Zuneigung schenkte.

Margaretha von Parma, die kunstliebende Schwester Karl V., Statthalterin der Niederlaude, hatte kaum seine Ankunft erfahren, als sie ihn auch an den Hof entbot und mit vielen Ehren überhäufte. Durch ihre Vermittlung erhielt Dürer das Diplom als kaiserlicher Hofmaler. Besonders freundlich gegen ihn bewiesen sich die portugiesischen Gesandten und der König Christian II. von Dänemark, der sich zweimal von Dürer malen ließ. Auf dessen Schiffe fuhr Dürer nach Brüssel, ward da verschiedene Male zu des Königs Tafel gezogen, überaus

huldreich aufgenommen und beschenkt, als er die besten seiner Kupferstiche überreichte.

In der Mitte des Jahres 1521 kehrte Dürer nach Nürnberg zurück, hatte aber leider nun wieder von der Zanksucht seines Weibes zu leiden. In den letzten Jahren seines Lebens quälte ihn die Xantippe mehr als je; denn mit dem zunehmendem Alter wuchs auch ihre böse Laune, und ihr Geiz wurde immer unerträglicher. Sie störte selbst ihres Mannes einzige Erholung, den geselligen Umgang mit seinen Freunden, und so erlag denn endlich der kränkliche Körper des edlen, sanftmütigen Mannes dem täglich wiederkehrenden Kummer und Aerger. Er starb an der Auszehrung am 6. April des Jahres 1528, beklagt und beweint von Tausenden. In Nürnberg auf dem Kirchhofe der St. Johanniskirche ruhen seine Gebeine. Ein breiter Stein bezeichnet sein Grab. Die Inschrift lautet:

Memoriae Alberti Dureri.
Quidquid Alberti Dureri mortale fuit sub hoc conditur tumulo,
emigravit VIII Idus Aprilis MDXXVIII.

Ein Verehrer und Landsmann Dürers, von Sandrart, erneuerte im Jahre 1681 sein Grabmal und schmückte es mit einer messingenen Tafel, deren Inschrift zu deutsch also lautet:

Es lebte als Schmuck seines Deutschlands
Albrecht Dürer,
Ein Licht der Künste, der Künstler Sonne,
Seiner Vaterstadt Zierde,
Maler, Kupferstecher, Bildner
Ohne gleichen, weil er bei seinem reichen Wissen
Würdig erfunden wurde, daß die
Ausländer ihm nachzuahmen rieten.
Ein Magnet der Großen, ein Wetzstein
Der Talente, weil er nach einer Ruhe
Von anderthalb Jahrhunderten seines
Gleichen nicht hatte, so muß er hier allein ruhen.
Streue ihm Blumen, o Wanderer! A. W. Grube.

7. Maria Stuart, Elisabeth und Philipp II.

Während die Reformation unter stets erneuten Kämpfen den jungen Freistaat der Niederlande in's Dasein rief, alterte die Königin von Schottland in langer achtzehnjähriger Gefangenschaft. Von ihrem Sohne hatte sie keine Hülfe zu erwarten, obgleich dieser seit seinem zwölften Jahre regierender König von Schottland war und jetzt zwanzig Jahre zählte. Er kannte die Mutter nur als eine des Mordes seines Vaters verklagte, abgöttische Frau, war mit der Königin von England in freund-

schaftliche Verhältnisse getreten, rechnete darauf, sie zu beerben, zog seit Kurzem ein Jahrgeld von ihr. Mittlerweile gieng die Luft immer schärfer und schneidender durch die Welt. Jene so lange über dem Haupte Englands schwebende Vermählung mit dem Hause Valois hatte alle gehässigen Leidenschaften gegen die römische Kirche aufgeregt; die Furcht vor dem Treiben verkappter Jesuiten wirkte um so gewaltiger, je unbestimmter die Nachrichten darüber lauteten, und die neuerliche Ermordung des großen Oranien, so ganz zweifellos durch spanischen Haß herbeigeführt, gab allem Argwohne weiten Spielraum. So geschah es, daß die hinsiechende, vor der Zeit ergraute, fast vergessene Maria Stuart wieder aller Augen auf sich zog, daß der Kreis, in welchem sie Bewegung und Erholung durch Reiten und Spazieren suchte, ihr immer mehr verengt ward, und es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihr Verderben zu entscheiden. Diesen führte die Verschwörung Babingtons und seiner Genossen herbei, deren Ziel war, Elisabeth zu ermorden und unter Mitwirkung einer Armee von Spaniern aus den Niederlanden her Maria Stuart auf den Tron zu setzen. Daß Maria eine allgemeine Kenntniß davon hatte, wird nicht abzuleugnen sein; allein weit ausgemachter ist es, daß einige der ersten Räte der Krone von Anfang her darum wußten, die hirnverbrannten Urheber im Geheimen anstachelten und erst Lärm schlugen, als aus schwachen Funken eine Flamme geworden war. Es ist klar, man wollte ein Ende machen. Man nahm der Gefangenen plötzlich das Schreibgeräte, bemächtigte sich ihrer Papiere. Als Maria ihre erbrochenen Schränke erblickte, sprach sie zu ihrem Aufseher Amias Paulet: „Zwei Dinge sind noch übrig, Sir, die Ihr mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, welches mich zur Tronfolge berechtigt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft.“ Sie nannte mit diesen Worten die beiden Ursachen ihres Todes. Von nun an verwandelte sich das fürstliche Gewahrsam in eine enge Haft im northumberländer Schlosse Fotheringhay. Hier auch fanden sich ihre Richter ein, zwei und vierzig an der Zahl. So lange die Königin sich weigerte, vor der Kommission zu erscheinen, ward sie bedroht, daß gegen sie als abwesend und widerspenstig erkannt werden solle; als sie endlich erschien, doch unter Vorbehalt ihrer königlichen Rechte, blieb ihr Vorbehalt unbeachtet, und vergeblich begehrte sie, ihren mitschuldigen Anklägern gegenüber gestellt zu werden. In diesen Tagen erkennt man in Lord Burleigh nicht mehr den früheren, auf den wahren Ruhm Elisabeths bedachten Cecil; er teilt den fanatischen Eifer der Andern oder nimmt seinen Schein an, um den Leidenschaften

seiner Gebieterin nachdrücklicher zu dienen. Als über die wehrlose Frau das Schuldig gesprochen war, weil sie nach dem Tode der Königin von England getrachtet, wurden die Akten dem Parlamente vorgelegt, und beide Häuser baten die Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Marien ward ihr Todesurteil am 22. November 1586 verkündet. Jetzt erklärte Paulet die Verurteilte für tod in den Augen des Gesetzes, mithin für unberechtigt zu den Abzeichen königlicher Würde, ließ den Tronhimmel aus ihrem Gemache schaffen, setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart. Elisabeth zögerte bis zum 1. Februar, ehe sie den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete. Die Verwendungen Frankreichs und des Königs von Schottland wurden zurückgewiesen. So kalt und unkindlich Jakob fühlte, so bezeichnete er doch den Weg, auf welchem ein Verbrechen konnte vermieden werden, ohne die Sicherheit Englands zu gefährden. Wenn die Königin mit Zuziehung des Parlaments Maria Stuart von der Tronfolge ausschloß und den König von Schottland schon jetzt die Huldigung in England empfangen ließ, was war von der Papistin in beiden protestantischen Reichen noch zu fürchten? Nach Jakobs Meinung litt es keinen Zweifel, daß seine Mutter vermocht werden könne, ihren sämmtlichen Ansprüchen zum Besten ihres Sohnes zu entsagen. Aber Elisabeth erwiderte kalt, eine Verurteilte habe keine Rechte mehr abzutreten. Der Tochter Heinrichs VIII. waren die zarten Regungen des Mitleids von jeher fremd, und Elisabeth hatte sich alle äußeren Stützen verschafft, die ein Fürst, der eine wichtige That zu vollbringen denkt, sich nur wünschen kann; denn ihr Volk, oder mindestens die mächtigere Hälfte ihres Volkes, die protestantische, forderte stürmisch diesen Tod, ebenso das Parlament, der geheime Rat. Dennoch zauderte die Königin, einen Streich zu thun, der gegen alle gekrönte Häupter gerichtet schien. Man sah sie leidenschaftlich ergriffen von dem innern Kampfe, welcher bei ihr gewöhnlich wichtigen Beschlüssen vorangieng. Sie zürnte auf Paulet, daß er ihr nicht das Aeußerste erspare, ließ den Mann sondieren, von dem bekannt war, daß er Marien schon als verstockte Katholikin eines vielfachen Todes würdig hielt. Allein er erwiderte als ehrlicher Mann: sein Leben stehe wie seine Habe ganz zu Diensten der Königin, nicht aber sein Gewissen und seine und und der Seinigen Ehre. So galt denn kein Ausweichen mehr; und dennoch spähte Elisabeth nach einem Mittel, um einen Teil des Hasses von sich abzuwälzen. Als sie damals den Herzog von Norfolk, einen beliebten Großen, hinrichten ließ, mußte Burleigh die That auf seine Schultern nehmen; in dem jetzigen,

weit schwereren Falle, war ihr Sekretär Davison dazu bestimmt. Dieser hatte das Geheiß der Königin, den Befehl zur Hinrichtung mit dem großen Siegel zu versehen, an demselben Tage ausgerichtet, sagte das der Königin auf ihre Frage den Tag darauf, und sie mißbilligte seine Eile. Darüber war Davison unruhig, ließ die Sache an Lord Burleigh kommen. Dieser kannte seine Gebieterin, versammelte sogleich den Rat, welcher die Vollziehung des Befehles beschloß; denn es sei Unrecht, sprach man, die Königin ferner zu belästigen, man müsse durchaus die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Die Ausführung ward den Grafen von Shrewsbury und Kent übertragen, welche unmittelbar darauf nach Fotheringhay abgiengen. Am 8. Februar fiel Mariens Haupt, im neunzehnten Jahre ihrer Gefangenschaft, im fünf und vierzigsten ihres Lebens. Auch ihre Feinde bekennen, daß sie mit edler Ergebung und treu ihrem Glauben starb. Auf die Nachricht läutete man in London vier und zwanzig Stunden lang mit allen Glocken und zündete Freudenfeuer vor den Hausthüren an, wie am St. Johannis-Abende. Elisabeth aber schrak zusammen, als sie den Tod erfuhr, legte Trauerkleider an sammt ihrem Hofe, erklärte laut, das sei gegen ihren Befehl geschehen, zog sich weinend in die Einsamkeit zurück, wollte Burleigh'n nicht vor Augen sehen, ließ den Davison mit Gefängniß und einer Strafe von 10,000 Pfd. büßen, die den ehrlichen Mann zu Grunde richtete, der auch, so lange Elisabeth lebte, nicht auf freien Fuß kam. Als sie sich etwas gesammelt, schrieb sie einen Trostbrief an den König von Schottland, versicherte ihm, sie werde ihre Minister zu bestrafen wissen, bis sie dann wieder zu Gnaden angenommen wurden. Nach einiger Zeit ließ sie den französischen Gesandten Graf Aubespine rufen, setzte ihm drei Stunden lang auseinander, welch ein Schade ihr durch Mariens Tod erwachsen sei: „sie habe die Hinrichtung nie vollziehen wollen, außer in dem Falle eines Aufruhrs oder eines feindlichen Einfalles. Auch werde sie diesen Streich ihren Ministern nimmermehr vergessen; sie wären in ihrem Dienste ergraut, hätten es auch gut gemeint, sonst würde es ihnen den Kopf kosten."

Zum Glück für England folgte dieser gemeinen That und dem gemeinen Behagen daran eine reinigende Erschütterung im großen Style des Lebens auf dem Fuße nach. Was der Schwager der Enthaupteten, der König von Frankreich, tadelte, aber geschehen ließ, was ihr leiblicher Sohn ertrug, das brachte Spanien in Waffen. König Philipp hatte von der Frau, die ihm, wie er sich rühmte, ihr Leben verdankte, eine lange Reihe der

unsäglichsten Kränkungen erlitten. Sie hatte das Werk ihrer Schwester, an welchem er treulich mitgearbeitet, zerstört, um England der Ketzerei zu überliefern, hatte seine aufrührerischen Unterthanen zuerst heimlich, dann öffentlich unterstützt; ihr Leicester, welchen sie lieber zum Vertrauten ihres Herzens, als den mächtigsten König der Erde zum Gemahle gewollt, hatte sich die Statthalterschaft der Niederlande angemaßt; ihr Francis Drake, der gefeierte Weltumsegler, hatte nicht genug an der Verheerung und Ausplünderung seines Westindiens, an der Kaperung von Hunderten spanischer Handelsschiffe im fernen Ocean; jetzt war er selbst in Cadix eingedrungen, hatte im Hafen selbst über achtzig, teils Kriegs-, teils Handelsschiffe zerstört. Das geschah, als schon verlautete, Philipp habe etwas Gewaltiges gegen England im Sinne. Wir wissen sogar von einem Angriffsplane im riesenmäßigen Maßstabe, welchen kurz vor seinem Tode der Herzog von Alba ausarbeitete; England sollte durch eine Flotte von 600 Schiffen, worunter 150 von erster Größe, mit 60,000 Mann Landungstruppen bezwungen werden, unter Alba's eigener Führung. Aber Alba's Feldherrnbahn gieng mit der Eroberung von Portugal zu Ende, er starb in halber Ungnade, und sein Plan blieb um so eher liegen, als damals immer noch zwischen beiden Höfen mehr von baldigst beizulegenden Mißverständnissen, als vom wirklichen Kriege die Rede war. So lange noch die schottische Maria lebte, durfte Philipp hoffen, durch ihre Tronbesteigung alles zum Guten gekehrt zu sehen. Jetzt war diese Hoffnung dahin. Regierung und Verwaltung von England befanden sich in protestantischen Händen. Die Katholiken bildeten freilich der Zahl nach immer noch die gute Hälfte der Bevölkerung; allein sie bedurften eines gewaltigen Ruckes von Außen, um das Ruder wieder ergreifen zu können. Dieser sollte ihnen jetzt werden. Schon hatte der Papst die Königin von England für vogelfrei erklärt, und wenig fehlte, so hätte eine Dienerin Maria Stuart's mit der Pistole in der Hand Rache für ihre Gebieterin genommen. Aber Gregor VIII. blieb dabei nicht stehen, er sagte eine Million Subsidien zu, sobald die Landung an der englischen Küste wirklich vollbracht sein werde. Die Kriegsanstalten blieben hinter Alba's Entwurfe freilich zurück, aber erregten noch immer das Staunen der Welt. Denn man sah bei Lissabon 135 Kriegsschiffe mit 8000 Matrosen und 19,000 Mann Landungstruppen sich versammeln. Und das war noch nicht die Hälfte der Mannschaften. Denn man hatte in Fandern einen ganzen Wald umgehauen, davon wurden flache Fahrzeuge gebaut, auf welchen, sobald die große Flotte

nur den Kanal beherrschte, der erste Feldherr der Zeit, Alexander Farnese, 30,000 Mann an die Küste von England führen sollte. Gegen diesen drohenden Machtverein bot Elisabeth die ganze Bevölkerung ihrer Grafschaften von achtzehn Jahren bis zu sechzig auf. Die Lordlieutenants sollten die Compagnie bilden, aus welcher zwei Heere erwachsen müssen, eines von 36,000, welches der Königin folgen sollte, ein anderes von 30,000 zum Schutze der Hauptstadt. Aber es war kaum der vierte Teil gehörig beisammen, als die Entscheidung einbrach, und diese fiel lediglich der Seemacht anheim. Man hob 7000 Matrosen aus und verteilte sie auf 180 Schiffe aller Gattungen und Größen, wovon nur 34 der Krone gehörten und Kriegsschiffe von Bedeutung waren; 33 Schiffe stellte die Hauptstadt ganz allein dazu. Den Oberbefehl übernahm der Großadmiral Lord Howard, Unterabteilungen führten Drake, Hawkins, Forbiher, furchtbare Namen in der indischen See. Ein Glück war es, daß Schottland in freundlicher Ruhe blieb; aber unendlich viel mehr wert war der gute Boden, welchen sich Elisabeth in den Jahren weiser Mäßigung bereitet hatte. Die katholische Hälfte der Bevölkerung fühlte bei Weitem mehr vom Engländer, als vom Papisten in sich, begehrte der Seligkeit nicht, die ein Despot bieten konnte. Ein Eifer entflammte die verschiedenen Gläubigen zum Kampfe gegen den auswärtigen Feind. Die Königin fand Vertrauen, weil sie Vertrauen gewährte. Lord Howard, der ihre Flotte führte, war Katholik, und wenn sie auch einzelne Verhaftungen und Haussuchungen geschehen ließ: alle Entwürfe blutdürstiger Feiglinge, alles, was einer Bartholomäusnacht ähnlich sah, wies sie beharrlich ab. Und so geschah es, daß selbst viele wegen verbotener Religionsübung Verhaftete sich schriftlich erboten, bis in den Tod für die Königin, und wäre es selbst gegen den Papst, zu fechten.

Am 19. Juli 1588 erschien die unüberwindliche Armada im Kanale, das Werk fünfjähriger Rüstung, wider Willen so verspätet. Denn schon im Mai hatte der Herzog von Medina Sidonia die Anker gelichtet, war vom Tajo ausgelaufen; aber Stürme ergriffen die Flotte, zwangen sie, in Corunna eine Zuflucht zu suchen. So verrannen zwei für Englands Rettung wichtige Monate, die aber auch verderblich hätten werden können, weil Elisabeth auf das Gerücht, für dieses Jahr sei von der Armada nichts mehr zu befürchten, haushälterisch den Befehl gab, vier der größten Schiffe sogleich abzutakeln. Howard aber wagte es, nicht zu gehorchen, uud der Erfolg gab ihm Recht. Denn der früher so zögernde Philipp wollte jetzt von keinem

Aufschube mehr wissen und ließ selbst Parma's Rat, daß man doch auf mögliche Unglücksfälle Bedacht nehmen und sich zu dem Ende einen geräumigen und festen Hafen, am besten Vliessingen, erobern möge, unbeachtet. Medina Sidonia hatte den Befehl, die feindliche Flotte nicht früher anzugreifen, als bis der Herzog von Parma gelandet wäre. So unansehnlich die englischen Schiffe sich gegen die spanischen ausnahmen, welche letzteren doch selber jetzt nur für Linienschiffe vierten Ranges gelten würden, so viel machte ihre Thätigkeit in Angriffen auf einzelne Schiffe dem Spanier zu schaffen, welchem auch manches Fahrzeug an den Klippen des unbekannten Fahrwassers zu Grunde gieng. Es dauerte fast eine Woche, bevor die Armada auf die Höhe von Calais gelangte, um hier des Herzogs von Parma zu warten, welcher inzwischen seine Macht in den beiden flandrischen Hafenstädten Nieuenport und Dünkirchen zusammengezogen hatte. Am nächsten Tage sollte die Vereinigung stattfinden, als plötzlich in der Nacht vorher acht englische Brander durch das tiefe Dunkel wie leuchtende Kometen flogen und solch einen jähen Schrecken unter den Spaniern hervorbrachten, daß diese die Ankertaue kappten und nach allen Seiten auseinander flogen. Der Anschlag gieng von Francis Drake aus. Zwar kamen die Spanier insofern mit dem Schrecken davon, als die Brander, ohne zu zünden, mitten hindurch auf den Strand liefen; allein der Schaden war unsäglich, welchen die großen, schwerfälligen Schiffe in der Verwirrung litten, und kaum hatte man sich einigermaßen aus der Bestürzung erholt, als ein Sturm von Südwest ein schweres Gewitter herbeiführte. Da lief eines der größten Schiffe bei Calais auf den Strand und ward genommen, die meisten Schiffe der Armada aber trieben nach Grevelingen, wo sie Drake einholte, welchem Howard die Hauptmacht bald nachführte. Und hier erhuben nun die Engländer einen gewaltigen Seekampf, der vom Morgen des 30. Julius 4 Uhr bis Abends 6 Uhr dauerte. Die Armada verlor dreizehn oder vierzehn ihrer schönsten Schiffe, und die sinkende Sonne sah die Niederlage der Spanier entschieden. Da ward es Nacht in Medina Sidonia's Seele. Er war an die Spitze dieses gewaltigen Unternehmens, welches die Herrschaft Roms über die Welt wieder herstellen sollte, durch kein anderes Verdienst gekommen, als daß er Grande von Spanien und ein gewandter Höfling war. Einem Krieger von altem Schlage, auf der See ergraut, dem Admiral Santa Cruz, war anfänglich die Sache übergeben; der starb, als alles fertig war, in königlicher Ungnade. Medina Sidonia hatte zu ernten gehofft, wo andere säeten; aber wie ganz anders stand

es nun! Alexander Farnese konnte nicht helfen und hätte es kaum gewollt. Er schlug es rein ab, mit seinen Transportschiffen sich in den Kanal zu wagen, so lange die Engländer das Gewässer beherrschten, erinnerte an den weisen Rat, den er gegeben und den man verachtet. So stark Medina Sidonia noch immer war, er gab jetzt den Angriff auf, dachte nur, wie er nach Spanien zurück gelange. Aber die Rückfahrt verboten ihm beides: der Wind aus Süden und die sein wartende siegreiche Flotte. Mithin beschloß er Schottland zu umfahren, dann über Irland den Rückweg zu suchen. Aber Howard eilte ihm nach, um eine zweite Schlacht zu liefern, und man will wissen, daß Medina Sidona in dieser Bedrängniß an Ergebung dachte. Wie dem nun sei, die engliche Flotte drohte blos, machte keinen Angriff. Für eine Schlacht reichte die Ammunition nicht mehr aus, bei deren Anschaffung die Königin nach ihrer Weise gekargt hatte. Wie es nun stand, kam ungeachtet aller Seeverluste, die noch folgten, ungefähr die Hälfte der Armada nach Hause. Da war nun im Palaste nicht die erlittene Einbuße und Schmach die Hauptsache, sondern die Schwierigkeit, dem Könige eine solche Nachricht beizubringen. Schwer, daß sich endlich ein Höfling dazu überwand. Dieser findet Philipp am Schreibtische, er legt die Feder nieder, vernimmt, was geschehen, dankt Gott, das es nichts Schlimmeres sei, und fährt zu schreiben fort. Die Königin von England aber ward mit Jubel von ihrem Heere empfangen, als sie auf weißem Zelter, den Marschallsstab in der Hand, sich zeigte. Der erlittene Verlust war unbedeutend und unbegrenzt die Glorie. Um dieselbe Zeit, als die Trümmer der Armada kümmerlich in Spanien anlangten, hielt Elisabeth ihren feierlichen Triumpheinzug in die Hauptstadt nach der St. Paulskirche. Ein Strom von vaterländischer Begeisterung gieng durch England. Auf seinen Wellen wiegte sich ein junger William, der Eroberer im Reiche der Dichtkunst, der damals vier und zwanzigjährige, noch ruhmlose William Shakespeare. Bacon von Verulam, dieses Licht der Wissenschaft, war nur drei Jahre älter, und sein Geist stralte bereits so wunderbar durch die Welt, daß er des alten Burleigh Eifersucht erregte. Die Zukunft Englands in jeder Art von Macht und Größe erschloß sich in diesen Tagen der Erhebung. Der Protestantismus und die Seemacht hatten ihre Probe zu gleicher Zeit bestanden. Mit beiden durfte es nun nicht wieder rückwärts gehen. Wie schnell erstand jetzt eine Kriegsflotte von zwei und vierzig Schiffen (die größten schon von vierzig Kanonen) vor den Augen der wachsamen Königin! Wie glücklich vollbrachte ihr kühner Sir Walter Raleigh jetzt

jenseit des Oceans die Gründung einer brittischen Kolonialmacht durch Niederlassungen in Nordamerika! Die Landschaft mußte vor allen Dingen den Namen Virginien tragen, in honorem Elisabethae virginis.

F. Dahlmann.

8. Friedrichs II. Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen.

Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden auf's höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden, wenn es gilt, nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich darf nicht fragen nach der Anzahl der Feinde, noch nach der Schwierigkeit ihrer Stellung; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen bei richtiger Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren des Heeres bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Ereignisse vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden sie gewiß dieses Vorzuges sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann

noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. —

Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde: ich rechne also ganz auf ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben!

Das Regiment Kavallerie, welches nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren! In kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.

9. Friedrich der Große.

Seit den Erschütterungen des dreißigjährigen Krieges war keine Persönlichkeit dagewesen, die so entschieden darauf hingewirkt, die Formen des alten Reiches zu zerrütten, dem Kaiser seinen letzten Zauber zu nehmen, den Reichstag so jedes Restes von moralischem Ansehen zu berauben, wie Friedrich II.; und doch war zugleich seit Jahrhunderten kein Mann in Deutschland aufgetreten, der so mächtig dazu beigetragen, dem ganzen Leben der Nation eine so durchgreifende Förderung zu geben, wie er. Indem er die Auflösung der alten Formen beschleunigte, ist durch ihn zugleich dem geistigen und politischen Inhalte des nationalen Lebens eine Erweckung und Erweiterung gegeben worden, die wichtiger war als die Fortdauer seiner abgelebten Formen.

Mit Friedrich II. kam eine ganz neue Richtung in die gesammte europäische Politik; die alte absolute Monarchie ward durch eine neue verdrängt. Gegenüber dem bekannten „l'état c'est moi“ tauchte hier ein Königtum auf, das sich als ersten Diener des Staates betrachtete, das, getreu der Tradition der Hohenzollernschen Vorfahren, den Wohlstand, nicht die Verarmung des Landes förderte, das die Duldung der Meinungen und Glaubensformen auf seine Fahne schrieb, nicht deren gewaltthätige Unterdrückung. Wie das Versailler Königtum und seine Nachbeter den Wert der Monarchie in

äußerem Prunke gesucht, so war hier weise Selbstbeschränkung und Einfachheit oberster Grundsatz; wie man dort im leeren Pathos sich verloren, so war hier auf das Wesen, auf die schlichte Prosa und Wahrhaftigkeit der Dinge alles berechnet. Wie dort orientalische Verweichlichung und weibisches Wesen den Tron umgab, so überwog hier die strenge männliche Erscheinung eines Heldenkönigs, der, um mit Fürst Kaunitz zu reden, wie kaum ein zweiter in der Geschichte den Tron und das Diadem geadelt hat.

Diese neue Art des absoluten Königtums, die schon in dem großen Kurfürsten sich angekündigt, aber in Friedrich erst ihren genialen und vollendeten Ausdruck gefunden, wirkte umgestaltend auf die ganze damalige Geschichte. Anfangs mit Widerwillen, ja mit dem bittern Hasse betrachtet, den das Gefühl eigner Nichtigkeit erzeugte, aber gefürchtet, zuletzt bewundert auch von denen, deren Haß unvermindert blieb — so wurde er das europäische Vorbild eines neuen Königtums, das dem persönlichen Wert der Monarchie eine neue Weihe gab, aber auch die Aufgabe und die Ansprüche an das Königtum außerordentlich steigerte. In den meisten Ländern Europa's, in großen wie in den kleinsten, mit Glück oder Unglück nachgeahmt, nicht selten karrikiert, ward Friedrich nicht nur das gültige Muster eines neuen Königtums, sondern zum Schaden der Mittelmäßigkeit zugleich der populäre Maßstab königlichen Wertes und Verdienstes.

So fest und umbeschränkt Friedrich das Steuer des Staates führte, es sind doch überall durch ihn die Ueberlieferungen von der alten königlichen Gewalt und der alten Art von sklavischem Gehorsam durchbrochen worden. Ein König, der schon in seiner ersten politischen Jugendschrift, im Antimacchiavell, aussprach, der Fürst sei nicht Herr seiner Unterthanen, sondern deren Diener und kein Mensch habe das Recht, sich eine unbeschränkte Herrschaft über die Andern anzumaßen, der die Wahrheit des Satzes anerkannte, es sei besser von Gesetzen abzuhangen, als von der Laune eines Einzigen, ein solcher König wurde mit Unrecht von den Trägern der alten Versailler Monarchie als ein gefährlicher Eindringling angesehen. Und er blieb bei den Worten nicht stehen. Wie er sich gegen die alten Anschauungen von der Gewalt und vom Gehorsam richtete, so verließ er die politische Ueberlieferung seiner beiden Vorgänger, lehnte sich gegen den Kaiser und die alte Reichsverfassung auf, griff mit gewaltsam umgestaltender Hand in die alte Ordnung der europäischen Ver-

hältnisse ein, schuf eine neue Gruppierung der Staaten und ihres Gleichgewichts. Aber auch die Gedanken und Ansichten des Königs wirkten im Zusammenhang mit seinen Thaten bedeutungsvoll genug auf die Umwälzung der Geister, die in Friedrichs Zeitalter vorgegangen ist.

Die Anschauung des Königs war zu groß und umfassend, als daß er an die Vollkommenheit und Ewigkeit einer Staatsform hätte glauben können. Um die Monarchie bewegten sich die Gedanken des Königs; aber es hat nie ein Fürst auf einem Trone gesessen, dessen Anforderuugen größer gewesen wären, als die Friedrichs. Der Monarch ist ihm nur der „erste Diener des Staates"; er hält ihn für „verpflichtet, denselben so redlich, weise und uneigennützig zu verwalten, als wenn er jeden Augenblick seinen Bürgern Rechenschaft ablegen müßte." Er hält ihn für „strafbar", wenn er „das Geld seines Volkes verschwendet", wenn er, statt der Wächter guter Sitten zu sein, „die Volkserziehung durch sein eignes verkehrtes Exempel verderbe." Er stellt an seinen König die Forderung, daß er sich in die Seele des armen Landmanns oder Arbeiters hineindenke und sich frage: wenn ich einer von denen wäre, deren Kapital nur in ihrer Händearbeit besteht, was würde ich von meinen Fürsten verlangen? Er spricht den inhaltschweren Grundsatz aus, daß kein Mensch dazu geboren und bestimmt sei, der Sklave der andern zu sein; er findet es unverzeihlich, in die Gewissen und Gedanken der Menschen hinein regieren zu wollen; nur um uns die Gesetze zu bewahren — so läßt er die Unterthanen zu ihrem König sprechen — wollen wir dir gehorchen, damit du uns weise regiereſt und uns beschirmest; daneben verlangen wir, daß du unsere Freiheit achtest.

Hat Friedrich II. durch diese Ideen wie durch seine geschichtlichen Thaten den Zusammenhang der alten europäischen Verhältnisse durchbrochen und die hergebrachten Meinungen von der Beziehung des Königtums zn den Regierenden mächtig erschüttert, so ist seine besondere Rückwirkung auf Deutschland nicht minder bedeutungsvoll gewesen. Es ist ein bekanntes Wort von Göthe: „Der erste und wahre höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Aber es war nicht die Poesie allein, welche die große Rückwirkung einer solchen Persönlichkeit empfand. Unser ganzes Leben, unsere eigentliche Natur hat durch Friedrich eine ungemeine Veränderung erfahren. Eine Persönlichkeit, wie die

des Königs, so außerordentlich überlegen den leeren Kopien des Siècle de Louis XIV., von denen die deutschen Fürstenhäuser und ihre Höfe noch erfüllt waren, so gesund und einfach und ungeachtet seiner französischen Politur so kerndeutsch, war an sich schon ein Ereigniß. Das Fürstentum nach Versailler Muster erhielt erst jetzt in Deutschland den tödlichen Stoß, nachdem in Friedrich der Gegensatz hervorgetreten, der Gegensatz eines tüchtigen deutschen Fürsten, an dessen Erscheinung sich persönliche Achtung und Liebe wieder aufrichten und nähren konnte. Daß dieser König mit einer in Deutschland längst entwöhnten Kühnheit und einem stolzen Selbstgefühl den alten Autoritäten im Innern trotz bot wie den auswärtigen Gewalten, daß er den Hochmut der vornehmen europäischen Politik züchtigte und gegen das vereinte Europa heldenmütig sich behauptete, daß er die alte deutsche Waffenehre wieder zur vollen glänzenden Anerkennnng brachte, daß er allen den Fremdlingen, die sich so lange übermütig als die Herren geberdet auf deutschem Boden, jetzt blutig heimzahlte und überall als der Ueberlegene, Rasche, Unbezwingliche erschien, dem auch die Gegner ihre Bewunderung nicht versagten, das war von unberechenbarer Wirkung für das ganze deutsche Leben. Hier ward der schlimme Ruf unserer schwerfälligen und unbeholfenen Art zum erstenmal glänzend widerlegt, hier ward nach langer Oede zum erstenmal ein deutscher Mann mit seinem Volk der Gegenstand des Neides und der Bewunderung eines ganzen Weltteils; hier entfaltete sich nach einer langen Zeit von Demütigung eine Größe, an der die Nation sich mit ganzer Genugthuung erheben konnte. Es wirkte auf alle Kreise diese Kühnheit und dies Selbstgefühl zurück, dessen Träger Friedrich gewesen; der Deutsche richtete sich wieder einmal aus jener gedrückten, demütigen Stellung auf, welche die üble Frucht der letzten Zeiten war.

So ist denn auch in unserer ganzen Geschichte bis dahin keine Persönlichkeit zu erwähnen, an deren Größe sich die gesammte Nation so ohne Unterschied der Stämme, der Meinungen, der religiösen Bekenntnisse wieder erhob. Der unermüdliche, thätige und wachsame König in seiner schlichten anspruchslosen Erscheinung, mit seinem scharfen Auge, seinem unverwüstlich gesunden Sinne, seiner Verachtung des Scheins, der Lüge, der Schmeichelei, seiner Gerechtigkeitsliebe — ist in zahllosen Geschichten, Erzählungen und Anekdoten in alle Kreise des Volkslebens eingedrungen und wie keine andere Persönlichkeit unserer Geschichte das lebendige Eigentum der Nation geworden. Er

ist der einzige Mann, dem es mitten in der Zerrissenheit gelang, im ganzen Kreise der Nation populäre Wurzeln zu schlagen, mit dem ein wirklicher Kultus getrieben ward wie mit keiner andern unserer geschichtlichen Größen. Sein Bildniß war in die entlegensten Gegenden eingedrungen; es ward in den Reichsstädten verehrt, die ihr Contingent zur Reichsarmee gegen ihn stellten, und hieng in katholischen Gegenden neben dem Bilde des Landespatrons. L. Häusser.

10. Lessing über sich selbst in den „antiquarischen Briefen."

Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein und komme zu niemanden und helfe niemanden und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen; aber mutwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben; auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt. Lessing.

11. Lessing als Mensch.

Lessings äußere Erscheinung entsprach auf's glücklichste seinem ganzen innern auf harmonische Einheit angelegten Wesen. Eine gedrungene, kräftige Gestalt von mehr als gewöhnlicher Mittelgröße zeigte das schöne Ebenmaß eines durch Leibesübungen aller Art, durch Reiten, Tanzen, Fechten, zur Freiheit edler natürlicher Haltung entwickelten Gliederbaus. Das Haupt, auf dem kräftigen Halse gerade und frei emporgerichtet, zeigte in dem wohlgerundeten geistdurchleuchteten Antlitz von natürlich gesunder Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge, dessen Blick, nicht stechend oder herausfordernd, entschieden und unbefangen wie ein ungetrübter Spiegel erschien, der sein Objekt rein und klar auffaßt. „Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprühten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse, und dieses Auge war von so gewaltiger Wirkung, als dasselbe schon aus

weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte." Das volle, lange Haar von schöner lichtbrauner Farbe war selbst in seinem letzten Lebensjahre, wie eine ihm auf dem Todenbette abgeschnittene Locke zeigt, nur von einzelnen Silberfäden als Spuren der Leiden und Sorgen seiner letzten Lebenszeit durchmischt. Selbst in der engsten Häuslichkeit erlaubte er sich nie auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung; nur beim Schreiben und Meditieren pflegte er gekrümmt zu sitzen, was wie bei Schiller seine Brustkrankheit fördern half. Nichts in seiner äußern Erscheinung zeigte den stubensitzenden Gelehrten, sondern alles bis auf die sorgsam gewählte, überaus saubere Kleidung, die ihm bei seiner edlen Haltung und wohlgebildeten Figur sehr gut stand, den lebenssichern, seiner selbst gewissen, harmonischen Mann, dessen Auftreten überall, wo er sich zeigte, den angenehmsten und vorteilhaftesten Eindruck machte. Dieser Eindruck ward noch gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes und bei aller Entschiedenheit und Eigenartigkeit doch vollkommen anspruchloses Wesen, durch die anmutige Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und vor allem durch den zum Herzen dringenden Ton einer klangvollen zwischen Bariton und Tenor schwebenden Stimme. So gehörte Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Dem entsprechend ist, was Zeitgenossen und Freunde uns von dem unwiderstehlichen Zauber seines persönlichen Verkehrs und von jener Meisterschaft berichten, mit welcher er im lebendigen Gespräche das Wort fast noch mehr als im schriftlichen Ausdrucke beherrschte. In seiner Individualität lag seine Größe, lag der Zauber seines Wesens, dem sich auch die verschiedenartigsten Naturen nicht zu entziehen vermochten. „Seine Unterhaltung," sagt Mendelssohn, „war eine unversiegbare Quelle, aus der man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu jedermanns Gebrauch." Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und seine geistige Mildthätigkeit war nie von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an und ließ verdienen, was er gab.

Im Kreise seiner bescheidenen wolfenbüttler Häuslichkeit war er ein Bild echt deutscher bürgerlicher Schlichtheit und begnügter Einfachheit. Lessing erscheint auch hier mit seinem

Ordnungssinne und seiner pünktlichen Zeiteinteilung, seiner Gastlichkeit bei größter Frugalität und Beschränktheit an Mitteln, seiner Freude am Familienleben, seiner Sorge für Erziehung und Unterricht der Kinder, mit seiner Teilnahme an ihren Spielen und Ergötzlichkeiten, seinem Eingehen auf ihre kleinen Geheimhändel als der Repräsentant aller guten Seiten des echten deutschen Bürgertums. Seine zarte, liebevolle Pietät und seine Aufopferungsfähigkeit gegen Eltern und Geschwister sind schwerlich jemals übertroffen worden.

Dieselbe edelmütige Güte des Herzens bewies er in allen übrigen Verhältnissen. Selbst oft des Nötigsten ermangelnd, unterstützte er großmütig andere noch ärmere sogar in Zeiten eigener harter Bedrängniß, und Unglück war in seinen Augen ein Freibrief selbst für seine Feinde. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt; sein Haus ward daher auch in Wolfenbüttel fast nie leer von Hülfesuchenden, zumal wandernden Philosophen und Literaten, die er oft Monate lang erhielt und beherbergte. Es versteht sich von selbst, daß seine Güte und Großmuth vielfach gemißbraucht wurden.

Man hat erzählt, daß Lessing die Musik nicht liebte; doch verstand er das Wesen und die Bedeutung der Musik zu schätzen. Nur von der modernen deutschen Musikschwelgerei hatte er freilich keine Ader, und eine lange dauernde Musik mit anhören zu müssen wirkte auf ihn abspannend bis zu beklemmender Angst. Noch fremder war seinem ganzen Wesen alle und jede Romantik der Naturempfindelei, die sich an schönen Gegenden und Landschaften berauscht. Lessing empfand auch hier wie in so vielem gleich den gesunden Alten. Als er einmal, mit F. H. Jacobi durch eine schöne Harzgegeud fahrend, von diesem enthusiastischen Naturbewunderer auf die einzelnen Schönheiten der Landschaft hingewiesen und wegen seiner mäßigen Teilnahme an deu Gefühlen des Freundes getadelt wurde, erwiderte er: „Einen angenehmen sinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; es ist mir hier wohler, als es mir auf der Lüneburger Heide sein würde. Doch selbst in der Lüneburger Heide hielt' ich es noch eher aus, als in einem schiefgebauten Zimmer. In einem solchen könnte ich schlechterdings nicht leben."

Sein tiefer Widerwille gegen alle Wortmacherei und heuchlerische Verlogenheit reizte ihn oft, sich, wie Göthe es nennt, als einen umgekehrten Heuchler zu zeigen und sich selbst und sein Thun gegenüber der allgemeinen Loberei uud Preiserei der Cliquen herabzusetzen und geringschätzig zu behandeln. Daher die verächtlichen Ausdrücke, mit denen er fast durchgehends

seine eigenen Arbeiten, auch die ihm liebsten, zu bezeichnen pflegt; daher oft sein herber Lakonismus, sein Widerwille gegen die sogenannte gute Gesellschaft und seine Verachtung ihrer leeren Höflichkeitsformen. „Nur seine vertrautesten Freunde," schrieb Mendelssohn an Herder, „kennen ihn als einen von den seltenen Menschen, die besser sind, als sie scheinen wollen. Die Gleißnerei der Modesitten und der sogenannten guten Lebensart ist ihnen so zum Ekel, daß sie in ihren Aeußerungen lieber das Gegenteil davon annehmen und eine Art von Ungeselligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindesten Anteil hat." Er, von dem mit vollstem Recht gesagt werden kann, was Göthe seinem Schiller nachrief, daß „hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine," war auch als Mensch unter Menschen der freieste Bethätiger jener nur auf das Wesen blickenden, von keinem äußeren Scheine geblendeten Achtung der Menschenwürde. Die Einsicht des gereiften Alters fand bei ihm bereitwilligste Anerkennung, der Irrtum der strebenden Jugend liebevolle Nachsicht, das anerkannte Verdienst verehrende Bewunderung, das unbekannte Talent eifrigste Förderung. Der berühmte Spittler, der als junger Mann von einigen zwanzig Jahren Lessing in Wolfenbüttel aufsuchte, schrieb von ihm an einen Freund: „Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der hilfreichste und herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und die drei Wochen, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch seiner Bibliothek verstattete, waren die glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens." Jeder Glaube und jede Ueberzeugung, jeder Standpunkt und jedes Streben waren seiner Toleranz und Teilnahme sicher, wenn sie sich als echt und wahr erwiesen und sich selbst von Verdammung und Verketzerung Andersglaubender und Andersdenkender frei hielten. Nur gegen die Lüge und gegen die Intoleranz kannte er keine Gnade, gegen sie war er der Lictor der Wahrheit und der Humanität, der die Frevler gegen beide mit den Rutenhieben seines Witzes geißelte, ehe er den vernichtenden Streich gegen sie führte. Aber nie überhob er sich seines Sieges gegen einen überwundenen Feind, und selbst seine Gegner waren vor seinen Angriffen sicher, sobald sich die allgemeine Stimme gegen sie wandte. „Wen alle angreifen," schreibt er in einem solchen Falle, „der hat vor mir Ruhe." Aber er gieng noch weiter in seiner

Großmut; denn sie bewog ihn nicht selten, auch da Partei für einen Angegriffenen zu nehmen, wo ihn eine solche Parteinahme für einen Gegner in den Augen seiner Freunde mit sich selbst in Widerspruch brachte. Seine Duldsamkeit war jedoch nie Indifferenz, sondern sie stammte aus der Einsicht in die vielfach verschlungenen Bedingtheiten des Menschenwesens überhaupt; und seine Humanität war die innige Freude und herzliche Teilnahme an der Freiheit und Geistesentwicklung andrer und das unaufhörliche Streben, beide fördern zu helfen. Daher seine aufopfernde Thätigkeit, die jedes ähnliche Streben seiner Freunde bereitwillig unterstützte, die Treue, die er allen seinen Freunden — und wie tief untergeordnet waren sie ihm fast alle, wie oft verleugneten ihn ihre Schwäche und ihr Neid! — stets von neuem bewies; diese Treue, die keinen aufgab, der sich nicht selbst von ihm lossagte. Alles, was als Mittel zur Erweiterung menschlicher Erkenntniß dienen konnte, war in seinen Augen ein geheiligtes Eigentum der ganzen Menschheit. Sein Herz war groß wie sein Verstand, und die Vereinigung beider erzeugte das Größte, was dem Menschen zu besitzen beschieden ist: den großen, in sich vollendeten Charakter.

Lessing ist ein grundechter Typus des deutschen Nationalgeistes. Der in alle Tiefen dringende kritische Geist unseres Volkes — wo findet er einen vollendeteren Ausdruck, als in dem Manne, welchen der stolze Geschichtschreiber des stolzesten Volkes der Erde „den zweifellos größten Kritiker Europas“ genannt hat? Die ruhige Größe, die edle Schlichtheit, welche Männerstolz vor Königstronen mit neidloser Hingebung an alles Große, Gute und Schöne verbindet; die Leidenschaft der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsmut, denen alles Scheinwesen ein Greuel und denen kein Opfer zu groß ist für die Sache der Wahrheit und Geistesfreiheit; die treue Ausdauer endlich und das unwandelbare Festhalten, welche die höchste Bedingniß sind für alle nachhaltige große Wirkung: alle diese Eigenschaften, sind sie nicht in höchster Vollendung zum zündenden Brennpunkte, zu dem, was wir Charakter nennen, vereinigt in dem Manne, von dem Göthe ausrief: „Ein Mann wie Lessing thäte uns not, denn wo ist noch ein solcher Charakter!“

A. W. Th. Stahr.

12. Göthe und der Herzog von Weimar.

Der edle Herzog von Weimar Karl August war am 14. Oktober 1806 dem Rufe der Ehre unter Preußens Fahnen

gefolgt. Die Schlacht von Jena, deren Verlust das Schicksal des ganzen nördlichen Deutschlands entschied, brachte auch unserm kleinen Orte Weimar die größte Gefahr. Indem sich die Entscheidung dieses blutigen Schauspieles langsam aus den Bergen von Jena zu uns herüber zog, endete es zuletzt am Abend desselbigen Tages in den Straßen von Weimar. Tumult, Brand und dreitägige Plünderung stellten sich bald als unmittelbare Folgen dieses furchtbaren Ereignisses ein. Die Franzosen benutzten ihr Kriegsglück auf's glänzendste. Magdeburg fiel schneller, als der Kaiser selbst es erwartet hatte. Blücher focht zwar heldenmütig auf dem Markte und in den Straßen von Lübeck, ohne daß jedoch dieses Vorspiel von dem künftigen Heldenmute der Preußen, das Napoleon, durch die Schlacht von Jena verwegen gemacht, entweder nicht verstehen wollte, oder nicht verstehen konnte — damals eine günstige Wendung für das Ganze herbeizuführen im Stande war.

Der Herzog von Weimar, nachdem seine Residenz bereits von den zweimal stärkeren Feinden besetzt und von allen Seiten überschwemmt war, fuhr fort, das ihm anvertraute königliche Reitervolk ebenso glücklich als standhaft über die Elbe zu geleiten. Die Gegenwart eines so entschlossenen Heerführers rettete die Corps aus der allgemeinen Verwirrung; denn Mutlosigkeit hatte sich damals selbst der Besseren bemeistert, und der kleinmütig wiederholte Ruf, daß alles verloren sei, jagte die sonst so tapferen Preußen, noch ehe die Franzosen erschienen, in die Flucht. Laßt uns dieses nicht verheimlichen; denn wir haben jetzt Ehre davon, daß es einst so mit uns bestellt war. Wenn Blücher, wenn der Herzog von Weimar nicht ebenfalls, durch solchen hohen Waffenglanz geblendet, jede weitere Verteidigung augenblicklich aufgab, wurde dies besonders dem Letztern, dessen Land und Leute schon unter Botmäßigkeit der Franzosen standen, sobald es in der feindlichen Armee bekannt wurde, als ein unzeitiger Trotz ausgelegt.

Schon vor der Schlacht bei Jena hörte man hier und da die heftigsten Drohungen wider den Herzog ausstoßen. Sobald man nach Weimar komme, hieß es, wolle man daselbst keinen Stein auf dem andern lassen. Der Herzog müsse Krone und Scepter dafür verlieren, daß er die Verwegenheit gehabt, das Schwert zu ziehen und als Widersacher aufzutreten. Unter diesen Umständen war allerdings nur wenig Erfreuliches für uns Weimaraner zu erwarten. Auch floh alles, was irgend fliehen konnte. Nur die Gemahlin des regierenden Herzogs, Frau Louise, geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt, blieb

allein im Schlosse zurück. In der Mitte ihres Volkes, unter Brand und Plünderung empfieng sie gelassen den Beherrscher der Welt, und die Fassung einer großen weiblichen Seele, die sie ihm in diesen entscheidenden Augenblicken entgegensetzte, nötigte ihm Achtung und Ehrfurcht ab. Häufig erschienen vor ihr die Boten jener verhängnißvollen Schlacht, während dieselbe noch im Gange war und mit abwechselndem Erfolge in den Bergen von Jena bis nach Auerstädt von früh bis Nachmittag gestritten wurde.

Es war den 14. Oktober des Jahres 1806, morgens um halb sieben Uhr, als der Donner des groben Geschützes die Einwohner von Weimar plötzlich aus ihrem Schlafe weckte. Der Schall brach sich im Winde; alle Fenster in den Häusern klirrten und schütterten, und eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich durch die ganze Stadt. Jung und Alt lief in die Straßen, auf die Anhöhen, auf die Türme, vor die Thore, und wo immer das Rollen des Kanonendonners, der von Zeit zu Zeit näher kam, der Furcht sowie der Hoffnung günstige oder ungünstige Mutmaßungen erlaubte. Schnell wechselten die Ereignisse. Bald sprengten verirrte Reiterhaufen durch die Stadt und versicherten im Fluge, daß der Sieg unser sei. Ein andermal erschien ein Trupp französischer Gefangener, den das Volk und die zurückgebliebenen Soldaten, wofern sie nicht von ihren einsichtsvollern Vorgesetzten daran verhindert wurden, in ihrem erträumten Siegestaumel gar zu gern gemißhandelt hätten. Aber ein edler preußischer Offizier litt es nicht. Er zog vielmehr einen Thaler aus der Tasche und gab ihn einem verwundeten und blutenden französischen Jäger mit den Worten: „Buvez, à la santé de votre Empereur!“ (Trink eins auf die Gesundheit deines Kaisers!) Den französischen Gefangenen folgten nur allzubald quer über ihre Pferde hängende, tödlich verwundete preußische Reiter. Noch war die Menge mit diesen traurigen Eindrücken beschäftigt, so stürzten, von Pulverrauch rußig und blutig zugleich von der Schlacht, mit so schwarzen Gesichtern, als ob sie mit Trauerflor verhangen wären, mehrere Artilleristen truppweise durch das Kegelthor in die Stadt und verbreiteten überall, wo sie hinkamen, Furcht und Entsetzen durch ihren grausenerregenden Anblick; denn ängstlich, wie sie sich mit ganz verstörten Gesichtszügen von Zeit zu Zeit umsahen, und grausam zugerichtet von Säbelhieben und Lanzenstichen, wie sie bereits waren, sah man es ihnen wohl an, daß der Tod ihnen dicht auf der Ferse nachfolgte. Er war auch wirklich nicht weit. Das Webicht, die Alleen, die dahin füh-

ren, sowie die große Heerstraße von Jena nach Weimar erfüllte ein tausendstimmiges Kriegsgeschrei, aus dem man zuweilen das Getös von Reisigen und Rossen, das Trommeln, den Drommetenruf, den Hufschlag und das Wiehern der Pferde unterscheiden konnte. Das Schießen hörte zuletzt gänzlich auf, und jene furchtbare Pause trat ein, wo die dem Feinde nachsetzende Reiterei seine Reihen durchbricht und in demselben ein stillverderbliches Gemetzel anrichtet. Erst in der Nähe von Weimar pflanzten die Franzosen, um die Stadt zu beschießen, wieder einige Stücke auf unseren Anhöhen auf. Es war ein still heiterer Oktobertag. Auf den Straßen von Weimar schien alles ausgestorben. Die Einwohner zogen sich in die Häuser zurück. Dazwischen rollten die einzelnen Schläge des bei Oberweimar aufgestellten Geschützes. Die Kugeln sausten durch die Luft und schlugen nicht selten in die Häuser ein. In den Zwischenräumen hörte man z. B. auf der Esplanade die Vögel auf das lieblichste singen, und dieser tiefe Friede der Natur bildete mit jenen Schreckensscenen einen erschütternd grausenden Contrast.

Französische Chasseurs waren es, die zuerst den Markt von Weimar besetzten; diesen folgte das Fußvolk in Menge nach. An keine Ordnung war nun weiter zu denken. Die Plünderung nahm förmlich ihren Anfang. Der Schall von eingeschlagenen Thüren, das Geschrei der Einwohner war in allen Straßen zu hören. Zu Abend um sieben Uhr, wo die dem Schlosse gegenüber liegenden Häuser in Feuer aufgiengen, war der Widerschein davon so hell, daß man auf dem Schloßhofe sowol, als auf dem Markte Geschriebenes dabei lesen konnte. Jedermann konnte nicht anders glauben, als die Franzosen wollten ihre Drohungen erfüllen und die ganze Stadt einäschern. Als sich nun plötzlich um dieselbe Zeit die Sage verbreitete, daß die Frau Herzogin Louise noch im Schlosse sei, machte dies einen solchen Eindruck auf das Herz der Bürger, daß, wo irgend ein paar derselben in ihrem Herzenleid sich begegneten, sie vor Freude über diese Nachricht einander in die Arme sanken. Wie wohlthätig überhaupt dies Bild edler Fürsten- und Frauengröße damals von oben bis unten gewirkt, was es verhindert und was es zusammengehalten hat, davon soll ebenfalls an einem andern Orte die Rede sein, weil es billig, ja bei der schnellen Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge höchst lobenswert ist, daß diejenigen, so in einer stürmischen Zeit als Leitsterne vorgeleuchtet, zum Muster aufgestellt, auch bei der spätesten Nachwelt unvergessen bleiben.

Eine völlig verschiedene Ansicht war es indessen, die sich der Franzosen über alle diese Gegenstände bemächtigt hatte. Der schwer beleidigte Kaiser verstattete zwar dem Herzoge die Rückkehr in seine Staaten, aber nicht ohne das höchste Mißtrauen in ihn zu setzen, so daß der edle, offene, deutsche Mann von diesem Augenblicke an mit Horchern, sogar an seiner eigenen Tafel umstellt war. Da mich um diese Zeit meine Geschäfte oftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen höhern Behörden nicht selten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man sie als Resultate der dort gehaltenen geheimen Polizeiregister dem Kaiser vorlegte, und die ich eben deshalb dem Herzoge nicht verschweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich sie empfangen hatte, setzte ich sie schriftlich auf, um sie höhern Orts zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit hat Göthe eine so schöne, persönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dem deutschen Publikum dies schöne Blatt aus der Lebensgeschichte seines großen Dichters vorzuenthalten. Es geschah um diese Zeit häufig genug, wenn ich Göthe besuchte, daß die bedenklichen Zeitumstände — in welche ich selbst damals, nicht aber zum Unglück, sondern, wofür ich Gott herzlich dankte, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war — mit männlicher Umsicht von uns nach allen Seiten durchgesprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Göthe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in seinem Garten besuchte, die Rede auf die Beschwerden der französischen Regierung. Ich teilte sie ihm Punkt für Punkt so mit, wie sie auch nach diesem der Herzog unverändert gelesen hat.

Es sei bekannt, hieß es unter anderm in dieser Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Thaler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse jedermann, daß ein preußischer Offizier, der Hauptmann v. Ende, als Hofmarschall bei der Frau Großfürstin angestellt sei. Es sei nicht zu leugnen, daß die Anstellung so vieler preußischer Offiziere sowol im Militär- als Civilfach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen preußischen Offizier, den Herrn

v. Rühl gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des preußischen Generals dieses Namens sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landescollegiums angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam alles absichtlich hervorsuche, um den Zorn des Kaisers, der doch manches von Weimar zu vergessen habe, auf's neue zu reizen und herauszufordern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht gerade eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn von Müffling nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsche besucht.

„Genug!“ fiel mir Göthe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte in's Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswert ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edlen Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum mutet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Anteil nahm und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter auf's Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaisertum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksales in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmiger, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihre Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er den heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wol ein General

oder ein Feldmarschall in den Angen des Kaisers wert sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edlen Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen in's Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: 'Das ist der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm die Tränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will um's Brod singen! ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Tron herauf- und euch von dem euern heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn in's Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die

Asche und werft sie in's Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Comma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf dem deutschem Grund und Boden übrig bleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermütigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll." Falk.

13. Fr. v. Schiller.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja, sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter den hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief in's Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel in's Rötliche. Die Hautfarbe war weiß, das Rot der Wangen zart. Er errötete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmutig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

Schillers Stimme war nicht hell noch wohlklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hatte er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigener Lesekunst besaß er wenig und legte auch keinen Wert darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemütes und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfieng, und dies geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt, besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet sein. Sehr liebte er Blumen um sich; Lilien hatte er vor allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Der zarten Erscheinung der Freude, die, wie der Bogen der farbigen Iris, schnell und flüchtig das Menschenleben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch immer wies, mit heiterer Teilnahme; sie zu zerstören, war ihm unmöglich; ja er konnte selbst kindlich lustig sein. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Aeußerung, keine graziöse Bewegung entgieng ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eignen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe, was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Für alles Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er; alles, was Charakter andeutete, zog ihn an und mit Lust ergriff er Züge in der Natur für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Unmanier und Roheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt wie auf dem Marktplatze des Volks finden, waren ihm ganz feindliche Pole; ja er trug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Bessern und Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem

Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dies gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motivs wegen etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt gieng ihm über alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Uebergewicht des innern über das äußere Leben ab. Beschränkung der äußern Lage trübte seine Stimmung selten, und immer schaute er auf den Reichtum seines Geistes als auf einen sichern Schatz. Wenn man das kurze Leben von sechs und vierzig Jahren betrachtet, so wird man über den Reichtum produktiver Kraft, den es enthält, staunen und ihm schwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten vierzehn Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedroheten und die heitere Kraft des Geistes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umgestaltung Europa's, in eine schwere, für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht von Jena, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, und die unsere bis dahin ruhige Heimat in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Mut, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schiller's Geist mächtig auf die Erhaltung und Regeneration des deutschen Sinnes gewirkt hat.

K. v. Wolzogen.

14. Porträt des Freiherrn von Stein.

Ueber jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendsten Verhältnissen und außerordentlichster Zeit gelebt und gewirkt hat, müssen die verschiedensten Urteile ergehen, zumal wenn seine ganze Persönlichkeit und Eigentümlichkeit ein sehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um so mehr erfahren, je mehr die Zeit selbst in den schärfsten Gegensätzen steht. So ist es geschehen, und dieser in seinem ganzen Wesen Festeste und ihm selbst Aehnlichste ist wohl gar

der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, so daß die einen ihn als zu freisinnig, ja als neuerungssüchtig, die andern als zu aristokratisch gesinnt und das Alte vorliebend gescholten haben. Wir haben diesen großen und guten Mann gekannt mit seinen Tugenden und mit seinen Fehlern, die er nach dem Lose der menschlichen Gebrechlichkeit auch an sich trug. Auch er ist in der wechselvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Ansichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meisten seiner Zeitgenossen; in seinen Gesinnungen und Grundsätzen aber ist er immer der Zuverlässige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei, menschlich und christlich deutsch war, hat in Rede und That immer den wärmsten Freund, Verteidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur seiner äußern Wirksamkeit, seiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einst meist verwischt sein wird, doch wird sein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für sein Volk und sein Vaterland, wird das Unsichtbare und Unbewußte, das unsterbliche, unvergängliche Abbild des geistigen Wirkens eines edlen und biedern Menschen, wie wir glauben und wissen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutschen Volkes fortleben und fortwirken.

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, mutiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen, blitzschnellen Auffassung, einem kühnen, geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte — sehr schlimm, wenn diese großen aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geläugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüt früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperaments meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Notwendigkeit. Widerspruch und

Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Mut nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urteil oder ein rasches Wort je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still durch Worte und mit dem Herzen immer gern Wiedererstattung gethan. Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stal seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte stracks und gerade vor sich hin. Das war sein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm sein muß, Segen bringe. Das war sein Spruch: es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Also: offener Weg, hohe Zwecke und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher, Namens Bourienne, sich erfrecht mit dem Argwohn zu beschatten, als sei er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen? Als ein Mann, dessen Lust im Schaffen und Hervorbringen bestehen sollte, sah er den Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgesonderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig, und meinte wol anfangs oft, ihn auch so machen und ausführen zu können. Erst allmählich und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er sich vor seinen Blicken und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. So war er demnach bestellt, daß er nie von oben nach unten hinab, sondern immer von unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge sah er erst lange nachdem sie vollendet waren. Für alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Teilnahme; es mußte gleichsam

von der Zeit schon etwas beroſtet und bemooſt ſein, damit er den Sonnenſchein einer idealiſchen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desſelben erkannte und ſchätzte er; den alten deutſchen Ritter, den weiland ſendbar freien und unmittelbaren kaiſerlichen Reichsmann fühlte er; auch teilte er manche Anſichten und Vorurteile ſeines Standes mit ſeinen Genoſſen; und wenn er in der neuen Zeit friſch gehandelt und gelebt hat, ſo hat er ſchon durch die Zeit, worein ſeine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von deſſen Art und Sitte bei den in dem letzten Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weiſe kaum eine Ahnung ſein kann. Er fühlte ſeinen deutſchen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Beſitz und altes Geſchlecht, aber er hatte dieſen Ritter auch idealiſiert. Ihm ſollte der Edelmann ſein der Ewigrüſtige, der Immergewappnete, der durch Rat und That für König und Vaterland Wirkſame; ihm ſollte der Landherr ſein der tapfere einfache Landmann, der erſte Bauer, ein Beiſpiel von Arbeit, Ordnung, Sparſamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen ſeinen Kräften der Gemeine, dem Kreiſe und der Landſchaft angehörend. Und ſo war, lebte und wirkte der Mann auch, ſtreng in ſeinen Grundſätzen, einfach in ſeinen Sitten, enthaltſam und mäßig in ſeinen Genüſſen, ſparſam in ſeiner Haushaltung, im Kleinen ſchonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke ſtets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zweckloſigkeit ſein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienſte der Ahnen blos des nichtigen Genuſſes pflegte, verachtete niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geſchickten, ausgezeichneten Menſchen jeden Standes ſah der ſtolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als ſeinen gebornen Gleichen an; ja ſo beſcheiden war er, daß er ſich jeden Augenblick unter jeden ſtellte, der ihn in irgend einem Geſchäfte an Einſicht und Geſchicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet und ſelbſt auf die Dinge, welche meiſt nur im Schein zu beſtehen ſcheinen, immer den Glanz einer höhern Anſicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute ſolchen Ritterſtolz! Wenn ſein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend geweſen iſt, ſo war ſein Wirken durch Geſelligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menſchlichen Kreiſen und Verhältniſſen, freilich auf eine unberechenbare Weiſe, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und

Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte sein, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermütige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle und stolze Gemüt für alles Schöne und Große begeisternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen, erschien der ganze tiefe und wehmütige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Mutes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte: daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demütig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiseste und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos thätiger und arbeitsamer Bürger — und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen,

wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns aufruft. Arndt.

15. Napoleon I.

War die Revolution selbst gewaltig und riesenhaft angelegt, so schloß sie auch ihre erste Epoche mit einem Manne ab, der den außerordentlichen Stempel seines Ursprungs an sich trug. Er brachte die Bildung und Technik der alten Zeit mit herüber, glich aber der Revolution durchaus an Gewaltsamkeit und jenem Mangel an Pietät für das Geschichtliche und Ueberlieferte, der einer ihrer Grundzüge ist. Ein Kind der großen Welterschütterung und doch ohnen einen Zug jenes philanthropischen Enthusiasmus, der die erste Morgenröte derselben umgab, kündigte er sich gleich in den Anfängen als das scharfe Gegenbild aller Verfassungsschwärmer und politischen Theoretiker von 1789 an. Aber wie wunderbar hatte die Natur diesen Mann ausgerüstet, wie mächtig die Schule des Lebens ihn großgezogen! Ein Geist von durchaus praktischer Genialität, von jener Ursprünglichkeit und vielseitigen Schöpfergabe, die das Kennzeichen des echten Genies ist, noch im ganzen Feuer seiner ersten Jugend, aber frühreif und im Gebrauch seiner Mittel so gewandt und elastisch, wie es nur Südländer sind, auch bei aller Jugend voll selbsterworbener Erfahrung und Menschenkenntniß, schien er in der That mehr als ein anderer Sterblicher dazu geboren, die Revolution zu bezwingen, aber auch sie abzuschließen und die Versöhnung herzustellen zwischen der alten und der neuen Zeit. Allein der schlichte Sinn für friedliches Menschenglück und bürgerliche Freiheit war diesem Manne fremd; der philanthropischen Begeisterung des Jahrhunderts, dem er angehörte, stand er mit der Kälte vollendeter Selbstsucht und mit jener tiefen Menschenverachtung entgegen, die der Hingebung für das Ideale wie einer kindischen Thorheit spottet. Die Lorberen, die auf dieser Bahn errungen werden, haben ihn nie gelockt; wol aber hatte der Zauber äußeren Ruhmes und Glanzes seine Seele mit unwiderstehlichem Reize umstrickt. Die einen Washington für diese kranke Welt in ihm hofften, die konnten schon aus den Ereignissen von 1796 ihren Irrtum erkennen. Die Cäsaren Roms waren seine Schule und sein Vorbild. Große äußere Werke, wie sie nur im Glanze einer Weltherrschaft gedeihen, materielle Schöpfungen, die den Stempel des Gewaltigen und Riesenhaften an sich tragen, neben innerer Oede und Unfreiheit; Gleichheit Aller

unter der Despotie eines Einzigen, wiewol verhüllt in demokratische Formen, soldatische Macht und Zucht neben dem Schein republikanischer Erinnerungen, Haß gegen alles wahrhaft Aristokratische, bestehe es in Geburt, Gesinnung oder Bildung, aber dafür Fütterung der Massen, Blendwerke oder Schauspiele für den großen Haufen — mit diesen Künsten hatten die römischen Imperatoren einst wie eine Gottheit auf Erden über die Welt gewaltet, uud darauf gieng auch die bonapartesche Menschenbeglückung aus.

Verwandte Naturen hatte schon das spätere italienische Mittelalter erzeugt, dem die Bonapartes durch Art und Abstammung angehören: Naturen von ähnlicher Weltanschauung, von derselben dämonischen Gewalt über die Massen, von der nämlichen seltsamen Mischung soldatischer Tyrannei und revolutionärer Rhetorik. Aber noch niemals war eine Persönlichkeit aufgetreten, in welcher mit solchen Reminiscenzen sich diese individuelle Größe und die herbe Schule einer großen Revolution verband. Der kosmopolitische Zug, der durch das achtzehnte Jahrhundert hindurchgeht, kam hier zu einem eigentümlichen und furchtbaren, die Welt bedrohenden Ausdruck; nicht in vagem weltbürgerlichem Empfinden gab er sich kund, sondern in dem gewaltigen Wollen einer Despotennatur, die entschlossen war, mit Verachtung des Individuellen und Nationalen der Welt ihr persönliches Gepräge aufzudrücken. Es war eine ernste Probe, die das Schicksal den Völkern dieses Weltteils vorlegte; ob sie sich selber noch angehören oder bonapartisch umgeschmolzen werden sollten, war eine zeitlang die ernste, zweifelhafte Frage. Und zumal dem deutschen Wesen und Eigentümlichkeit ist diese romanische Cäsarpolitik mit aller Feindschaft entgegengetreten; zwei Jahrzehnte hat sich unsre Geschichte um diesen Mann und seine Ziele bewegt.

Häusser.

16. Aus der Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember 1825.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wol mögen wir den beweinen, der uns Ersatz ge-

wesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet, und der heiße beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in

den Paläſten der Großen, er ſcherzte nicht mit ſeiner Leier an den Tiſchen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Mögen wir der ſtolzen Glocke, die an ſeltenen Feſttagen majeſtätiſch ſchallt, unſere Ehrfurcht zollen — unſere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsſchlag unſeres Herzens begleitet, die jede Viertelſtunde unſerer Freude nachtönt und alle unſere Schmerzen, Minute nach Mtnute von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläſte; in den Häuſern ihre Herren; im Volke die Kameradſchaften; in dieſen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkoſ't; der Wanderer ſtaunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preiſen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachſene Pfade ſuchte er das verſchmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, ſie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmſte Dichter, und ſchlotterte ihm nur eine Saite noch auf ſeiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen. Jean Paul wartete dieſe heilige Flamme, bis ſie mit dem Tode verliſcht. Bei jeder goldenen Hochzeit iſt er der trauende Prieſter, der die alten Herzen noch einmal aneinander legt, und die zitternden Hände zum letztenmale paart, bevor der Tod ſie trennt. Durch Nebel und Stürme und über gefrorene Bäche, dringt er in das eingeſchneite Häuschen eines Dorfſchulmeiſters, die Chriſtnachtfreuden ſeiner Kinder zu teilen. Mit vollen Klängen beſingt er die königliche Luſt auf den Wonne-Inſeln des Lago Maggiore; aber mit leiſern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutſchen Jubelſeniors und die Freuden eines ſchwediſchen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ſteht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch, als unſern Haß, ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort be-

sprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abendwolken unserer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauscheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstolene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weineſt, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoden Funken und facht ihn zur Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter!

Die Bewunderung preis't, die Liebe ist stumm! Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über dem Mahle den Wirt, der herzlose Kunstfreund den Künstler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürz-

krämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlene Brotfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrtum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz den Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, teilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sich gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Wert.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Campanerthale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er. L. Börne.

2. Schilderungen aus Natur und Menschenleben.

1. Naturschilderungen.

1. Die Wiederkunft des Frühlings.

Wie frohlockt die ganze Natur bei der Wiederkunft des Frühlings? Welches Leben in den erheiterten Lüften, voll von dem Triumphliede der Lerchen, auf diesen zart aufblühenden Wiesen, auf diesen sich belaubenden Buchen, dort auf den begraf'ten Hügeln, wo hundert junge Lämmer springen, auf jenem See, in welchem die Sonne wieder ihr stralendes Antlitz spiegelt, in dieser ganzen vor uns ausgebreiteten Landschaft, deren Fläche von dem neuen Grün in abwechselnden Schattierungen geschmückt und hin und her von den Scenen ländlicher Arbeit wieder bedeckt ist! Welcher frohe, vermischte Lärm um uns her! Wie die freien Bäche zwischen den Blumen rieseln, wie die Stiere den frischen Weiden entgegenjauchzen, wie die mannigfaltigen Stimmen der Vögel, die unter dem blauen Himmel umherschwärmen, in das einförmige Lied des Kuckuks, der den Frühling ausruft, und in das Geschwätz der Frösche eintönen, unterdessen ein warmer West schmeichelnd unsre Wangen umfließet und ein süßer Geruch aus der jungen Erde hervoratmet! Ueberall ist Frühling, überall schallet die Freude des verjüngten Jahres und wecket den Wiederhall.

Was für eine Veränderung hat sich in allen Teilen der Natur ausgebreitet, und wie allgemein ist die wohlthätige Güte des Wesens, das die Jahreszeiten in ihrer Ordnung abwechseln läßt, unsere Erde, die sich von ihrer Mühe ausgeruhet hat, wieder mit Fruchtbarkeit und Freude schmückt und die ganze Schöpfung bis in ihre geheimsten Tiefen belebt! Noch vor wenigen Monaten war die ganze Fläche der Erde mit einer kalten Unfruchtbarkeit und einer toden Stille überdeckt. Diese Thäler, die jetzt die Wollust des Auges sind, lagen in einer tiefen Trauer vergraben; diese Berge, die jetzt ihr grünendes Haupt in die Wolken erheben, und an deren fruchtbarem Abhange die frohe Wollenherde klettert, standen im hohen Schnee erstarret; diese belaubten Gänge, die jetzt der Nachtigall eine angenehme Zukunft geben, waren nackte Reiser und Zweige, die unter der kalten Last des Winters

arbeiteten; diese Bäche, die jetzt mit lautem Gemurmel dahinhüpfen, waren mit einer eisernen Kette in ihrem Laufe gehemmt; der Nordwind heulte über Städte und Dörfer dahin und schüttelte von seinen schrecklichen Flügeln Reif und Eis und Kälte und Verwüstung herab; die Schöpfung schien einem ewigen Tode übergeben zu sein.

Aber kaum hauchte der Atem des Allmächtigen, so drang Leben wieder in alle Adern der erstorbenen Geschöpfe. Er winkte der Sonne, sich unserm Erdballe zu nähern, und die Luft ward wieder mit einer befruchtenden Wärme erfüllt. Das ganze Reich der Pflanzen empfand den wohlthätigen Einfluß, und seine belebten Säfte drangen in allen Teilen zum neuen Wachstum hervor. Die Erde gebar in ihrem mütterlichen Schoße Gras und Kräuter und Blumen, ließ ihre Kinder hervorgehen und zeigte sie als ihre stolze Zierde. Die dicken Wolken zerflogen uud der Himmel lächelte über das hervorsprießende Grün der Felder hin.

Zwar verlor er noch oft seine frühe Heiterkeit und verhüllte seinen Glanz in Schnee und Hagel. Die zurückkehrende Kälte hemmte die Wirkungen der Sonnenstralen, und die noch schwachen Kräfte des Jahres waren in Gefahr, in ihrer Geburt erstickt zu werden. Die Hügel, auf welchen schon die Weide der Lämmer hervorgrünte, wurden noch einmal mit einem flimmernden Gewande überkleidet. Der erste Schmuck der sich belaubenden Fruchtbäume ward noch einmal mit Flocken durchwebt, und die noch halb kahle und halb aufgeblühte Landschaft schimmerte unter dem Lichte, das hin und her die Wolken durchbrach, im Gemisch von Weiß und Grau und Grün. Und wie oft sahen wir nicht die Lerche, die dem ankommenden Frühlinge in die wärmere Luft entgegen sang, in einer traurigen Stille wieder heruntergleiten, ihre kleinen Flügel betrübt zusammenfalten und vor dem heuchlerischen Wetter in das Winterlager zurückfliegen!

Doch noch einmal gieng die belebende Kraft von dem Vater der Natur durch alle Wesen. Die stärkere Sonne lösete die kalten Ueberbleibsel des Winters auf. Und nun herrscht der siegreiche Frühling auf allen Hügeln, in allen Thälern, in allen Gärten. Alles ist von seinen Reizen voll. R. Hirschfeld.

2. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den scharzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag; die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des

nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüffe empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort; die scheuen Tiere fliehen den Felshöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume; der Landmann kriecht nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen; das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohre immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen erfüllet den weiten Luftraum; die Erde bebt, und alle Echo's in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze Stral auf Stral aus, durchkreuzen die schwerfälligen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels öffnen sich von ihrer Last und stürzen ganze Fluten herab, und indem die Wolken unter dem Kampf der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

R. Hirschfeld.

3. Der Morgen.

Schon entweicht der Mond mit seinem bleichen Gefolge, schon fangen am dämmernden Himmel die ersten Farben der Morgenröte an aufzuglimmen. Allmählich verlassen die falben Schatten die Ebene und ziehen sich tief in die Nacht der Wälder zurück; an den Gipfeln der Berge wallen die Nebel auf und nieder und scheinen untereinander zu streiten, wie sie vor der Ankunft der Sonne entweichen wollen. Der rasche Lauf der Flüsse und die stille Flut des Sees sind von einem Dampf bedeckt, der nach und nach an den angrenzenden Hügeln hinaufzieht, indessen hin und her die Spitzen der Wälder und Landhäuser aus der Dunkelheit emporragen, dort der lange Gürtel grauer Gebirge, die sich mit dem blauen Himmel mischen, wieder erscheint, hier ein kühler Wind auf den schon erhellten Bächen schwärmet, im mutwilligen Spiel die kleinen Wellen kräuselt und da, im frischen Laube scherzend, den Tau herabschüttelt. Ein sich immer mehr aufheiterndes Purpurrot durchströmt die Wolken, und ein vorlaufender

Schimmer der herannahenden Königin des Tages spielet auf die Häupter der Felsen und der Hügel, welche die letzten Tropfen des Taues empfangen, und weckt die ganze Natur, auf ihre prächtige Ankunft aufmerksam zu sein. Der ganze Ost entflammt sich, der Himmel glänzt von einem zitternden Lichte, die Stirnen der Berge glühen, über dem gewölbten Walde zerfließt eine liebliche Röte, und weit umher schwimmen schon die Gefilde einer goldnen Heiterkeit. Endlich erhebt sich dort die Sonne über den Horizont herauf, ein wallendes Meer von Feuer. Ihre Stralen umleuchten alles, die weite Schöpfung fühlt ihre Gegenwart. Der Glanz des Lichts blitzt auf den betauten Fluren, die Wiesen schimmern im reichern Schmelz, die Blumen entfalten sich und spiegeln ihre benetzten Blätter vor der erwachten Sonne. Der West wälzt sich auf erfrischten Gewächsen, die Luft ist kühl. Die Lerche wirbelt ihr Morgenlied in die beglänzten Wolken. Jede Schönheit der Natur enthüllt sich wieder, und ein Trieb des Vergnügens bemeistert sich aller Sinne. Ein zarter Dampf, der das Thal noch wie mit einem leichten Flor beschattete, verfliegt allmählich in der heitern Luft; die entfernten Gebirge nähern sich aus ihrem Duft dem Auge wieder, und alle unsere Blicke streichen in die erleuchtete Landschaft. Schon lange hat der Landmann, von der Stimme des Hahns geweckt, sein Lager verlassen, und munter bereitet er sein Feldgerät vor der Hütte, von hohen Eichen beschattet und von nahen Wiesen umduftet. Am Eingange des Forstes steht der Hirsch, sieht den frühen Reisenden vorüberziehen, gafft ihn mit furchtsamer Neugierde an und rauscht in die sichern Gebüsche zurück. Die Tiere jauchzen dem jungen Tage entgegen und suchen ihre Nahrung; der Stier führt mit gemessenen Schritten die Herde wieder zur Weide hin, und das Gebrüll und der Klang der Schellen durchtönt den Weg; neben ihm springen Schafe aus ihren Hürden hervor, und die Hügel umher antworten auf ihr Geblök und das Horn des Hirten. Indessen stimmen die Wälder in das allgemeine Konzert der Natur mit ein; hundert vermischte Stimmen frohlocken zum Himmel empor; der Landmann wetzt seine Sense, mähet und singt; alles ist Leben und Freude. Doch alle diese Reizungen sind mehr für die Empfindung als für die Schilderung.

R. Hirschfelde

2. Zwei Naturschilderungen.

Der Waldweg, auf dem jetzt Oswald leicht und fröhlich dahinschritt, schien wenig betreten und noch weniger befahren.

Im Winter mochte es ein verzweifelter Weg sein, desto schöner und poetischer war er nun im Sommer. Hier und da wucherten Gras und Lattich von einem der schlecht gehaltenen Gräben bis zum andern quer drüber hin; an manchen Stellen überwölbten ihn die hohen Buchen und Eichen mit ihren breiten Kronen. Je tiefer Oswald in die grüne Wildniß drang, desto heimlicher und stiller wurde es um ihn her — so heimlich und still, daß er in dem Liede, welches er vorhin lustig angestimmt hatte, plötzlich abbrach, als fürchtete er, den Wald im Schlafe zu stören.

In der heißen Nachmittagsstunde schläft der Wald. Das grüne Blättermeer rauscht nicht in schwellenden Wogen; still und unbeweglich trinkt es die Glut der Sonne. Kaum, daß es hier oder dort leise in einem der Bäume rasselt. Das erweckt dann wol einen oder den andern der schlafenden Nachbarn, aber sie raunen nur dem Störenfriede zu, daß es jetzt keine Zeit zum Plaudern sei und träumen weiter. Die Vögel harren, im dichtesten Laube versteckt, der Abendkühle. Das Weibchen schlummert auf dem Nest über den halbflüggen Jungen; das Männchen sitzt auf dem Zweige daneben, hat das Köpfchen unter den Flügel gesteckt und schlummert, müde von dem frühen Aufstehen, dem jubelnden Gesang den lieben, langen Morgen hindurch und der eifrigen Jagd auf Mücken und Würmchen. Die wissen, daß es jetzt gute Zeit für sie ist, und tanzen lustig in den roten Sonnenstralen, die heimlich durch die Zweige schlüpfen, und kriechen und krappeln und hasten sich durch das warme, weiche Moos. Tiefe Ruhe! Da tönt ein sonderbarer heiserer Schrei in kurzen, wie in Aerger schnell hintereinander ausgestoßenen Tönen. Das ist der Falk, des Waldes Förster. Er ist ein schlimmer Gesell, den sein böses Gewissen nicht schlafen läßt, und deshalb klingt auch sein Ruf so grell und schrill, wie er jetzt stolz und einsam hoch droben in der blauen Luft über dem stillen Blättermeer, seinem Revier, die wunderlichen mystischen Kreise zieht. — —

Da trat Oswald heraus aus den Buchen, deren breite Kronen sich über seinem Haupte wölbten, auf das hohe Kreideufer, und weit, unermeßlich lag es vor ihm da, das heilige, ewige Meer. Dort in der Ferne blitzten die weißen Kämme der Wogen auf, die, sich unaufhaltsam heranwälzend, tief unter seinen Füßen zwischen den gewaltigen Steinen des schmalen Strandes mit unaufhörlichem Donner brandeten — Woge auf Woge, immer neue und immer neue, unzählig,

sinnverwirrend, wunderbar. Kein Segel war zu sehen in der ungeheuren Runde; nur ganz am Horizont zog eine Rauchsäule von Osten nach Westen. Sie kam aus dem Schlot eines Dampfers, der seine einsame Bahn, wer weiß woher? und wohin? rastlos verfolgte.

Ueber der schäumenden Brandung unter ihm flatterten weiße Möven und stürzten sich kreischend in die Salzflut und schwangen sich wieder auf und flatterten wieder hierhin und dorthin. Hoch oben in der blauen Luft zog ein Seeadler seine majestätischen Kreise, höher und immer höher, bis er Oswalds Blicken nur noch als ein schwarzer, beweglicher Punkt erschien. — Aber selbst das erhabene Schauspiel des Meeres vermochte heute nicht seine Seele auszufüllen. Der Ocean ist nicht so groß und so tief wie das menschliche Herz.

Friedrich Spielhagen.

3. Das Leben im Sommer.

Welche schöne Jahreszeit! Wahrlich ich weiß oft nicht, bleibe ich in der Stadt, oder geh' ich auf's Feld, so sehr ist's überall gleich hübsch. Geht man über die Thore hinaus, so freut man sich über die Bettler, die jetzt nicht frieren, und die Postreiter, die mit vieler Lust die ganze Nacht zu Pferde sitzen können, und die Schäfer, die im Freien schlafen. Man braucht kein dumpfes Haus, jede Staude macht man zur Stube, und hat dabei die guten, emsigen Bienen vor sich und die prächtigsten Zweifalter. In Gärten, auf Bergen sitzen Gymnasiasten und ziehen im Freien Vocabeln aus Wörterbüchern. Wegen des Jagdgesetzes wird nichts geschossen, und alles Leben in Büschen und Furchen und auf Anhöhen kann sich so recht sicher ergötzen. Ueberall kommen Reisende auf allen Wegen daher und haben die Wagen meist zurückgeschlagen; den Pferden stecken Zweige im Sattel und den Fuhrleuten Rosen im Munde. Die Schatten der Wolken laufen; die Vögel fliegen dazwischen auf und ab; Handwerksburschen wandern leicht mit ihren Bündeln und suchen keine Arbeit. Sogar im Regenwetter steht man gerne draußen und riecht die Erquickung, und den Viehhirten schadet die Nässe nichts. Und ist's Nacht, so sitzt man nur in einem kühleren Schatten, und sieht den Tag am Horizonte dämmern. Wohin ich nur blicke, finde ich mein liebes Blau: am Flachs in der Blüte, an den Kornblumen und am göttlichen, unendlichen Himmel, in den ich gleich hineinspringen möchte, wie in eine Flut. Kommt man nun wieder nach Hause, so findet sich in der That frische Wonne. Die Gasse ist eine wahre Kin-

derstube; ja sogar abends nach dem Essen werden die Kleinen, obwohl sie sehr wenig bekleidet sind, wieder in's Freie gelassen und nicht wie im Winter unter die Bettdecke gejagt. Man ißt am hellen Tage zu Abend und weiß kaum, wo der Leuchter steht. Im Schlafzimmer sind die Fenster Tag und Nacht offen, auch die meisten Thüren im Hause, ohne daß es schadet. Ueberall liegen Blumen, neben dem Tintenfaß, auf den Papieren und auf den Ladentischen. Die Kinder lärmen sehr; auch hört man das Rollen der Kugeln auf den Kegelbahnen. Die halbe Nacht geht man auf den Gassen auf und ab und sieht die Sterne am hohen Himmel glänzen. O Gott, welches Freudenleben auf dieser kleinen Erde! Jean Paul.

4. Das Nachtigallenwäldchen.

Der Fahrweg von Röndorf am Fuße des Siebengebirges bis nach Honnef führt durch eine gesegnete und wohlbestellte Feldflur. Die Wirtin aber, die uns freundlich bis an die Grenze ihres Hauses begleitete, machte uns auf das Nachtigallenwäldchen aufmerksam, wobei sie voraussetzte, daß wir dasselbe kännten und dorthin unsern Weg nehmen würden. Sie staunte daher nicht wenig, als wir sie fragten, ob das Wäldchen von der Menge der Nachtigallen seinen Namen habe. Mit emsigen Worten bezeichnete sie uns den Weg und freute sich schon für uns über den Genuß, den wir dort finden würden. Die Sonne neigte sich zum Untergange; die Luft aber war noch schwül und mit blendendem Lichtschimmer erfüllt. Bald sahen wir das bezeichnete Wäldchen vor uns liegen; der Fußpfad bog rechts vom Fahrwege ab und führte zwischen hohem Roggen, der eben ausgeblüht hatte, und einem Kleefelde, worauf eine Schnitterin mit ihrem Töchterchen beschäftigt war, einen Wassergraben entlang. Die Töne der Nachtigallen hallten uns schon von ferne entgegen, und der kühlende Schatten und leise Lufthauch, der uns beim Eintreten in's Gebüsch umfieng, stimmte unser Gemüt recht zum Genusse alles dessen, dem wir entgiengen.

Das Wäldchen ist trotz der vielen Besucher und seiner wundersamen Reize frei geblieben von jenen künstlichen Anlagen, die so oft den Blick vom wirklich Schönen abziehen und dem bloßen Scheine zuwenden. Der äußere Rand ist auf feuchtem, fast sumpfigem Boden mit dichtem, wildem Gestrüppe bewachsen; im Innern hat man nur die Wege, die sich größtentheils nach dem Gange der Besucher gleichsam von selbst gebildet haben, ein wenig gesäubert und hin und wieder offene

Plätze ausgehauen, ohne jedoch dem natürlichen Wachstum des Bodens Gewalt anzuthun. Der Boden ist nämlich reichlich mit Gras und Kraut und Stauden besetzt, und die Waldung besteht aus jungen, rasch aufgeschossenen Eichen und Buchen, zwischen denen hier und da ein alter, ehrwürdiger Baum seinen Stand behauptet hat.

Wie sehr aber das Wäldchen seinen reizenden Namen verdient, davon wird wol jeder überrascht, der es erfahren hat, wie oft bei dergleichen Namen eine Uebertreibung zu Grunde liegt. Die Anzahl der Nachtigallen, die da in Baum und Strauch um uns her geschäftig waren, konnten wir bei dem bunten Getriller nicht ausmitteln; es war uns aber, als wenn ihrer nicht mehr zusammen sein könnten, nnd wir unterschieden an der auffallenden Verschiedenheit der Stimmen und Weisen wenigstens zehn. Leise und schweigend giengen wir durch die Schattengänge vorwärts und kamen an einen runden, offenen Platz, um welchen im Kreise gerade so viele Wurzelstämme von abgehauenen Buchen standen, als unsere Gesellschaft Personen zählte. Sie sehen und zu Sitzen erwählen, war natürlich bei allen zu gleicher Zeit dieselbe Ueberraschung und derselbe Gedanke. Daß wir uns vorkamen, als seien wir in eine Märchenwelt versetzt, brauchten wir einander kaum zu sagen; die wechselseitigen Blicke und Mienen sprachen das deutlicher aus. Von allen Seiten erhuben sich stärker die Lieder der rastlosen Sänger, und wie immer, so schien es auch hier, als merkten sie, daß man ihnen mit Entzücken zuhorche, oder als wären sie freimütig oder eitel genug, um ihre volle Kraft und das ganze Maß ihrer Beweglichkeit aufzubieten und die Verwunderung fortwährend zu verdoppeln. Ebenso gewiß schien es uns, daß ein unablässiger Wettstreit zwischen ihnen herrschte, wobei sie sich bald in der Stärke und Höhe der Töne, bald in dem langen Anhalten derselben, bald in der Mannigfaltigkeit der Weisen zu überbieten suchten; am häufigsten jedoch geschah es, daß der einen Meisterschaft eine andere, verschiedene entgegengestellt wurde, so daß man zu gleicher Zeit die verschiedenartigsten Tonläufe in der mannigfaltigsten Höhe und Dauer zu vernehmen hatte. Während die eine aus der Tiefe des Herzens ihr hingezogenes Ach einer namenlosen Sehnsucht bis zur Atemlosigkeit wiederholte und dann als Zeichen ihrer unerschöpflichen Lebensfülle einen mutigen Triller hinterher sandte, ergoß sich eine andere in ein Geschmetter von Tönen, als wollte sie die ganze Welt mit ihrer

Freude und Seligkeit begrüßen; hier hüpften abgestoßene Töne wie Tropfen durch die Blätter; dort war ein Zergliedern und ein Verbinden der Laute, als sollte es verständliche Sprache sein; anderswo hörte man ein leises nur eben vernehmbares Geschwirre, als geschähe es im Traume oder behaglichen Einschlummern; und zwischen dem Allem bald hier, bald dort die gewöhnlichen mutigen Vorklänge und Anflüge der darauf folgenden melodischen Läufe und Triller. Besonders zeichneten sich zwei in ihrem Wetteifer aus, und von diesen schien uns diejenige die Meisterin zu sein, welche uns zunächst auf einer schlanken, aber zweigreichen Buche saß. Sie strengte sich so sehr an und hatte solche Herzlichkeit in ihren Tönen, daß ich die Vorstellung von bloßem Wetteifer nicht länger festhielt, sondern edlere Triebe ihres Gesanges ahnete, Liebe zum brütenden Weibchen, Freude an den erfreuten Menschen und Lust am eigenen Gesange. Und als wir nun bei solchen Vorstellungen uns an die Sage erinnerten, daß sich wohl eine Nachtigall zu Tode singe, da empfanden wir fast alle eine beklommene Rührung für das kleine Wesen, zugleich aber auch eine gewisse erhabene Wehmut über die Gewalt der Triebe und über die Schönheit alles Edeln.

Lange hatten wir gesessen und gehorcht und empfunden, da trat allmälich eine Art von Pause zwischen den Sängern ein, worin sich noch hier und da ein leises Anschlagen und Stimmen vernehmen ließ. Wir benutzten diese Stille, um uns von dem Orte des Entzückens loszusagen; denn die Zeit drängte. Und jetzt erst, da wir aufstanden, erkannten wir, wie sich alles vereinigt hatte, um in uns das Gefühl, als seien wir in eine andere Welt versetzt, aufzuwecken und rege zu halten; denn jetzt erst wurden wir so recht aufmerksam auf die unbeschreibliche Beleuchtung der Bäume und Büsche, aus denen wir den Gesang empfangen hatten. Es war der reichste Goldglanz, den die untergehende Sonne in den mannigfaltigsten Gestalten und Massen und auf die wundersamste Weise in unser Wäldchen verstreute. Hier schien er als leichter Hauch umherzuschweben, dort umgab er die Stämme der Bäume mit Ringen und Streifen, und hier und da, wohin man die Blicke wandte, sah man ihn auf dem Boden, in den Büschen und über den Laubmassen in allerlei Figuren wie wundersame Kleinodien ruhen und wechseln, nach der Gestalt und Beweglichkeit der Oeffnungen, durch welche er eindrang. Die Sonnenscheibe selbst sahen wir nicht; wol aber erkannten wir ihre Stellung an dem Glutschimmer, das in einer dichten Laubwölbung wogte. Noch keiner von

uns hatte jemals ein solch verstohlenes Spiel der Sonnenstralen gesehen; denn es war bisweilen die Verteilung und Anordnung der goldig erleuchteten Stelle am Boden und in den Gipfeln der Bäume so wunderbarlich, daß wir nicht begreifen konnten, wie das bei einer und derselben Stellung der Sonne möglich sei. Die Mannigfaltigkeit dieser Augenlust ließ unsere frühere Lauscherstille und schweigende Wonne in eine bewegliche und laute Freude übergehen; der eine rief die Augen hierin, der andere dorthin, und doch hatte keiner Lust, sie von dem abzuwenden, was er eben betrachtete.

So kamen wir an den Ausgang des Wäldchens und sahen vor uns ein grünlich übergoldetes Kornfeld, das sich von einer Mühle langsam aufwärts hob und uns oben einen hohen Standpunkt zeigte. Diesem wollten wir eben zueilen, um über die schöne Fläche nach der Godesberger Ruine hinab die niedertauchende Sonne zu sehen, als die Nachtigallen wieder in erfrischten Tönen zu schlagen begannen, gleich als wollten sie uns zurückrufen zum Genusse eines lieblich aufsteigenden Abends.

Bone.

5. Das Seetreffen bei Nacht.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu schützen, rüstete die ostindische Kompagnie in Holland im Jahre 1615 eine Flotte von 7 Schiffen aus und untergab sie dem Befehl eines sehr geübten Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der königlich spanische Rat in Peru hatte jedoch kaum hiervon Nachricht erhalten, als er diese Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchst gefährlich schien, auf jede mögliche Weise zu vernichten beschloß und, weil er den geübten Holländern auf offener See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um sie dort von der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit angreifen zu können.

Nur der spanische Admiral, Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, setzte diesem bedachten Plane seinen jugendlichen Uebermut entgegen und versicherte, daß er (so lauteten seine eigenen Worte) diese jungen holländischen Hunde und verzagten Bruthühner blos mit zwei Schiffen einzufangen sich getraue, zumal sie, sicheren Nachrichten zufolge, bei der Durchfahrt in der Magellanischen Straße einen schweren Sturm ausgehalten hätten, und, hierdurch bis auf's äußerste abgemattet, sich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel diese stolze Vermessenheit; er ver-

traute dem Don Rodrigo und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich auf auf offener See aufzusuchen. Das Admiralschiff, Jesu Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen besetzt; das Vice-Admiralschiff, Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff, St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geschütz; das fünfte Schiff, Maria del Rosario, 150 Mann und 4 Stücke, und die drei letzten Schiffe waren ohne schweres Geschütz, nur mit Soldaten bemannt. Der holländische Admiral van Spielbergen erfuhr zwar seinerseits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sei; er stieg aber nichts destoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria an's Land, machte in dort befindlichen spanischen Niederlassungen große Beute und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reich beladenes spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und die Ladung geborgen worden, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von fern auch schon die Wimpel der feindlichen spanischen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber lagen. Der spanische Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten Seeleute jener Zeit, ließ seinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtsinnige, allzu hitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rat, segelte dreist auf das holländische Admiralschiff, die Sonne genannt, los und kam ihm in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. — Spielbergen aber beantwortete dies Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütz, und so begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finsteren Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruhten die Elemente und wollten stumme Zeugen sein, und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; — aber die Nacht verhüllte alles, was geschah, keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde

nicht zum Zielpunkte zu dienen, nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde für den Augenblick und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen worden war, nur das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wut des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindesherzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen und trafen fast mit jedem Schusse dergestalt, daß sich das spanische Admiralschiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest, es mußte standhalten und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden sein, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. — Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Not trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier abgeschlagen, und so versank es denn bald darauf mit allem in der Flut.

Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, auf's neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Vice-Admiralschiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Offizier auf derselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Kapitäns der Jacht, bat den Vice-Admiral, seinem Freunde zu Hilfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Kapitän, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahe Feinde, und während er den Angriff des Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten Freundes in den Grund.

Als der Morgen endlich nach dieser schaudervollen Nacht aufdämmerte und alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hilfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter

das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vice-Admirals gelegt, wo er Schutz zu finden glaubte; allein van Spielbergen griff beide auf's neue an, und es kam zwischen den Admiral- und Vice-Admiralschiffen beider Teile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff, Aeolus, auch herbeieilte und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe aneinander trieben und Bord an Bord legten, um aus einem derselben in das andere flüchten zu können. Das Vice-Admiralschiff war am härtesten getroffen worden, es drohte zuerst zu sinken; alles floh daher auf das Admiralschiff hinüber. Allein dies befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringe Teil der Mannschaft, welcher noch am Leben war, eilte auf das Vorderteil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufsteckten, andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Freiheit gegen Mut, Lebenslust gegen Todesverachtung, und so, den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme der Befehlshaber, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländischen Vice-Admiral wie einen Schiedsrichter zwischen die beiden spanischen Schiffe; dies gab den Spaniern die Besinnung wieder, sie klammerten sich nun sofort an das Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen und der spanische Admiral versuchte nun, mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine Rettung in der Flucht. Zwei holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg; — man hat aber niemals wieder etwas von ihm erfahren. Während dessen hatte van Spielbergen das spanische Admiralschiff nach langem, hartnäckigen Widerstande endlich doch erobert und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollte nebst ihrem Befehlshaber, dem Vice-Admiral Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Pedro bestand darauf, sein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächsten Nacht verlassen zu wollen, indem er deshalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden, und van Spielbergen, der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmütigen Besiegten auf seinem halbzertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reste seiner Offiziere ruhig beim Abendbrot; zwei statt-

liche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Viceadmiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajüte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

„Seid mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus. „Ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu sein. Nehmt den Becher, wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte und dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: „Ich wünsch' Euch von Herzen heut' eine gute Nacht, denn Ihr habt sie verdient, mögt Ihr mir morgen früh dafür auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ So schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufgieng, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich seiner großen Beschädigungen wegen nur noch wenige Stunden über dem Wasser werde halten können, und entschlossen, lieber den Tod als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmütig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrate, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Flut versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte wehmütig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand nach den Wolken emporstreckend, rief er aus: „Doch guten Morgen, Don Pedro!“

C. C. von Houwald.

6. Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Auge des Lesers hat's noch nicht von nöten. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Queckfilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken; und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem

Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.“ Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Tabak, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „Das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringeln.“

Gleichwol weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen. Merke

Erstens: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Queckſilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Queckſilber aufhört, ist keine Luft, sondern nichts, reines, klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dies wird erkannt: wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Queckſilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und alles umgiebt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will vermöge einer inwendigen Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und so zu sagen ausgespannt sein, bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Atem, der die Erde einhüllt und alles durchdringt und segnet und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thür, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Queckſilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Queckſilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn

wenn das Queckſilber in der Röhre einmal eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ſo drückt es vermöge ſeiner eigentümlichen Schwere der Luft wiederum dergeſtalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da ſtrebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann den andern mehr etwas anhaben. Die Luft ſpricht: „Gelt, du mußt droben bleiben!“ Das Queckſilber ſpricht: „Gelt, du bringſt mich nimmer höher!“

Merke Viertens die Hauptſache. Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal ſtärker, ein andermal ſchwächer. Die Gelehrten wiſſen ſelbſt noch nicht recht, wo dieſes herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausſpannung der Luft auf einmal ſtärker, ſo daß man ſagen kann, ſie gewinne neue Kraft, ſo drückt ſie auch um das ſtärker auf das Queckſilber im Kölblein alſo, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringſten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Queckſilbers in der Röhre gegen das Kölblein, bis ſie mit dem Druck der Luft wieder im gleichen iſt, welchergeſtalt alſo das Queckſilber in der Röhre ſinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Alſo ſteigt und fällt das Queckſilber, oder, wie man ſagt, das Wetterglas, und ſein Steigen und Fallen iſt übereinſtimmend mit dem unaufhörlichen Wechſel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menſchen verliehen, daß ihm in gläſernen Röhren ſichtbar werden kann, was in der unſichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leſer iſt vorſichtig und glaubt nicht alles auf das Wort. Merke alſo

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht ſchlecht hinein, und ſchmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Krümlein von dem Brod herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichſam wieder ein Teig daraus wird, und ſtopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, — von dem Augenblicke an geht das Queckſilber nimmer ob ſich und nimmer unter ſich, ſondern bleibt unaufhörlich ſtehen, wie es ſtand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Queckſilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt und hätte die beſte Luſt, er gebe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geſchieht.

Wenn es ihm aber mit ſeiner Vorſicht gelungen iſt, die Oeffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Queckſilber drücken, wie vorher, ſtärker oder ſchwächer,

alsdann fängt es auch wieder an, lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Queckfilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnumg des Kölbleins hineingeht und auf das Queckfilber drückt.

Daß aber die Luft allein es sei, welche im stande ist, mit wunderbarer Kraft das Queckfilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieser Höhe schweben zu erhalten, ist der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, nnd die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Queckfilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, das in dem Kölblein steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Queckfilber freies Spiel bekommt und seiner eignen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersitzt bis auf den Boden, oder auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke Sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, man weiß nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zu recht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Queckfilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündigt es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Bisweilen fallieren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch niemanden verraten hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Hebel.

7. Der Ausbruch eines Vulkans.

Geraume Zeit vor dem Eintritt eines wirklichen Ausbruchs pflegen Erderschütterungen das Herannahen eines solchen zu verkünden, besonders wenn der Kratergrund seit einiger Zeit sich mehr gehoben hat und aus der Trichterform langsam während mehrerer Jahre anschwellend in die einer leicht vertieften Ebene übergegangen ist. Alsdann verraten auch schon senk-

recht aus dem Krater aufsteigende, oberhalb in mannigfachen Wirbeln sich kräuselnde Dämpfe, welche die fruchtbare Einbildungskraft der Italiener seit Jahrhunderten dem schlanken Wuchs der einheimischen Pinien verglichen hat, die bis dahin schlummernde Thätigkeit der unterirdischen Mächte deutlicher und geben den Anwohnenden ein mahnendes Zeichen, daß mit ihnen, um mich der Worte des Dichters zu bedienen, „kein ew'ger Bund zu flechten" sei. Während an manchen Vulkanen diese Rauchsäulen, in Italien Fumarolen genannt, erst bei bevorstehenden Ausbrüchen sich einstellen, anfangs leichten Wasserdünsten gleichend, hauchen andere Vulkane beständig solche Dunstmassen aus und verkünden die Nähe eines Ausbruchs höchstens durch Vermehrung ihrer Fumarole an Umfang und Dichtigkeit der sie bildenden Dämpfe bis zum Ansehen einer schweren, das Haupt des Berges umlagernden Gewitterwolke. Ehe es jedoch zu einer solchen Höhe der Ausbruchserscheinungen aus dem Krater selbst kommt, zeigen die Entwickelung des Ausbruchs andere Zeichen in seiner Nähe an. So vernimmt man in der Regel gleich anfangs ein eigentümliches Getöse, das dem Zischen verdampfenden, auf glühende Kohlen geschütteten Wassers gleicht, sich nach und nach bis zu dem Brausen gewaltsam aus engen Mündungen strömender Dämpfe steigert und später in wirkliches Donnergeroll wie von fernen Kanonen übergeht. Mit diesem Geräusche verbinden sich leise Bebungen des Bodens, die bald zunehmen oder auch jetzt schon sehr heftig sein können, wenn leichte Erderschütterungen allen anderen Erscheinungen vorangiengen; ein starker Knall, welcher nun zu erfolgen pflegt und meistens mit einer plötzlichen Entzündung der Rauchsäule verbunden ist, verkündet dann den wahren Anfang des Ausbruchs, der alsbald mit dem Auswerfen glühender Massen beginnt und in ähnlicher Thätigkeit bleibt, so lange er dauert. Jetzt füllt sich auch der durch jene erste Erschütterung zerrissene Kratergrund mit glühender Lava, die absatzweise an verschiedenen Stellen hervorquillt; oftmals berstet er während dieses Hebens auf's neue, türmt sich zu kleinen Schlackenkegeln in seiner Mitte oder an den Ausbruchsstellen auf und stößt um so stärkere, dunklere Rauchwolken mit immer zunehmendem Gepraffel aus. Bei einer solchen Steigerung der Rauchmassen ist der Ausbruch schon in voller Thätigkeit; er verfinstert mit seinen Dünsten die Tageshelle und läßt kaum noch dem Lichte der stralenlosen Sonnenscheibe einen schwachen Durchweg; denn ein feiner, aschenartiger Staub fällt aus der Luft herab und zeigt an, daß nicht blos Dampfwolken, daß auch

erdige Bestandteile emporsteigen und, von den Dämpfen mit fortgerissen, aus den kälteren, minder bewegten Luftschichten der Umgebung, mit feinen Wassertropfen gemengt, wieder herabfallen. Beide überziehen gleich einer Trauerdecke alle benachbarten Gegenstände und töten oft schnell und sicher, sei es durch die Hitze, sei es durch den feinen Staub und die Schwefeldämpfe oder die Säuren, welche dem Wasser beigemischt sind, Pflanzen und Thiere. Dabei sind fortdauernd die unteren Teile der Rauchmassen erleuchtet, ja flammend — ein Widerschein der im Krater sich hebenden glühenden Lava, welcher sichtbar an Helligkeit zunimmt, wie diese frisch hervorquillt, und, nach oben allmählich schwächer werdend, in den Dunstmassen sich verliert, zuletzt nur noch die gewölbten Ränder ihrer Wirbel mit einem glühenden Saume bemalend. Immer lauter wird zugleich das Getöse, immer schneller folgen einander die Schläge, und Donner auf Donner treibt die emporlodernden Dampfmassen zu einer schwindelnden Höhe hinan. Oft fahren, von solchen Erschütterungen getrieben, die glühenden Körper senkrecht durch die Rauchwolken, neigen sich, wenn ihre Fliehkraft erschöpft ist, im Bogen und fallen mit prasselndem Geräusch auf die Kraterwände nieder, hier nach allen Seiten gleich Eisenschlacken, die der Hammerschlag abtreibt, zerspringend. Selbst in der Luft trennen sie sich, wenn ein Teil der unförmlichen Masse, größere Schwere besitzend, eine andere Fliehkraft erhalten hat, und stralenförmig lösen sie sich dann, gleich aufsteigenden Raketen, in ihre verschiedenen Bestandtheile auseinander. Und immer schneller und schneller folgen die Stöße, immer lauter wird ihr Knall, immer zahlreicher die Menge der emporgeschleuderten Feuerklumpen, immer stärker das Geprassel ihrer fallenden Bruchstücke. Hier erfaßt wol ein nachfolgender den bereits zurückkehrenden, und die Heftigkeit des Stoßes der sich begegnenden mehrt die Zersplitterung, steigert die gleich platzenden Bomben umhergeschleuderten Scherben. Da nahet auf's neue das lange gefürchtete, ängstlich erwartete schaudervolle Erzittern des Bodens, der, dem Andrange der eingepreßten Dämpfe nachgebend, sich windet und berstet und stralenförmig nach allen Seiten von der Mitte des Berges aus die Ebene zertrümmert. Und diese Erschütterung ist es, welche unter allen Ausbruchserscheinungen den Menschen am meisten schreckt, welche ihn aus dem wirtlichen Dache in die aufgeregte Natur hinaustreibt und nötigt, sehender Zeuge des großen Ereignisses zu sein, das einst in gesteigerter Höhe die Erdoberfläche bildete und denselben Boden aus dem Meere emporhob, den es nun seinen an-

drängenden Wogen in erneuter Katastrophe wieder preisgiebt. Doch das Ende des Unheils, welches so schauerlich schön erscheint in seinen einzelnen Zügen, steht nahe bevor. Schon zeigt sich der glühende Fluß leicht gewölbt über den niedrigsten Stellen des Kraters, schon fließt an einzelnen Punkten die geschmolzene Lava herunter und schlängelt sich langsam, eine feurige, zähe Masse, an den Wänden des Kegels fort, die niedrigen, ihr im Laufe begegnenden Gesträuche entzündend, daß sie mit flackernder Flamme auf ihrer Fläche emporlodern. Bald folgt solchen Vorläufern der feurige Hauptstrom nach. Während aller dieser Erscheinungen immer mehr im Krater emporgestiegen, durch neue, neben den alten hervorbrechende Fluten näher und näher dem Rande gerückt, endlich sogar polsterartig über den tiefsten Stellen des Randes eine zeitlang schwebend, sinkt plötzlich, von einem Donnergetön und heftigen Erschütterungen begleitet, die glühende Lava herab, und in demselben Augenblicke strömt sie aus einer entstandenen Spalte tief unten am Fuße des Kegelberges hervor, anfangs vom Drucke der über der Oeffnung stehenden Massen selbst fontänenartig aufsteigend und immer breiter, mächtiger in die fruchtbare, von Menschen sorgfältig bebaute Ebene sich ergießend. Schnell wendet sich dieser verheerende Fluß mit stets wachsender Gewalt auf der geneigten Fläche zur wirklichen Ebene hinab und öffnet durch den leer gewordenen Krater den elastischen Stoffen einen Ausweg. Von Asche begleitet und sie mit sich fortführend, steigen die Dämpfe, einer dunkeln Säule gleich, hoch empor und gestalten sich oben in den Lüften zu jener Pinienform, die schon den ältensten Beobachtern auffiel. Dieser ungeheure, majestätische Aschenbaum bildet die tragische Schlußscne der ganzen Erscheinung; er breitet seine Krone unheilkündend über die Ebene aus und bedeckt sie, sich senkend, mit seinem düstern Laube auf ewig; an hundert Fuß mächtige Lager hat er einstens über Herkulanum und Pompeji ausgeschüttet. Auf solche Weise begleiten ähnliche Erscheinungen den Ausbruch, in unheilvollem Kreise durch mannigfache Abstufungen zu jener unscheinbaren Dampfsäule zurückkehrend, welche als der erste Bote so grauenvoller Entwickelungen den Ausbruch einleitete.

Wenn endlich die Tageshelle diesen durch die großartigsten Leuchtfeuer nur schwach erhellten Finsternissen wieder folgt, so zeigt sich das ganze Bild der Zerstörung in seiner Vollendung; alles urbare Erdreich rings umher ist von aufgeschütteter Asche bedeckt, auf den Wänden des Berges und an seinem Fuße lagern die tausend und aber tausend Bruchstücke

der zersprungenen Auswurfsmassen, und zwischen neuen Erdschichten windet sich der noch heiße, glühende, rauchende, ja stellenweise flammende Lavastrom im selbstgebildeten Bette zu einer Tiefe herab, wo ihm jede Fallhöhe fehlt und der zähe Fluß in sich seinen Haltpunkt findet. Alles umher gleicht einer trostlosen Einöde, die grünende Pflanzendecke fehlt, die verdorrten Bäume strecken ihre bestäubten Aeste blattlos in die düstern Lüfte, und das tierische Leben hat schon längst aufgehört hier zu schlagen, ja es hat in der glühenden Asche selbst die Spuren seines Daseins verloren. So etwa mochte der Anblick sein, als 79 Jahre nach Christi der Vesuv aus seinem vieljährigen Schlummer zum erstenmal wieder erwacht war, im Vollgefühl seiner verheerenden Kräfte dreißig Quadratmeilen mit seinen Auswürflingen bedeckte und drei volkreiche Städte mit ihren sorglosen Bewohnern in den ewigen Todesschlaf einhüllte. Nur als Schatten ehemaliger Herrlichkeit sollten sie aus den Gräbern nach 1700 Jahren wieder emporsteigen.

Hermann Burmeister.

8. Der südliche Sternenhimmel.

Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wie jede Nacht die Schönheit des südlichen Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maße, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder unsern Augen entfaltete. Man hat ein wunderbares Gefühl, wenn man bei der Annäherung gegen den Aequator, und besonders, wenn man von der einen Hemisphäre in die andere übergeht, allmählich die Sterne niederer werden und zuletzt verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert einen Reisenden lebhafter an die unermeßliche Entfernung seines Vaterlandes, als der Anblick eines neuen Himmels. Die Gruppierung der großen Sterne, einige zerstreute Nebensterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und Räume, welche durch eine außerordentliche Schwärze ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel eine eigentümliche Physiognomie. Dieses Schauspiel setzt selbst die Einbildungskraft derjenigen in Bewegung, welche, ohne Unterricht in den höheren Wissenschaften, das Himmelsgewölbe gern betrachten, wie man eine schöne Landschaft oder eine majestätische Aussicht bewundert. Man hat nicht nötig, Botaniker zu sein, um die heiße Zone bei dem bloßen Anblick der Vegetation zu erkennen; ohne Kenntniß in der Astronomie erlangt zu haben, ohne mit den Himmelskarten von Flamstead und La Caille vertraut zu sein, fühlt man, daß man nicht in Europa ist, wenn

man das ungeheure Sternbild des Schiffs oder die phosphorescierenden Wolken Magellans am Horizont aufsteigen sieht. Die Erde und der Himmel, alles nimmt in der Aequinoktialgegend einen fremden Charakter an.

Die niederen Gegenden der Luft waren seit einigen Tagen mit Dämpfen angefüllt. Wir sahen erst in der Nacht vom 4. zum 5. Julius (1799) im 16. Grad der Breite das Kreuz des Südens zum erstenmale deutlich: es war stark geneigt und erschien von Zeit zu Zeit zwischen Wolken, deren Mittelpunkt, von dem Wetterleuchten gefurcht, ein silberfarbenes Licht zurückwarf. Wenn es einem Reisenden erlaubt ist, von seinen persönlichen Rührungen zu reden, so setze ich hinzu, daß ich in dieser Nacht einen der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung gehen sah.

Wenn man anfängt den Blick auf geographische Karten zu heften und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Art von Vorliebe für gewisse Länder und Klimate, von welchem man sich in einem höheren Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. Diese Eindrücke haben einen merkbaren Einfluß auf unsere Entschlüsse, und wir suchen uns wie instinktmäßig mit den Gegenständen in Beziehung zu setzen, welche seit langer Zeit einen geheimen Reiz für uns hatten. In einer Epoche, wo ich den Himmel studierte, nicht um mich der Astronomie zu widmen, sondern um die Sterne kennen zu lernen, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt ist, die eine sitzende Lebensart lieben. Es schien mir schmerzhaft, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern, konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südens zu denken, und ohne mir die erhabene Stelle des Dante in's Gedächtniß zurückzurufen, welche die berühmtesten Kommentatoren auf das Sternbild bezogen haben.

Zur Rechten kehrt' ich mich, den Geist gewandt
Zum andern Pol, und sah vier Stern' im Schimmer,
Die niemand, als das erste Paar, erkannt.
Den Himmel letzt' ihr funkelndes Geflimmer;
O du verwaistes Land, du öder Nord,
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer!

Die Befriedigung, welche wir bei Entdeckung dieses Kreuzes des Südens empfanden, wurde lebhaft von denjenigen Personen der Schiffsmannschaft geteilt, welche die Kolonien bewohnt hatten. In der Einsamkeit der Meere grüßt man einen Stern wie einen

Freund, von dem man lange Zeit getrennt war. Bei den Portugiesen und Spaniern scheinen noch besondere Gründe dieses Intresse zu vermehren; ein religiöses Gefühl macht ihnen ein Sternbild lieb, dessen Form ihnen das Zeichen des Glaubens in's Gedächtniß ruft, welches von ihren Voreltern in den Wüsten der neuen Welt aufgepflanzt wurde.

Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche gerade Aufsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, beinahe senkrecht stehen. Diesen Umstand kennen alle Völker, welche jenseits des Wendekreises oder auf der südlichen Halbkugel wohnen. Man hat beobachtet, um welche Zeit in der Nacht, in verschiedenen Jahreszeiten das südliche Kreuz gerade oder geneigt ist. Es ist dies eine Uhr, welche ziemlich regelmäßig, beinahe um vier Minuten täglich, vorrückt, und kein anderes Sternbild bietet bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit dar. Wie oft hörten wir in den Savannen von Venezuela oder in der Wüste, welche sich von Lima nach Truxillo erstreckt, unsere Wegweiser sagen: „Mitternacht ist vorbei, das Kreuz fängt an sich zu neigen.“ Wie oft haben diese Worte uns die rührende Scene in's Gedächtniß gerufen, wo Paul und Virginie, sitzend an der Quelle des Flusses der Latanien, sich zum letztenmal unterhalten, und wo der Greis bei dem Anblick des Kreuzes im Süden sich erinnert, daß es Zeit ist zu scheiden. A. v. Humboldt.

9. Der Mond.

Mit unbewaffnetem Auge gesehen, erscheint uns der Mond als eine runde, ebene Scheibe, mit mehreren grauen Flecken bedeckt, die uns entweder ihr eigenes, oder das von einem andern erhaltene Licht zuwirft. Allein die Abwechselung seiner Lichtgestalten und die Abhängigkeit derselben von der Stellung des Mondes gegen die Sonne zeigt uns sehr bald, daß der Mond keine ebene Scheibe, sondern eine Kugel ist und daß diese Kugel kein eigenes Licht hat, sondern dasselbe nur von der Sonne geborgt erhält. Auch sieht man bald, daß die Oberfläche dieser Kugel nicht so glatt wie die eines convexen Spiegels sein kann, sondern rauh und vielleicht mit einer großen Menge von Unebenheiten bedeckt sein muß. Und in der That lehrt uns schon der erste Blick, den wir durch ein Fernrohr auf den Mond werfen, das die grauen Flecken, die wir in demselben bemerken, nichts anderes als Berge und Thäler sind. Der bloße Anblick dieser Gegenstände selbst läßt weiter keinen Zweifel

darüber entstehen, und die Schatten, welche sie werfen, überzeugen uns vollkommen von der Richtigkeit jener Annahme. Diese nicht weiter zu verkennenden Schatten stehen nämlich immer auf der der Sonne gegenüber liegenden Seite und sie sind auch immer desto länger, je höher diese Berge selbst sind oder je tiefer für sie die Sonne an dem Horizonte derselben steht.

Erstaunenswert ist die wahrhaft ungeheure Höhe dieser Mondsberge. Der Chimborasso, der sonst immer als der höchste Berg der Erde angegeben wurde, hat eine Höhe von 19,320 par. Fuß über der Meeresfläche und beträgt daher nur den 1017. Teil des Erdhalbmessers. Der Dhawalagiri im Himalaja-Gebirge soll 24,150 par. Fuß Höhe haben und würde daher den 812. Teil des Erdhalbmessers der Erde betragen. Allein Schröter hat Berge im Monde gefunden, deren Höhe 25,000 par. Fuß beträgt, die also, da der Mond nur einen Halbmesser von 233 Meilen hat, im Verhältnisse sogar den 214. Teil desselben betragen. Welche Naturkraft hat diese Massen auf dem Monde bis zu dieser entsetzlichen Höhe aufgetürmt!

Die Mondsgebirge sind im allgemeinen zweierlei Art, nämlich Ringgebirge und Bergketten. Die Ringgebirge haben meistens die Gestalt von oft sehr regelmäßigen, kreisförmigen, ausgetrockneten Teichen, die rings mit einem hohen Walle umgeben sind, oft viele Quadratmeilen große Flächen einschließen und in der Mitte dieser Flächen gewöhnlich einen isolirten kegelförmigen Berg haben. — Die Bergketten laufen von sehr hohen Bergrücken aus, von denen sie sich wie Lichtstralen nach allen Seiten, oft auf große Weiten ausbreiten. Häufig ist der Mittelpunkt oder der Kern dieser Bergketten selbst wieder ein hohes Ringgebirge. — In manchen Gegenden des Mondes findet man eine Menge einzelner Bergketten verstreut, die sich isolirt und schroff aus der sie umgehenden Ebene erheben. An anderen Stellen sieht man wieder Vertiefungen, die nach Art der Flüsse oder der Straßen, bei geringer Breite und Tiefe, oft viele Meilen weit fortlaufen, an mehreren Stellen mit Gruben oder Einsenkungen versehen sind und meist zwei oder mehrere Ringgebirge zu verbinden scheinen.

Eine der verschiedenen Methoden, die Höhe der Mondsberge zu messen, wird uns durch eine bekannte Erfahrung gegeben, die wir auf unserer Erde täglich zu machen Gelegenheit haben. Wer weiß nicht, daß die Schatten unserer Türme und Berge Mittags, wo die Sonne am höchsten steht, am kürzesten, und im Gegenteile beim Auf- und Untergange der Sonne am

längsten sind, und daß diese Schatten vor dem Mittage gegen Westen und nach demselben gegen den Osten gerichtet sind. Ganz eben so sehen wir auch den Schatten der Berge des Mondes während der Zeit seines fast 30tägigen Tages hin- und wiederziehen und zugleich immer länger werden, je näher ihnen die Lichtgrenze kommt. Nun ist es aber eine bekannte Sache, wie man auf der Erde aus der Höhe der Sonne und der Länge des Schattens eines Turmes die Höhe des letztern sehr leicht mit der größten Genauigkeit messen kann. Ganz dasselbe Verfahren wird nun auch auf die Berge des Mondes angewendet, deren Schattenlänge man mit dem Mikrometer messen kann, und wo die Höhe der Sonne über dem Horizonte des Berges ebenfalls bekannt ist, da sie immer gleich der Entfernung des Berges von der Lichtgrenze sein muß.

Der Mond scheint keine, oder doch nur eine äußerst feine Atmosphäre zu haben. Die Lichtgrenze desselben ist scharf abgeschnitten und das hellste Licht der einen Seite geht unmittelbar in das tiefste Dunkel der andern über, während unsere Fernröhre doch bei viel entfernteren Himmelskörpern, besonders bei der Venus, eine deutliche Abstufung des Lichts an dieser Grenze oder eine Dämmerung zeigen, die dem Aufgange der Sonne vorangeht oder ihrem Untergange folgt. Dieser gänzliche Mangel der Dämmerung bei dem Monde setzt eine das Licht sehr wenig brechende, also auch wohl sehr wenig dichte Luft voraus. Wo aber keine Atmosphäre ist, läßt sich auch kein Wasser oder eine demselben ähnliche Flüssigkeit annehmen. Wenn der Erde ihre Luft entzogen würde, so würden die Flüsse und Meere derselben in kurzer Zeit verdünsten und die ganze Erde austrocknen. In der That können wir auch auf der Oberfläche des Mondes nichts bemerken, was unsern irdischen Wasserbehältern ähnlich wäre. Schröter behauptet, auf dem ganzen Monde auch nicht eine Stelle von einiger Ausdehnung gesehen zu haben, die auf ihrer Oberfläche ganz eben wäre, wie die des Wassers sein müßte.

Für diesen Mangel an Flüssigkeit jeder Art spricht auch schon der bloße Anblick des Mondes. Er erscheint uns wie ein trockener Gips- oder Schwefelguß mit unzähligen Blasen und Höhlungen, mit Bergen und Thälern bedeckt, die von großen und heftigen Erschütterungen zeugen, welche der Mond in der Vorzeit erlitten hat. Es ist möglich, sogar sehr wahrscheinlich, daß dieser Himmelskörper, dem es jetzt an Luft und Wasser fehlt, seit jener großen Revolution nur mehr ein trocknes,

nacktes Felsengerippe ist, auf welchen vielleicht weder Vegetation noch Leben noch irgend eine Bewegung, sondern nur ewige Ruhe und Grabesstille herrscht.

Dessenungeachtet hat es, nicht blos unseren Dichtern, sondern auch mehreren Astronomen gefallen, diese Wüste mit Bewohnern zu bevölkern. Wie dem nun auch sein möge, daß es auf dem Monde ganz anders hergeht, als auf unserm Erdenschiffe, daraus folgt noch nicht, daß seine Bewohner weniger glücklich und zufrieden sein sollten, als wir selbst, da auch sie wahrscheinlich wieder ganz andere Wesen sind, als die, welche wir hier unten kennen lernen. Die Natur wird Mittel genug haben, sie für das, was wir Entbehrungen nennen, reichlich zu entschädigen. Ihre Fluren werden vielleicht durch keinen Regen erquickt, aber auch durch keinen Hagel zerschlagen. Sie kennen die Morgen- und Abendröte nicht, aber sie wissen auch nichts von Wolken- und Platzregen, der ihre Felder überschwemmt, nichts von Orkanen, die ihre Wohnungen zerstören. Wenn sie keinen Regenbogen sehen, so sehen sie auch die verheerenden Blitze nicht, noch weckt sie das Brüllen des Donners aus ihrem Schlafe, in welchem sie still und friedlich ihre Tage verträumen, während wir die unseren in stetem Kampfe mit uns selbst und unsern Umgebungen zubringen; und während unseren Freuden nur zu oft Schmerz und Reue folgt, sind ihnen vielleicht beide völlig unbekannt. Wenn wir mit einem vielleicht sehr übel angebrachten Stolze auf die Bewohner unserer Erde herab sehen, wenn die Besten von uns ihr Glück in einem thatenreichen, mit Ehren und Schätzen bedeckten Leben suchen und es nicht finden, — so kümmern sie in ihrer ewigen Ruhe sich nicht um das Schattenbild des Ruhmes und genießen dafür ein wol wenig glänzendes, aber auch dafür ein desto reineres und seligeres Glück und haben keine Ursache, uns um unser Drängen und Treiben zu beneiden. Wenn sie die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden haben sollten, so kennen sie dafür auch die vielen schlechten Bücher nicht, mit welchen wir geplagt sind, und wenn sie in ihren Schulen und Universitäten etwas zurückgeblieben sein und, wie man sagt, das Pulver noch nicht erfunden haben sollten, so ist ihnen dafür auch unsere höhere Taktik unbekannt geblieben, durch die wir, ohne zu wissen warum, unsere Brüder zu Tausenden in einer Stunde morden, blühende Städte in Aschenhaufen und glückliche Länder in Wüsten und Leichenhaufen verwandeln.

Nach J. J. Littrow.

10. Die Katakomben der Thebais in Oberägypten.

Die Libysche Bergkette erhebt sich bei Theben steil mit vorspringenden Anhöhen 300 bis 400 Fuß hoch. Ein feiner, mittelharter, sehr homogener Kalkstein, trefflich zur Sculptur und zum Ausbau zu benutzen, bildet hier den Berg, und nur selten legen Versteinerungen, wie Belemniten und Ammonshörner, der Sculptur Schwierigkeiten in den Weg. In diesem Bergzuge, zunächst von Medynet-Abou längs dem Memnonium bei Gournah, eine Strecke von zwei Stunden Länge, bis zur Höhe von 300 Fuß, ist dieser ganze Raum von Strecke zu Strecke überall und in allen Höhen durch lange Stollen, Gänge, Gallerien durchschnitten, mit Kammern zu beiden Seiten oder Sälen, mit Zweigen und Nebengängen, die, zu Tausenden vorhanden, sich labyrinthisch verzweigen, den ganzen Berg durchsetzen oder in sich selbst wieder zurücklaufen. Steile und beschwerliche Fußpfade führen zu ihren Eingängen hinauf, die als hohe und tiefe Pforten, Portale, Bogen, Arcaden oft gedoppelt in vorspringenden Felswänden sich zeigen, und da die Bergkette von Norden nach Süden streicht, meistenteils von Osten her in den Fels führen. Die größeren Eingänge haben Vorhöfe in Fels gehauen unter freiem Himmel, deren Wände dann polirt oder sonst decorirt sind. Andere führen unmittelbar in den Berg hinein. Die einfachsten dieser Todengrüfte liegen auf der Höhe, die prachtvollsten am Fuße des Berges, und so verschieden ist der Abstand der Grüfte der Armen von denen der Reichen, wie der unter den Wohnhäusern der verschiedenen Stände. Denn dies sind die Todenstätten der alten Bewohner von Thebais, alle auf der Westseite des Nils, kein einziges Grab im Osten desselben. Heutzutage wohnen da die Fellahs von Gournah; früher suchten die Anachoreten der Thebais hier der Welt zu entfliehen, doch fanden diese erst noch das profane Götzentum der Aegypter zu überwinden. Mit Gyps deckten sie die unheiligen Bilder der Alten zu und malten ihre Heiligen darüber. Eben da, wo einst die ägyptische Todenpompa, da feierten diese Cönobiten seit der Mitte des 4. Jahrhunderts ihre Kirchenfeste. Auf die Toden und Priester folgten also Cönobiten und auf diese die heutigen Troglodyten von Gournah.

Diese, ehemdem an 3000, jetzt nur etwa noch 300, sind Araber ohne Moschee; sie wohnen selbst in den Eingängen dieser Katakomben und haben darin die Ställe für ihre Heerden, Büffel, Ziegen, Schafe u. s. w. Sehr eifersüchtig, geben sie

nur selten den Fremden Zutritt, und man muß schon sehr genau mit ihren Ränken und Schlichen vertraut sein, um in das Innere der Grottenwerke zu gelangen, durch deren Besitz sie das Monopol des dortigen Antiquitätenhandels haben; daher sie unvernünftig in ihren Forderungen für Reste des Alertums sind, zumal für die Papyrusrollen, die sich dort vorfinden. — Gewöhnlich wohnen sie in dem Zwischenraum von dem Eingang der ersten Todengruft; im hintern Ausgang, den sie mit Erde verstopfen, ist gewöhnlich nur ein Loch zum Durchkriechen für Schafe und Ziegen in den hintern Stall. An den den Eingang stellen sie gewöhnlich alte ägyptische Bilder vom Fuchs, dem Symbol der Wachsamkeit. Eine schwache Lampe, von Schaffett genährt, im Winkel, erleuchtet den düsteren Wohnort, in dem sich jeden Abend die wilde Familie der Fellahs versammelt, wo die am Tage gemachte Beute und der Fund in dem Schutt der Grüfte gezeigt wird. Diese halb nackten, schlauen Höhlenbewohner erzählen sich da ihre Fata, gelagert auf die Schädel und Mumienreste aus den Zeiten der Pharaonen und Ptolomäer; ihr Huhn braten sie am Feuer aus den Todengebeinen und Mumiensärgen und denken auf neuen Fang für den folgenden Tag. Belzonis nähere Bekanntschaft mit diesen Höhlenbewohnern leitetete ihn zu den höchst wichtigen Entdeckungen in ihrem ganzen durchbrochenen Gebirge; denn er brachte sie durch den vertrautesten Umgang dahin, daß sie auf Taglohn für ihn in den Grüften arbeiteten, wodurch er diese, die bis dahin selbst sehr unbekannt waren, genauer kennen lernte.

Denn so eng und unscheinbar auch die Eingänge sind, so weitläufig wird das Innere dieser Katakomben, die oft in ungeheurer Ausdehnung sich in dunkler Verwirrung hinziehen, die schon manchem Neugierigen das Leben kostete. Denn überall sind unterirdische Gänge, Gemächer, Seitenkammern, Hallen, gerade Treppen hinab und Wendeltreppen in die Tiefe, lange Korridors, von senkrechten Brunnen oder Schachten unterbrochen u. s. w., auf allen Seiten halb verschüttet, zugefallen, schon chaotisch durchwühlt in früheren Jahrhunderten, die Gänge öfter nur hoch genug zum Durchkriechen auf dem Bauche, dabei eine weit höhere Temperatur als in freier Luft, oft große Hitze, gewöhnlich bis 22 Grad nach Reaumür's Thermometer, größte Trockenheit, daher der enge Luftraum erfüllt mit dem scheußlichen Staube der schwarzen Mumien, die zu vielen Hunderten und Tausenden in allen Winkeln und an allen Wänden aufgeschichtet liegen, und sammt vielen Ornamen-

ten, die sie umgeben, wie Mehl zerfallen bei starker Berührung, so daß der Fuß, der auf sie tritt, leicht durch mehrere Mumienleiber hindurchsinkt, und oft ist kein Schritt zu thun, ohne eine Mumie in den Staub zu treten. Zu alle diesem noch das dampfende Licht der Fackeln, welches überall aus den Winkeln die Scharen der Fledermäuse aufschreckt, die hier in der unterirdischen Wärme, in dem Dunkel und der Todenstille zu unzählbaren Schwärmen sich vermehren.

Die engen Eingänge aller Katakomben in sehr großen Tiefen setzen voraus, daß nur wenige Menschen zugleich in dem Innern der Hypogäen arbeiten konnten; sie bildeten sich also sehr allmählich aus, und wahrscheinlich waren viele Jahrhunderte zu ihrem Entstehen notwendig. Auch anderwärts finden sich unterirdische Grüfte, wie z. B. in Ellora, Elephanta, Salsette in Indien, um Jerusalem in Palästina, die Katakomben in Sicilien, bei Neapel, Rom, zu Tarquinia in Hetrurien, an den Ufern der Loire jenseit Tours u. s. w.; aber nur die Hetruriſchen haben mit diesen einige Aehnlichkeit, keine von allen erreichen aber in Hinsicht des Umfangs und der darin verwendeten Pracht die Thebaischen. Denn diese sind eine Niederlage aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der Aegypter, die Monumente des Volkes unter der Erde, wie jene oben beschriebene über der Erde, die des Staates und des ägyptischen Priestertums. In diesen Todengrüften und nicht in den Bürgerhäusern aus Backsteinen wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht, weil das Leben nur kurz war, der Aufenthalt der Seele im Todenhause aber nach der Lehre von der Seelenwanderung so lange dauerte, als noch der Leib fortbestand, und dann erst in einem Cyklus von 3000 Jahren zurückkehrte, zum Leben aufsteigend und mancherlei Metamorphosen durchgehend. Dankbarkeit, Pietät gegen die Toden war daher die erste Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete man die Stätte auf das Feierlichste, um zugleich den Aufenthalt angenehm zu machen, mit allem zu versehen, was das Leben wünschenswertes darbot, und den Ruhm des Toden in seiner wahren Behausung der Nachwelt zu überliefern. Auch sind die Wohnhäuser der Lebendigen in Aegypten völlig verschwunden, und nur die Wohnungen der Toden reden zur Nachwelt. Es unterstützte diesen Gebrauch die Moral der Aegypter, durch das Fortleben des Ruhms und der Thaten der Vorfahren, als durch ein Vorbild, zu leiten; und wie sie alles festzustellen suchten, so bewahrten sie selbst ihre Körper als Mumien der Nachwelt auf. Die Hypogäen, die Monumente der Frömmigkeit, sind

uns daher die Sittenspiegel für das häusliche Leben der Aegypter geworden, das hier nach allen Ständen, Gewerben, vornehm, reich und gering, bis in das kleinste Detail abgebildet sich zeigt, in Anlagen der Gemächer, Ausschmückung der Sculpturen und Malereien und durch die Art des Einbalsamierens, Ausschmückens und Aufbewahrens von Mumien. Denn jede Familie brachte in ihren Katakomben einen gewissen Vorrat ihrer Reichtümer, ihrer Kenntnisse, ihrer Kunstwerke und Monumente, ihrer Gesinnungen an; daher hier bei aller Uebereinstimmung des Stils im allgemeinen doch ein unendlicher Reichtum des Besondern sich vorfindet, der durch jahrelanges Studium nicht erschöpft werden kann. K. Ritter.

11. Der Nil.

Kein Strom der Erde eignet sich zu einer Betrachtung über die Wirkungen des Wassers auf die Bildung der Erdoberfläche besser, als der Nil mit seinen periodischen Ueberschwemmungen; denn er zeigt alle Veränderungen, welche ein Fluß hervorbringen kann, schon deshalb am vollständigsten, weil kein anderer durch einen so langen Zeitraum in seiner Thätigkeit sich verfolgen läßt. Ueber 3000 Jahre reichen bekanntlich viele Denkmäler hinaus, welche sich noch jetzt in seinen Wogen spiegeln, und ebenso alte, untrügliche Zeugen geben sie ab für die Umgestaltung des Bodens, die sein Wellenschlag in ihrer Nähe verursacht hat. — Schon der Lauf des Stromes selbst ist einer der merkwürdigsten; denn es giebt keinen zweiten Fluß von solcher Größe, der so wenig Nebenflüsse besitzt, so lange und unaufhörlich in einem engen Gebirgsthale bleibt und während dieses Laufes von mehr als 250 geographischen Meilen keinen Zuwachs durch benachbarte Stromgebiete erhält. Nachdem er sich bei Damer mit dem Atbara, welcher mit ihm die Hochebene des alten Meroë umfaßt, vereinigt hat, tritt er in das S-förmige Felsenthal Nubiens, stürzt sich in demselben zehnmal terrassenartig über sein Bett durchkreuzende Felswände, und erreicht bei Syene gleich hinter dem zehnten Katarakt das ähnlich gebaute, aber weniger gekrümmte Thal Aegyptens. Bis dahin begleitet ihn Granit unmittelbar, der stellenweis seine Ufer berührt; aber von Syene an umgiebt den Strom bis zu einer Höhe von 360—500 Fuß ein Sandsteinplateau, dessen westliche oder lybische Kette sanfter geneigt ist und an der abwärts gewendeten Seite allmählich in die Sandfelder der Sahara übergeht. Die östliche oder arabische Kette, jetzt Gebel Mokattam genannt, wird

größtenteils von höheren Granitketten überragt, umschließt mehrere sie in schiefer Richtung durchsetzende Querthäler, als alte Verbindungen des Nilthales mit dem roten Meere und fällt überall steiler gegen das Strombett ab, daher sich der Fluß meistens dichter an den Ostabhang seines Thales hinabdrängt. Zweimal, bei Selseleh und Gebeleyn, treten die Sandsteinmassen so dicht an den Strom, daß nur eben für ihn Platz bleibt; dann erweitert sich das Thal bis auf zwei Stunden und endet oberhalb Kairo, wo die libysche Kette sich in der Richtung von Nordwest zur Küste wendet, die arabische aber fast rechtwinklig ostwärts zum roten Meere. Beide umschließen so einen Winkel von 140 Grad, in dem der Strom sich ausbreiten und dessen Boden er mit mehrfachen Armen durchfurchen kann; beide sind gegen diese Ebene terassenartig abgesetzt und noch kurz vor ihrem Abfall von engen Querthälern durchzogen, in denen Gerölle und andere Spuren einen früheren Wasserstand unzweifelhaft nachweisen. Das östliche Thal ist das Thal der Verirrungen, das westliche besteht aus zwei Parallelthälern, von welchen das innere den Namen „Strom ohne Wasser“ führt, das äußere die Kette der Natronseen enthält, aus welchen die alten Aegypter ihr Hauptmittel zur Zubereitung der Mumien gewannen. Auf dem Höhenzuge zwischen beiden Thälern stehen, dem alten Memphis gegenüber, bei Gizeh, die ersten und größten Pyramiden.

Schon Herodot erklärte das ganze Nilthal für ein neues Gebilde, für ein Produkt des jährlich über seine Ufer tretenden Stromes. Diese bei unseren norddeutschen Strömen minder regelmäßige und nirgend so großartige Erscheinung hat am Nile ihren Grund in den vielen Regen, welche jeden Sommer die Hochlande Abyssiniens tränken, und die wieder aus den landwärtsströmenden Dünsten des Mittelmeeres, welche von den glühenden Stralen der Sahara nach Süden weiter getrieben werden, ihren Ursprung nehmen. Hier in den kälteren Luftschichten des Hochgebirges fallen sie nieder und bedingen ein Steigen des Stromes in seinem ganzen Laufe bis zum Meere, welches in Aegypten mit dem Anfange des Juli beginnt, Mitte August so zugenommen hat, daß der Fluß seine Ufer überschreitet, und bis Ende September im Zunehmen begriffen, auf 18 bis 22 Fuß Höhe anschwellend, nach und nach das ganze Thal bis zum Fuße der Bergketten hin überflutet, dann aber gegen Ende Oktober in sein altes Bett zurückkehrt und, von dieser Zeit an langsam fallend, gegen Ende Juni seinen tiefsten Wasserstand wieder erreicht. Während dieser Zeit klar und rein, färbt er sich

zur Zeit des Schwellens rötlich, vermöge des fein zerteilten Erdreiches, das er aus seinen oberen Teilen mit herabführt und setzt dasselbe überall da ab, wo er sich ruhiger fließend über eine weite Ebene ausdehnen kann und künstliche Deiche seinen Lauf über diese hinaus hemmen. Durch diese aus Sand, über dem ein rötlicher Schlamm liegt, gebildeten Absätze wird der Boden natürlich erhöht, das Land also immer mächtiger, das Thal stets flacher; aber das Verhältniß des Flusses zu seinen Ufern bleibt dasselbe, da auch der Boden des Flußbettes mit erhöht wird. In solcher Art nähert sich der Strom, noch reichlich mit Schlamm und Sand gemischt, dem Meere, verliert aber bald, nachdem er in dasselbe eingetreten ist, alle eigene Bewegung, sein Inhalt fällt, und der Meeresboden hebt sich in derselben Weise, wie der Thalboden, über den sich der Fluß ausgebreitet hat. Dies wußten schon die Alten; denn Herodot erzählt, daß man eine Tagereise von der Küste noch den roten Schlamm aus der Tiefe hervorziehe, den der Nil dem Meere mitgeteilt habe. Auch sagt derselbe Historiker geradezu, daß ganz Unter-Aegypten bis zum Meere ein Produkt des Nils sei. Er bespricht in dieser Beziehung den Bau des Delta, sagt, daß dasselbe früher ein bloßes Sumpfland gebildet habe, und daß man erst durch Eindeichung seinen Boden nutzbar machte. Dieselbe Ansicht war im ganzen Altertume herrschend; Aristoteles gedenkt ihrer ausführlich, und Plutarch beweist aus der Art und Weise, wie Homer von der Insel Pharus spricht, daß dieselbe damals noch weit von der Küste entfernt lag. Auch hat das heutige Delta eine ganz andere Beschaffenheit als zur Zeit der Römer, aus welcher uns Strabo eine Schilderung desselben hinterlassen hat. Jetzt liegt die Gabelungsstelle über zwei Stunden tiefer als damals, und während früher die westliche Hauptmündung bei Kanopus in's Meer fiel, mündet sie heut zu Tage bei Rosette; ähnlich hat sich die östliche verändert. Von ihren beiden Armen, in welche sie sich teilt, war früher der östliche, nach Pelusium gewendete, der größere, und der innere, welcher jetzt die stärkere Wassermasse nach Damiette hin abführt, war anfangs ein bloßer Graben. Im ganzen hat also die Breite des Delta abgenommen, dafür ist aber seine Basis weiter in's Meer hinausgeschoben worden. Rosette und Damiette lagen zur Zeit der Kreuzzüge noch an den Mündungen selbst, jetzt liegen sie zwei Stunden von der Küste, und unaufhörltch schreiten die eigentlichen Mündungen seewärts vor, zungenartig in's Meer eindringend. Diese Thatsache erklärt sich leicht aus den Wechselwirkungen des

Stromes und des Meerwassers, die beide an der Mündung sich begegnen und gegenseitig ihre Bewegungen lähmen. Die Strömung des Flusses wird dadurch geschwächt, und seine Treibkraft läßt nach, die erdigen Teile fallen nieder, werden aber von den nachfolgenden Wassermassen aus der Mitte des Bettes auf die Seite geschoben, wo sie sich dammartig aufhäufen. Gegen diesen Damm spülen die Meereswellen und führen seine Bestandteile noch mehr seitwärts gegen das benachbarte Ufer, vor dem sie sich auf's Neue setzen, Untiefen bildend, die der Küste parallel laufen und um so mehr von derselben sich entfernen, je weiter auch die Mündungsdämme in's Meer hinausrücken. Auf diese Weise entstanden die drei großen, von schmalen Landzungen seewärts begrenzten Wasserbecken, welche wir zwischen, wie neben den Nilmündungen antreffen, und die uns durch ihre völlige Uebereinstimmung an die Haffe von allen größeren Strommündungen des Ostseebeckens erinnern. Wie diese seewärts von schmalen Landzungen — Nehrungen genannt — begrenzt werden, so auch die Nilmündungen, und wie hier die Ausflüsse sich im Laufe der Zeiten mannigfach änderten, so auch jene des Nils.

Nicht minder mächtig sind die Veränderungen, welche der obere Teil des Nil seit Jahrhunderten hervorgebracht. Bald nachdem der Nil die zweite Stromenge bei Gebeleyn verlassen hat, bildet das Thal eine kesselförmige Erweiterung, über deren Mitte die herrlichen Trümmer sich verbreiten, welche einst die Prachtbaue der alten Staatsschlösser Thebens ausmachten. Damals an den Ufern des Stromes auf größtenteils künstlichen, dem schwellenden Wasser unzugänglichen Hügeln gelegen, überragten ihre Sockel den Boden, der sie trägt, in kunstgerechter Weise; jetzt sind alle Grundmauern längst bis zu den ersten Friesen und Karniesen in ihn versunken und alle Statuen bis zu beträchtlicher Höhe von Erdreich bedeckt. Dieser Umstand kann nur einer Erhebung des Bodens zugeschrieben werden, und da heutzutage der Nil alle diese Trümmer unmittelbar umflutet, so kann diese Erhebung nur durch Absatz von Nilschlamm bedingt sein. Von dieser Ansicht ausgehend, untersuchten französische Gelehrte, während der Expedition nach Ägypten zu Anfange unseres Jahrhunderts, einzelne hervorragende Punkte dieser Trümmer genauer und fanden, daß diejenigen, welche am meisten verschüttet waren, bis zu einer Tiefe von 6 Metern im Boden steckten, und daß unterhalb dieser Tiefe, da wo gepflasterter Boden die ursprüngliche Höhe der Umgebungen des Denkmals bezeichnet, stets künstlich aus Bauschutt, Geröl-

len und aufgefahrenem Erdreich gebildete Unterlagen sich nachweisen ließen. An der kolossalen Memnonsstatue, einer sitzenden Figur von 60 Fuß Höhe, bemerkten die Franzosen einen späteren Aufwurf von fast 2 Meter Höhe und schlossen aus einer am Fußgestelle befindlichen Inschrift, welche auf das zehnte Regierungsjahr Antonius' hinweist (148 nach Christus), daß der Absatz während eines Jahrhunderts etwa den zehnten Teil eines Meters (nicht ganz 4 Zoll Pr.) betrage. Indes gab die Untersuchung alter Nilmesser, welche sich auf der Insel Syene vorfanden, ziemlich dasselbe Resultat (4½ Zoll im Jahrhundert) und wies zugleich nach, daß sich mit der Erhöhung der Ebene, über welche der Fluß sich ausbreitet, das Bett des Stromes gleichmäßig erhoben habe, mithin aus der Höhe der aufgehäuften Erde das Alter wenigstens solcher Gebäude, die dem Flußufer nahe stehen, mit einiger Sicherheit erschlossen werden könne. Der Palast bei Luxor, an dessen südlicher Ecke die Aufhäufung 6 Meter (18⅗ Fuß) betrug, hatte hiernach ein Alter von 4500 Jahren, welches Ergebniß mit den historischen Angaben über die Erbauung dieser Denkmäler und die Blütezeit der ägyptischen Kultur nur insoweit im Widerspruche steht, als letztere, nach jenen Verschüttungen zu urteilen, noch weit älter sein dürfte, als man gewöhnlich annimmt. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß zur Zeit der Blüte Thebens ganz Unter-Aegypten noch Strombett war und nur stellenweis, wie die Insel Pharus zu Homers Zeit, sich Küstenstriche über das Wasser des Nils erhoben; auch bestätigte die von Norden nach Süden fortgeschrittene Kultur des Landes und das ungleich jüngere Alter vieler Baudenkmale in Mittelägypten sehr gut die Annahme, daß, als Oberägyten den Sitz des Staates ausmachte, Mittel- und Unterägypten ihrer physikalischen Beschaffenheit wegen noch gar nicht bewohnt werden konnten. Vielleicht war die Höhe von Memphis der letzte bewohnbare Teil zur Blütezeit Thebens, und daher legte man hier die Kolonie an, welche später, als Unterägypten sich gestaltet hatte, den Herrschern eine bequemere Verbindung mit dem Meere verstattete und dadurch über die Mutterstadt als Königssitz sich erhob. H. Burmeister.

12. Ein Tag unter dem Aequator.

Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit des Orts, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinigen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine

besser zu verstehen, was es heißt, Geschichtsschreiber der Natur zu sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es ganz zu erfassen, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlter Wonne. — Es ist drei Uhr morgens; ich verlasse meine Hängematte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Friedlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und still ist alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda, und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paullinienhecken, begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du, erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachttau schützet.

Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Tau die frischaufatmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimlichem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches oder dem klagenden Ruf des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenrot verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher; der Landwind, der in Osten aufsteht, bewegt sich langsam, schon schimmern rosenrote Lichter und Reflexe um die Gipfel der Bäume. Die Zweige, die Blätter regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in das Dickicht zurück, die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nachttiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird es in der Luft; der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur; — wie rote Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, —

in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen und wirft glühende Stralen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde im frischen Tauglanz, festlich jugendlich heiter. Kein Wölkchen steht am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über die Erde. Alles ist Leben; Tiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Tau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren durchsichtig-blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu, und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente.

Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüten entfalten sich, andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten, dichteren Massen und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Stralen der Sonne; ganz selbstverloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri's schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel, gaukeln bunte Schmetterlinge am Ufer durcheinander. Die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägen Tiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Küstenwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen das Zenith türmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hier und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber; trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur. Hunger und Durst jagen die Tiere

umher, nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt: schon erkaltet die Luft; die Winde fahren wild gegen einander, sie wühlen den Wald auf und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und, vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fliehen scheinen. Der Sturm ist da! Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken, zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig erhebend; Tropfen fallen. Die Pflanzen atmen aus der Ermattung frisch auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt! das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern.

Auch die Tierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugetier nach in der Verfolgung, nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Flut, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab; die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus langgedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen, in dünnen und leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes ist vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstral abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Tier bewegt sich wieder nach alter Weise, dem angestammten Triebe Folge leistend.

So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flecken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt,

umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die ruhigen Bewegungen der Tierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergehenden Sonne um die Firsten; da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, stralt Demut und Vertrauen in das Herz des Menschen, die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens.

In gleicher Folge, wie das allgemeine Bild sie schildert, treten in Para von Tag zu Tag, wenigstens einen großen Teil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte, und jede Creatur erscheint im vorgeschriebenen Momente auf der großen Bühne, handelt und verliert sich dann wieder in die Mannigfaltigkeit der Nachbargestalten. Jedes gehorcht dem eigenen Triebe seines Daseins, und ist doch darin nur Diener der allgemeinen Gesetze; jedes scheint nur sich selbst im Auge zu haben, und doch ist es so ganz der Allgemeinheit verfallen. Und dieses merkwürdige Verhältniß einer gesetzmäßig vorausbestimmten Ordnung der Erscheinungen muß sich gerade hier, unter dem Aequator, am deutlichsten offenbaren. Ueberall ist unser Planet bemeistert und gleichsam zur Dienstbarkeit dem höhern Gestirne unterworfen; aber hier allein, wo die Sonne in immer gleicher Entfernung immer dieselben Gesetze vorschreibt, kündigen sich die von jener aufgezwungenen Acte des Erdenlebens wie freie Bewegungen an, und die Erde scheint der Verbündete, nicht der Diener des beherrschenden Weltkörpers.

Wie ganz anders verhält sich dies im Norden und Süden, wo die bezwungene Erde nicht in friedlicher Hingebung, sondern in feindlicher Knechtschaft die verschiedenartigsten Zustände und heftig stürmische Uebergänge von einem in den andern erfahren muß. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht; kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockene und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt. Gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch

die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immer grünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfter als einmal im Jahre mit Blüten bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings; andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüten entfalten und von Juni bis September ihre Früchte reifen.

Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl, denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur muß jeder Fühlende zu höherer Frische des Gemütes erstarken. Die großartige Harmonie der Weltkräfte, welche, ihm überall entgegentretend, gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen symbolisirt, erfüllet mit Lebensmut, Hoffnung und Heiterkeit die Seele.

K. F. Ph. v. Martius.

13. Die Llanos.

Wenn unter den senkrechten Stralen der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elektrisch-geladene Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Fischer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühle

führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählich die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden im Spiele des gebogenen Lichtstrals das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langestrecktem Halse gegen den Wind aufschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maultiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maultier die Stacheln seitwärts und wagt es dann, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos, denn oft sieht man Tiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mosquitos, Hippobosken und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Tiere ein schmerzenvolles Leben, wenn von der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbilde des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischen Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Ne-

belartig breiten die Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferner Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannigfachen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten kräuterartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar und erhascht die vorüberziehenden Tiere im gleichen Sprunge katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen, so zwingt die Natur dieselben Tiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Tiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die, dem Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Tiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt, vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene der Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dat-

telpalme den ermüdeten Stier vor dem Strale der Mittagssonne. Dieselbe Tiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Krokodile bedroht.

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaffer von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Tiere zu töten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maultiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fische zum Angriffe reizt. Schlangenartig sieht man sie im Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusche der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Teile erweckt, in allen Organen der Tiere und Pflanzen umtreibt; was

die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt; alles wie die Farbe des geteilten Lichtstrales, fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allverbreitende Kraft zusammen.

Die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem antillischen Meere liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berg und Feld hallen wieder von dem Donner der schäumenden Wasser, von dem Gebrülle des Jaguars und dem dumpfen, regenverkündenden Geheule der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boaschlange. Schnell vorgestreckt, ergreift sie in der Furt den jungen Stier oder das schwächere Wildpret und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In der großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und von sanfteren Sitten (wie die Maquiritaner und Makos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unvergänglichsten Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir dagegen an ihrem

waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe tierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Alex. v. Humboldt.

14. Beschreibung einer Zigeunerherberge.

Ich sah mich in der Stube um. Eine Kienfackel brannte in der Mitte, sie war in einen Kürbiß festgesteckt, der neben schmutzigen Spielkarten auf einem breiten Eichenstumpf lag, welcher als Tisch- und Hackstock diente und fest genug stand, denn er steckte noch mit allen seinen Wurzeln in der Erde, welche ungedielt der ganzen Hütte ihren Grund und Boden gab. Ein paar Bretter, auf eingepfählte Stöcke befestigt, waren die unbeweglichen Sitze; die Wände bestanden aus Flechtwerk mit Lehm und Erde verstrichen, und einzelne hereinragende Aeste bildeten mancherlei Wandhaken, an denen zerlöcherte Körbe, Lumpen, Zwiebelbündel, Hasen-, Hunde-, Katzen- und Dachsfelle hiengen, auch einige zerbrochene Gartenwerkzeuge. Auf einem derselben aber saß ein greuliches Tier, eine ungeheure Ohreule, welche gegen die Kienfackel mit den Augen blinzte und sich in die Schultern warf, wie ein Professor, der den Theriak so eben erfunden hat. In einem ausgebauten Winkel der Stube lag auf zwei Baumstücken die Bettstelle der Großmutter, die sehr dauerhaft in einer ausgehöhlten Eiche bestand, an der die Rinde noch saß. — Außer allem diesen sah man nichts als eine sehr baufällige Leiter, die an einem Loch in der Ecke lehnte, durch welches ich einige Hühner oben gackern hörte, die das Geräusch unserer Ankunft erweckt hatte; die Katze nicht zu vergessen, welche auf einer alten Trommel hinter der Thüre schlief. Eine Geige, ein Triangel und ein Tambourin hiengen an der Wand, und neben ihnen ein zerrissener, bunter Tyroler-Teppich.

Brentano.

15. Die ungarischen Pußten.

Hinter Pest beginnen die Pußten; sie sind keineswegs schauerliche Einöden oder entvölkerte Sandsteppen, wie man gewöhnlich meint. Es sind vielmehr endlose Viehtriften mit zahlreichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, die freilich bei der ungeheuren Ausdehnung des Flächenraums fast verschwinden, während der leere, unbewohnte Teil bei weitem der überwiegende ist. Von Stelle zu Stelle bietet auch ein Feldbrunnen, der freilich so kunstlos als nur möglich angefertigt ist, einen kühlen Trunk.

Die Bewohner dieser weiten Ebenen sind zumeist Hirten, unter sich in viele Kasten getheilt, je nach der Gattung des Viehes, das sie zu hüten haben. Die unterste Stufe nimmt der Schweinehirt ein, während der Pferdehirt auf der obersten Sprosse dieser Leiter steht. Es sind merkwürdige Leute mit scharf markirten Zügen, sonnenverbranntem Antlitz, schwarzen, funkelnden Augen und fetttriefendem Haare. Ihre Kleidung besteht aus weiten, grobleinenen Beinkleidern und einem kurzen Hemde von gleichem Stoffe mit weiten Aermeln. Da sie diese beiden wesentlichen Bestandtheile ihres Anzuges so lange tragen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen, so schmieren sie dieselben tüchtig mit Speck, um das Ungeziefer fern zu halten. Ihre Kopfbedeckung ist ein runder, breitkrämpiger Hut, und den Schlußstein dieser Garderobe bildet die Bunda, ein zottiger Schafpelz, den sie, je nach der Jahreszeit, bald mit der glatten, bald mit der rauhen Seite nach außen kehren, weshalb auch die Bunda, wie das ungarische Sprichwort sagt, „im Winter wärmt, im Sommer kühlt." Der Pferdehirt trägt gewöhnlich auch noch ein Stück schwarzen Flor um den Hals geknüpft und einen ledernen Gürtel. Die Mühe, welche die guten Leute mit der Bewachung ihrer Herden haben, ist eben nicht groß; sie überlassen diese Sorge gewöhnlich ihren weißen, großen Wolfshunden, welche auf einem Hügel oder Düngerhaufen ihren Sitz aufschlagen, um das Feld überblicken zu können. Wenn ein Fremder naht, so verkünden sie seine Ankunft durch lautes Gebell, als wollten sie ihrem Herrn zu erkennen geben, daß ein Vorfall eintrete, der nicht in das Bereich ihrer Thätigkeit gehöre. Wenn sich aber die Jungen von der Mutter verlaufen wollen, oder ein Raubthier heranschleicht, da schreiten sie sogleich selber ein und stellen das gestörte Gleichgewicht wieder her.

Die Hirten umlagern unterdessen ihr Feuer und schmauchen ihre Pfeifen, deren Köpfe gewöhnlich doppelt so lang als das

Rohr sind. Wenn sie der Hunger beschleicht, ziehen sie aus ihrem Tornister ein Stück Speck und verzehren es roh oder am Feuer geröstet zu ihrem schwarzen, aber schmackhaften Brote. Findet sich obendrein auch noch ein Schluck Wein in der Feldflasche und ein Stück Schöpsenfleisch zum Weine, so tauschen sie mit keinem Fürsten der Welt. Kleingeschnittenes Fleisch, etwas zerlassener Speck, Wasser, Salz, Kümmel, Zwiebeln und der unvermeidliche spanische Pfeffer, das sind die Bestandteile ihres Mahles.

Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Pferdehirten die wilden Pferde bändigen. Es wird nämlich aus einem Stricke eine Schlinge gemacht, deren eines Ende der Hirt an seine Hand befestigt; dann schleicht er sich an das wilde Roß und wirft ihm die Schlinge um den Hals, sich selbst aber in ziemlicher Entfernung zu Boden. Indem er nun den Strick fester anzieht, will das Pferd in entgegengesetzter Richtung davon rennen; aber die Schlinge schnürt ihm immer fester den Hals zu, und so stürzt es endlich atemlos zu Boden. In diesem Augenblicke springt der Hirt auf und stellt sich über das Roß, so daß es gerade zwischen seine Beine zu liegen kommt. Dann lockert er langsam die Schlinge; das Pferd erhebt sich, aber durch diese Bewegung hat es den Hirten schon auf dem Rücken sitzen, der mit ihm davon sprengt und es nun rennen läßt, bis es müde und gefügig wird. Mut, Gewandtheit und eine eigentümliche Geschicklichkeit in Abrichtung und Behandlung der Pferde thun das Uebrige. Binnen kurzem entspinnt sich zwischen Roß und Reiter jenes freundschaftliche Verhältniß, wie es eben nur auf diesen Heiden und unter diesen Menschen vorkommt. Das Roß kennt die Hand seines Herrn, dieser jede Bewegung seines Pferdes; sie sprechen mit einander eine Geberdensprache, die beiden vollkommen verständlich ist. Der Hirt theilt jeden guten Bissen mit seinem Rosse, kann aber dafür ihm auch blindlings vertrauen.

Nach Falk.

16. Der Holländer.

Wer aus andern deutschen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Türme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in allem: so steht er still, staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhiger betrachtet und genauer nach allem sich erkundigt hat, und vol-

lends die Geschichten dieser Menschen näher erforscht, so steht er still, lobt und bewundert. Denn alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamm herausgehoben, und zum Teil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meisten aber hat Holland und Seeland diesen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müssen die Niederländer es sich gefallen lassen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nicht als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So ist der Schein, und so ist das erste Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten und dann anders sprechen müssen. Denn wer darf wol so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hinter sich hat, wie diese langweiligen, steifen Holländer? Aber bei alle dem, wie sehr man auch die zurückweisen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden, so sitzt und steckt in der holländischen Art doch etwas Unbeschreibliches. Man muß sie lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuser tritt, und die Menschen so still und langsam und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht, wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dies Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben; die alten Cyklopen, welche diese Mauern, Türme, Wälle und Deiche aufgetürmt, seien längst ausgestorben, und ein matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer steht aber da im Bewußtsein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommeln ihre heisere Stimme ertönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre, und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand sein „Es werde!“ gerufen

hätte. Es ist der stille, zahme Seelöwe, der sich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, wie wohl gesetzt seine Perücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art sein Flur- und Vorhaus geziert ist, wie er in seinen zierlich geschnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden Wochen lang spazieren gehen kann, ohne ein Spänchen zu verrücken; wenn man sieht, wie er seine Gärten mit allerlei bunten Muscheln und Steinen ausgelegt, und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geschnitzt hat; wenn man in seinen Kuhstall tritt, der so reinlich und nett gefegt ist, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, diesen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieses holländische Wort drückt ganz das holländische Wesen aus. Aber störe diesen Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der stillen sonnigen Lage in's Wasser, da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläst er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt auch sein Zorn mitunter auf, daß mir vor Grausen die Haare zu Berge stehen. Der sonst so stille und ruhige Mensch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere schaltet und waltet, seine Hände und Füße regen sich geschwinder, wenn er den Wellen und Winden Trotz bietet. Freilich ist er ruhig und besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steckt eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Festigkeit und Entschlossenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie sehr auch in vielen eine gewisse stumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit sich zeigen mag, jeder Holländer ist doch ein voller Mensch für sich, mit vielem Eigenwillen versehen, und zwar nicht blos mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache ist pedantischer und noch träger, als der Mensch, höchst eintönig und unmusikalisch, der einförmigen Tiefebene entsprechend.

Um der Einförmigkeit seines Landes gleichsam zu entgehen, hat sich der Mensch hier mit einem solchen Schmuck des Lebens umgeben müssen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns andern Deutschen oft peinlich wird; Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgischen Nachbarn, sie ist eine holländische Leidenschaft — eben so die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In diesem Lande der Sümpfe und Heiden und Marschen, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne

Baumreihen sich erheben, und der Mensch hinter seinen Teichen und Wällen den Pflug und die Sense rührt, hier, wo die Nähe des Meeres und die fast immer nasse Erde eine feuchte matte Luft und einen umnebelten Himmel zeugt; hier, wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenstaub alles in Schmutz verkommen lassen würden, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte: hier mußte er sich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr man Schmutzlande sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

Also der stille Seelöwe, der fest und ruhig waltet, der unter einem ruhigen, wie mit einem dämmernden Schlummer übergossenen Aeußern einen trotzigen Mut und eine tiefe Leidenschaft verbirgt, das ist der Holländer! Denn rühr' ihn nur an, wo sein Leben sitzt, und wo er dies Leben bedroht fühlt, und du wirst sehen, mit welchen Zornflammen er auflodert, und wie der geweckte Aufruhr seiner Natur alles um sich her niederwerfen will. Erinnere dich der Geschichten von Alba's Tagen, oder als die Oldenbarneveld und de Witte als Opfer fielen, durchblättere die Geschichten von Brügge, Gent, Antwerpen, Dortrecht, Leyden u. s. w. — durch das ganze Mittelalter, und du wirst an der Küste dieser Seelande immer noch ähnliche Erscheinungen finden. Ungestüm und unbändig, wenn dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt, fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens.

Wie gesagt, er hat das Gefühl, — und wer wagt es ihm zu bestreiten? — daß dieses Land im eigensten Sinne *sein* Land ist, daß *er* es sich geschaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung alles, was Verstand, Mut und Besonnenheit heißt, zusammennehmen müssen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urteils, Nüchternheit der Ueberlegung sind auf solche Weise sein Wesen geworden, darum haßt er alles Verschwimmende, Unbestimmte, Uebertriebene in Gefühlen und Gedanken, und schilt es gern deutsche Krausköpfigkeit, deutsche Schwärmerei. In seinen Gesetzen, wie in seiner Religion ist er daher gern auf dem Wege der Klarheit geblieben. Der Genfer Calvinimus war der einfachen klaren Form seiner Verfassung angemessen, darum nahm er ihn an, als übereinstimmend mit dem Demokratischen seines Charakters. Der strenge trockene holländische Calvinismus steht offenbar in einer gewissen Aehnlichkeit mit dem englischen Protestantismus, nur

daß die englische Hochkirche das monarchische ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichsam eine Darstellung der äußerlichen Herrschaft der Kirche, die dort besteht, beibehalten hat. Denn in dem ganzen englischen Volke, wie demokratisch wunderlich sich auch der Einzelne geberden mag, herrscht doch ein adeliger aristokratischer Sinn vor. Es ist diese Aehnlichkeit und dieser Unterschied gleichsam das unterscheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren, Festen und Bestimmten im Leben und in der Verfassung; beide fragen bei allem, auch bei dem Höchsten: was nützt es? wie steht und besteht es auf der Erde? Sie fliegen mit dem Deutschen nicht gern so hoch, daß ihnen der Boden unter den Füßeu schwindet. Sie sind auch im religiösen Leben mehr auf ein Feststehendes, auf die Orthodoxie hingewiesen. Darum kommt der Holländer als ein mehr trockener und klarer Mensch auch mehr mit dem Engländer überein, als mit dem Deutschen. Arndt.

17. Die Engländer.

In seinem Bilde und seiner Gestalt trägt der Engländer immer noch ein Gepräge seines Stammes und des germanischen Ursprungs, seine Sitten und Neigungen sind immer noch den germanischen ähnlich; aber doch auch welche Verschiedenheit! Die insularische Vereinzelung und Abgeschnittenheit, die Mischung mit manchen fremdartigen Teilen, die dem Germanischen so sehr entfremdete und romanisierte Sprache, die ganz andere Verfassung und die Entwickelung zu einem Seevolk und mächtigsten Weltvolk — alles dies hat die größte Verschiedenheit hervorbringen müssen.

Der Engländer steht da stolz, fest, still und abgeschlossen in seinem Dasein, mit sicherm Blick und festem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne sich umzuschauen, wer und ob jemand ihn bemerkt. Es ist die tapfre, kühne, vollendete Seemannsnatur, welche sich in ihm ausgeprägt hat und wovon in jedem Engländer eine leichte Färbung erscheint. Er steht so fest, schaut so klar und fest in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf seinem Eiland, den andern auf den Dreizack Neptuns gestemmt. Nichts Unbestimmtes, Träumendes, Ueberfließendes und Mitteilsames wie eines Deutschen, sondern das Harte, Feste und auch Herbe des Seemanns, Entschlossenheit, Trotz und Stolz sind sein Wesen. Doch ist es nicht immer Stolz und Trotz, was uns in dem Engländer so häufig verletzt; es ist Unbeholfenheit und Ungewandtheit, ein Teil der Gebrechen, welche der

Engländer noch mit uns gemein oder die er sogar noch mehr als wir hat. Er ist sich als Mann und Bürger seiner Festigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt und erscheint deswegen nicht gern in der Lage und Stellung eines Verlegenen oder Untergeordneten, spricht nicht gern die Sprache, worin er sich noch nicht bestimmt ausdrücken kann, weiß sich über Gegenstände, welche ihm unklar sind, nicht mit der Leichtfertigkeit eines Franzosen, ja nicht einmal mit der Leichtigkeit eines Deutschen auszudrücken. Er ist ein Insulaner, ein abseitiger, einseitiger Mensch, der das Seinige, das Heimische mit tüchtigem klaren Verstande faßt und versteht, um das Fremde und Entlegene aber sich weniger kümmert und kümmern kann.

Verstand und Besonnenheit, Ausdauer und Geduld in den schwersten Arbeiten und Thaten: das ist der Engländer. Durch seinen hellen, klaren Blick, durch seine kalte, tapfre Beharrlichkeit, durch seinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfesten hat dieser gewaltige Angelsachse England zur Herrin der Völker gemacht. Das Verständige, das Rechte und also das Gerechte und Gesetzliche: das ist der Engländer und des Engländers. Er hat Verstand und liebt daher das Kürzeste, das Gerade, geht unverwandten Blickes gerad auf's Ziel; und weil er die geradesten, kürzesten Wege sucht, liebt er auch das gerade Handeln, das Rechte, nicht das Krumme, und diese Klarheit des Blickes und Gesundheit des Urteils giebt ihm in höherer Ordnung die Anlage zur Gerechtigkeit, einer Tugend, die freilich nicht blos eine Tochter des Verstandes ist, sondern auf innerlichsten Eigenschaften des Gemütes ruht.

Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft bleibt er am liebsten stehen, wo man noch im Klaren wandeln und auf dem Festen auftreten kann: er ist mehr Realist als Idealist, bei ihm muß alles reines Maß und in der Gestalt eine tüchtige Körperlichkeit gewinnen. Da er nun seit einem Jahrhundert durch seine Segel- und Kampflust eine ungeheure Weltweite der Herrschaft und mit ihr das Bedürfniß und die Kenntniß der mannigfaltigsten Strebungen und Arbeiten für den Zweck dieser Herrschaft gewonnen hat, so ist sein Sinn auch in der Wissenschaft mehr als bei andern Völkern auf das im Leben unmittelbar Nützliche und Notwendige gerichtet worden; er hat jene Wissenschaften, welche weiland nur dunkle Abgründe von geheimen und zauberischen Künsten zu haben schienen, die Wissenschaften von den inneren und verborgenen Elementen und Kräften der Natur mit meisterlicher Beharrlichkeit und glänzendem Erfolg zum Licht und Leben herauf gezogen und ist auch da der praktische und

positive Mensch. Er mußte für den Zweck seiner Weltherrschaft alle mathematischen Wissenschaften in diesem Sinn behandeln lernen: Mechanik, Statik, Chemie, Physik, selbst die erhabenste Meisterin, die Sternkunde. Wo wir uns nur nmschauen, auf den Sternwarten, in den Erzgruben, bei Mühlen und Webstülen, auf den von Rauch dampfenden Strömen, Meeren und Landstraßen: da erblicken wir diesen englischen Sinn, diese englische tapfre Arbeit und ihren Sieg über die blinden und willenlosen Naturkräfte und über das blinde Wehegeschrei der Unwissenheit und des Aberglaubens.

Fragen wir nach den Erfolgen, welche der Engländer in den Künsten gehabt, so finden wir ihn in einigen groß, aber in den Künsten der unteren Ordnung, welche der Mechanik und dem Handwerk angehören, den meisten Europäern überlegen.

Als ein tapferer freier Mann, der sein Herz nimmer von Furcht beklemmen noch von Despotismus unterjochen lassen, hat er dieses sein mutiges Herz immer frischen, stolzen Klang vom Munde tönen lassen; er ist darum in der Rede nnd in all ihrem Zubehör herrlich gewesen, er ist ein trefflicher Redner und Dichter. Es bedarf hier nicht mehr, als die Namen Shakespeare, Milton, Byron, Hamden, Chatam, Burke, Fox und Sheridan zu nennen. Man kann nicht sagen, daß seine Sprache in Wohltönigkeit und Volltönigkeit ihm dabei zu Hülfe komme. Sie ist wie das Holländische eine echte Matrosen- und Seemannssprache und hat die dumpfen und unklaren sausenden Töne und Klänge der Wellen, die plätschernd und kurztönig an's Ufer schlagen; sie ist wispelnd und sausend, kurz und abgebissen.

Gott hat diesem Volke in den letzten Jahrhunderten eine große Rolle zugeteilt: es soll die starre Welt aufschütteln und die rohe bilden; die verschlossene aufschließen. Der Engländer hat seinen Beruf in Kalkutta und Delhi gehabt, er hat ihn jetzt in Kanton und Peking. Wenn diese Sendung ausgerichtet, wenn die Aufschüttelung, Belebung und Aufschließung der abgelebten und abgesperrten Welt fertig, wenn der Samen neuer Bildung und neuen Lebens aufgegangen sein wird: dann wird es in jenen Ländern werden, wie es in Nordamerika geworden ist, aber England wird doch England bleiben. Arndt

18. Der Riukand Fossen.

Er war unsere Absicht, den großen Wasserfall unter dem Gousta (im Bezirk Tellemarken im Stifte Christiania) zu besuchen. Das Thal, durch welches der schäumende Fluß hindurchbrach, ward immer enger, die Thalwände hoben sich immer höher;

wir stiegen auf der einen Seite immer mehr empor und wanderten durch einen dichten Tannen- und Fichtenwald. Neben uns stürzte sich die Gebirgsmasse in unübersehbare Tiefe hinab; die gegenüberstehende Wand wie diejenige, die wir bestiegen, bedeckte dichter Wald, Nadelhölzer und Birken unter einander gemischt. Fast eine Stunde stiegen wir langsam aufwärts, die Vertiefung des Thales erschien immer mächtiger. Der schäumende Fluß verschwand unter den bedeckten Bäumen, und das ferne Rauschen in der Tiefe belehrte uns über die bedeutende Höhe der Thalwand. Nach einiger Zeit sahen wir, wie das Thal sich im Hintergrunde mit noch höheren, kahlen, schwarzen Felsen schloß. Die kesselförmige Vertiefung ragte dunkel und nackt aus dem dichten Walde hervor, und aus diesem Riesenkessel stieg eine mächtige Dampfsäule hoch in die klare Luft hinein. Sie verschwand und bildete sich immer wieder in bestimmten Pausen wie der aufsteigende Dampf von einer unermeßlich kochenden Wasserfläche. Es war die Dampfsäule des rauchenden Wassersturzes (Riukand Fossen), eines der mächtigsten in Norwegen. „Die Dampfsäule steigt sehr hoch," sagte der Führer, „der starke Regen hat den Fluß angeschwellt, ihr werdet den Sturz gar mächtig finden." Indem wir fortschritten, hörten wir nun immer vernehmlicher neben dem Rauschen des Flusses dumpfe Schläge wie einen fernen Donner. Der Boden schien unter unseren Füßen zu beben. Jetzt traten wir aus dem Walde heraus, und der mächtige Wassersturz lag ganz vor uns, obgleich wol eine halbe Meile entfernt.

Aus einer engen Oeffnung, als hätte die furchtbare Gewalt der ungeheuern Wassermasse zornig so eben den Widerstand überwunden, stürzt sie wütend hervor, ein großer, dichter Bogen, und der schneeweiße Schaum, gekräuselt, Dampf erzeugend, tanzt auf der strömenden Wölbung, sich ewig und ewig rastlos wieder gestaltend. Indem das mächtige Wasser Raum gewonnen hat, zerteilt es sich nach allen Richtungen; es bildet durchsichtige Wasserdecken, durch welche man die düstere, kahle Gebirgswand erkennt, die ruhig scheinen, aber mit gewaltigen Schlägen die nackten, schräg anstehenden, glatten, feuchten Felsen schäumend peitschen, und hier vorzüglich entsteht der aufsteigende Dampf, der, aus der Ferne erkannt, hoch in die Luft spritzt. Tausend Seitenstralen zerteilten sich in allen Richtungen; aber in der Mitte drängt die Hauptmasse sich zusammen, und umwirbelt von tausend Stralen, immer wilder, wütender vom schneeweißen, gekräuselten Schaume umtanzt, stürzt sie sich brüllend in eine grundlose Tiefe. Das Auge vermag kaum dieses ewige, unablässige Spiel, die fortdauernd wechselnden, unaufhörlichen Zer-

splitterungen zu verfolgen. Der ungeheure Zorn einer rasenden Natur tobt, peitscht, schäumt umher, und die der Wut preisgegebenen Felsen scheinen vor Schreck erstarrt. Das ganze Thal unter dem Sturze ist von einem See erfüllt, und obgleich die furchtbare Wassermasse sich unabläßig brüllend hineinstürzt, so ist dennoch die Wasserfläche dicht unter dem Sturze völlig ruhig. Dunkel, nie von einem Sonnenstral erleuchtet, scheint sie die erschöpfte Wut darzustellen. — So wird das Gemüt, wenn die härtesten Schläge des Geschickes unaufhörlich das Innerste treffen, äußerlich ruhig. Aber die Ruhe ist nur Schein. In der Tiefe wühlt der zurückgedrängte Zorn, und brausend, rauschend, mit erneuter Wut stürzen die Fluten über die großen, eckigen Steine, als triumphierten sie über den zertretenen Feind. — Du hast Schaffhausen gesehen, wohl mag die Wassermasse größer, breiter sein, aber selbst die größte Höhe des Sturzes erreicht nur fünfundsiebzig Fuß; dieser Fall stürzt sich vier- bis fünfhundert Fuß herunter, und noch behält die mittlere Masse, wo sie in den finstern Abgrund hinabströmt, ihre ganze Gewalt. Die Sonne schien schräg in den Sturz hinein und erleuchtete den weißen Schaum, und der Dampf spielte blendend in ihrem Lichte. Dumpf hallte das Thal wider von dem Gebrülle, das sich mit dem gewaltigen Rauschen des noch immer stürzenden Flusses verband. Schon hier übertönte der Sturz die menschliche Stimme. Wo der erhabene Zorn der Natur, wo das mächtige Element mit Felsen spielt, gebietet es dem Menschen Stillschweigen.

Indem wir uns dem Sturze nähern wollten, sah ich eine jäh herabfallende, fast nackte Felswand, sie versenkte sich in die schwindelnde Tiefe. Wir waren sehr hoch, der Fluß wühlte immer tiefer unten, und wir standen wohl vierhundert Fuß über ihm. Mir schauderte, als ich diese Wand ansah — und hier ist ein Fußsteig längs dem Abhange, Mariestien nennen ihn die Einwohner. Sie gehen ruhig, unbekümmert darüber, obgleich er in der Umgegend berüchtigt ist. Ein kleines Mädchen ist in die Tiefe hinuntergeklettert, um eine verlorene Kleinigkeit aufzuheben, ein Krämer, um die Trümmer seiner hinuntergerollten Waaren zu sammeln; ja, wie man berichtet, ist ein Krüppel ohne Füße auf den Knieen über diesen furchtbaren Fußsteig gerutscht. Man riet mir, die Stiefel auszuziehen, damit ich nicht ausgleiten möchte. Meine norwegischen Begleiter giengen leichten Fußes vorwärts, während der Führer mich mit seiner kräftigen Hand faßte. Ich wandte das Gesicht — man ist zum teil dazu genötigt — von der Tiefe ab, der Gebirgswand zu; aber dennoch erbebte mein Inneres, und es war mir, als zöge der

Abgrund unter meinen Füßen mich unwiderstehlich hinab. Die Waldungen waren scheu vor der Gewalt des wütenden Wassers zurückgetreten; einzelne Gebüsche nur standen, als glaubten sie von dem zornigen Elemente in ihrer kümmerlichen Kleinheit nicht bemerkt zu werden, hier und da, vermochten aber nicht die grauenhafte Tiefe zu verbergen. In der Nähe des Sturzes hatte der Fußsteig sich immer mehr geneigt, und als wir ihm zur Seite waren, konnten wir auf mächtigen Steinen, die er in seiner Wut bei Seite geschleudert zu haben scheint, mitten in ihn hineintreten. Das Gebrüll ist hier am mächtigsten. Von furchtbaren, steigenden Wassermassen umgeben — in einem großartigen Wasserbade — hineintaucht in das ewige Naß, hat man auf jedem Schritte einen anderen, einen veränderten Auftritt. Ueber uns sahen wir die Spalte, aus welcher sich der Sturz hervordrängt. Sie scheint so eng, daß man hinüberspringen möchte. Die Sonne schien hinein, und hier, umflutet von spritzendem Schaume und herabrollenden Wogen, umdonnert von dem krachenden Sturze, der, wie alles Gehör vernichtend, die Felsen zittern machte, in der Mitte des entfesselten, wütenden Elements ergötzte uns die Natur mit einem leichten, feenartigen bunten Spiele. Unter unserm Fuße tanzte auf dem blendend weißen, rauchenden Schaume ein völlig geschlossener Regenbogen. Die feurigen Geister, aus Licht und Schatten geboren, wählten eben die Stelle, wo das Wasser seine wildeste Wut losließ, um im leichten Tanze das Fest des friedlichen Lichtes zu feiern. H. Steffens.

19. Ein Bild aus Lappland.

Hundegebell von unten verriet uns die Nähe einer Herde und die Hütte einer Lappenfamilie. Wir eilten ihr zu, denn der aufsteigende Südweststurm und Regen rieten uns ernstlich, für die Nacht eine Bedeckung zu suchen. Wir fanden die Hütte oder, wie sie dort genannt wird, Gamme sehr bald am Fuße des Berges und am Rande des großen Morastes. Man nahm uns auf, aber nicht freundlich: Lappen sind keine Araber. Wo Tannen und Fichten, wo Birken nicht mehr gedeihen, da entwickelt sich auch im Menschen nicht mehr eine schöne Natur, er geht unter im Kampfe mit Bedürfniß und Klima. Die feineren Gefühle der Lappen entwickelt der Branntwein, und wie im Orient das Geschenk den Besuch ankündigt, so besänftigt hier nur das Glas die feindlichen Gemüter. Dann freilich wird dem Fremden der erste Platz eingeräumt im Hintergrunde des Zeltes, der schmalen Thüre gegenüber. Man lieat im Hinter-

grunde des nur höchstens 2,6 Meter im Durchmesser haltenden Raumes; das Feuer oder der Rauch auf dem Herde in der Mitte verhindert den Zug von der Thüre, und deswegen ist dieser hintere Raum der Sitz des Herrn oder der Frau vom Hause. Die Kinder sitzen ihnen zunächst, die Diener am nächsten bei der Thüre. Verlangt ein Fremder den Eingang, so befiehlt ihm die lappische Höflichkeit, sich noch innerhalb oder sogar noch vor der halbgeöffneten Thüre auf die Hacken zu setzen. Der Hausherr fragt ihn dann nach der Ursache seines Kommens, auch wol nach Begebenheiten des Landes, und ist die Erzählung gefällig, so bittet er endlich den Fremden, näher zu treten. Dann ist er Glied der Familie; man räumt ihm nun einen Familienplatz ein und bewirtet ihn mit Renntiermilch und Fleisch. Der Araber ladet in seine Hütte und fragt nicht.

Wohl that es uns, diese Nacht unter einem Dache zu sein, denn der Sturm rasete fürchterlich, und der Regen schlug wie Sand gegen die Bedeckung der Gamme. Wunderbar genug, daß die schwache Hütte solcher Wut widerstand. Sie ist aus Stöcken gebaut, die wie ein Kegel in der Mitte zusammen laufen; einige andere Querstöcke halten sie in den untern Teilen auseinander. Ueber diesen Rahmen ist nichts als eine Leinwand ausgebreitet, gewöhnlich Segeltuch, doch so, daß oben eine viereckige Oeffnung unbedeckt bleibt zum Abzug des Rauches. Ein großer Teil dieser Bedeckung liegt noch frei auf dem Boden; er dient dazu, die Vorräte, Milch und Gerätschaften gegen Wind und Wetter zu schützen, und dann bilden zugleich diese Gerätschaften und die Decke darüber eine Art von Wall, welcher das Eindringen und den Zug der äußeren Luft von unten in die Gamme verhindert. Ein anderes großes und freies Stück Segeltuch wird um die äußere Bekleidung herum gegen die Seite gezogen, von welcher der Wind kommt; diese Seite ist daher stets mit einer doppelten Bedeckung verwahrt. Die inneren Sitze bestehen aus weichen Renntierfellen und aus weißen, wollenen Decken. Die Beschaffenheit der Felle und Decken bestimmt auch hier den Rang des Platzes und dessen, der ihn einnehmen soll. Eine leichte Wohnung! und fast ist es unbegreiflich, wie eine ganze, oft zahlreiche Familie in solch enger Umgebung für viele Monate lang Raum findet. Aber alle Glieder der Familie sind darinnen zu gleicher Zeit auch nur selten versammelt; die Renntierherde verlangt ihre Gegenwart und ihre Aufsicht, selbst während der Nacht, selbst in so stürmischen und gräßlichen Nächten, als wir hier in Nuppibye aushielten. Männer und Kinder, Frauen und Mädchen, keines ausgenommen, wechseln zwei- oder dreimal des Tages in diesem

Geschäfte, und ein jedes zieht mit mehreren Hunden aus, die ihm eigentümlich gehören, und die nur seinen Worten allein folgen. Die vorigen Wächter kommen mit den hungrigen Hunden zurück. Daher ist es nicht selten, daß acht, zehn oder zwölf Hunde zugleich in der Gamme über die Köpfe der Ruhenden wegsteigen, für sich selbst bequeme Ruhestellen zu suchen. Sie bedürfen freilich der Ruhe; denn so lange sie draußen mit dem Herrn die Herde bewachen, sind sie in fortdauernder Bewegung. Auf ihnen beruht das Heil und die Sicherheit der Herde. Nur durch sie wird dieselbe auf bestimmten Plätzen zusammengehalten oder, wenn es nötig ist, nach andern geführt; nur durch sie treibt man die Wölfe, die fürchterlichsten Feinde der Lappen, von den Renntieren zurück. Das furchtsame Renntier läuft erschrocken in der Wildniß umher, wenn sich der Wolf nähert; die Hunde dagegen bellen und kläffen die Herde in die Enge zusammen, und so wagt der Wolf nicht leicht einen Angriff. Wenn daher für den Lappen das Renntier ist, was für den Bauer der Acker, so ist, was für diesen der Pflug, für den Lappen der Hund. Kommt er aber nun ermüdet in die Gamme zurück, so wird er auch immer willig sein Renntierfleisch und seine Suppe mit dem Hunde teilen, aber schwerlich mit Vater oder Bruder.

Es ist ein neuer und schöner Anblick, wenn des Abends die Herde sich des Melkens wegen um die Gamme versammelt. Auf allen Hügeln bis fernhin ist plötzlich alles voll Leben und Bewegung. Die geschäftigen Hunde kläffen überall und bringen die Masse näher und näher; und die Renntiere springen und laufen, stehen, springen auf's neue in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit der Bewegungen. Wenn das fressende Tier, durch den Hund erschreckt, den Kopf hebt und das große, stolze Geweih nun hoch in die Luft steht, wie schön und wie herrlich! Und wenn die Gestalt nun über den Boden hinläuft, wie schwebend und leicht! Man hört nie den Fuß auf dem Boden, sondern nur das ewige Knistern in den Kniekehlen, wie von überschlagenden elektrischen Funken — ein sonderbares und weit hörbares Geräusch von so vielen Renntieren zugleich. Und wenn dann alle drei oder vier Hundert endlich die Gamme erreicht haben, sie nun stehen oder ruhen oder vertraulich von einem zum andern hinlaufen, die Geweihe gegeneinander versuchen oder in Gruppen ein Moosfeld umgeben; wenn dann die Mädchen mit den hölzernen Milchgefäßen von Tier zu Tier eilen, der Bruder oder der Diener dann bastene Schlingen um die Geweihe des von jenen bezeichneten Tieres wirft und es zu ihnen heranzieht, das Tier sich sträubt und der Schlinge nicht folgen will, und das

Mädchen lacht und sich der großen Mühe des Bruders freut und mutwillig das Tier wieder entschlüpfen läßt, damit der Bruder es ihr noch einmal fange; Vater und Mutter unterdessen ruhiger die ihrigen zu sich gezogen und schon manche Gefäße gefüllt haben, und sie nun schelten den Mutwillen, der die ganze Herde zusammenschreckt: — wer möchte dann nicht an Laban denken, an Lea, Rahel und Jacob! — Wenn die Herde sich endlich rings um die Gamme gelagert hat, so viele Hunderte zugleich, glaubt man ein ganzes Lager zu sehen und in der Mitte den ordnenden und beschützenden Geist über das Ganze.

Wir verließen Nuppibye des Morgens und erreichten schon gegen Mittag den Rand des langen und schmalen Zjolwijaure-Sees und die Gamme am Rande des Sees. Sie war nur eine Meile von der Gamme unter Nuppivara entfernt Die Herde gehörte meinem Führer, Matthes Sara; er sollte die müden Renntiere hier mit frischen vertauschen. Die Herde war aber jetzt weit entfernt und konnte nicht eher als gegen Abend erwartet werden. Da traten wir in die Gamme hinein. Der erwachsene Sohn war darinnen; allein er erhob sich nicht, er bewillkommnete uns nicht, und daß er den Vater in vielen Tagen nicht gesehen hatte, hätte wohl niemand geahnt. Mißtrauen hatte seine Augen verblendet. Gegen Abend gieng er zur Herde mit dem jüngeren Bruder, und die Töchter kamen zurück. Warum kam die Herde nicht auch? warum sollte sie nicht bei der Gamme gemolken werden wie gewöhnlich? Die Weiber meinten, sie sei zu weit entfernt, und sie bis zur Gamme zu treiben, sei zu beschwerlich für heute. Der Sohn hatte die gebrauchten Renntiere mit sich genommen, aber er sandte die neuen nicht. Die Nacht vergieng; auch am Morgen waren noch keine Renntiere gekommen. „So werde ich sie selbst suchen," sagte Matthes Sara. Die Weiber bestimmten ihm den Ort, wo die Herde jetzt weide. Er läuft den ganzen Tag und kömmt atemlos und ermüdet am Abend zurück, ohne nur ein einziges Renntier gesehen zu haben. Frau und Kinder hatten ihn nach der falschen Seite gewiesen und während seines Suchens die Herde weit nach der entgegengesetzten Seite getrieben. Sie blieb auch diesen Abend weg wie den vorigen und zeigte sich in der Nähe der Gamme nicht. Noch weniger erschienen die bestellten Renntiere am folgenden Morgen. Matthe's Wille war nicht der Wille seiner Familie. Sie achteten den Fremden nicht genug, um ihm Renntiere zur Fortsetzung seiner Reise zu bewilligen, und der Kontrakt mit dem Hausherrn hatte für sie keine Kraft. Ebenso kraftlos waren Matthe's Ermahnungen, sein Schelten. Das

war keine patriarchalische Herrschaft des Vaters über die Kinder, gewiß keine unterwürfige Achtung, die sich erlaubt, den Vater mit Vorsatz auf den öden Gebirgen in die Wildniß und in die Irre zu schicken. Was aber alle Vorsätze der Lappen bricht, führte endlich auch uns die so sehnlich erwarteten Renntiere entgegen; die Mutter widerstand dem Eindrucke des Branntweins nicht. Ein Gefühl von Dankbarkeit bewegt sie, spät am Abend der eben wieder gekommenen Tochter ein Wort in's Ohr zu reden, und nach wenigen Minuten verkündet das wohlbekannte Knistern der Tiere und das Bellen der Hunde die so heiß gewünschte Ankunft der Herde.

Leopold von Buch.

20. Bilder aus dem Norden.

1. Norwegens Natur.

Welche Küste! Nichts von den Dünen des deutschen Meeres oder der Ostsee, auch nichts von den senkrecht abgeschnittenen Lehm- und Mergelwänden, auf denen zuweilen der Buchwald bis über die äußersten, unterhöhlten Spitzen hängt. Ebenso wenig erblickt man grünschimmernde Saaten, die über den flachen Strand in's blaue Wasser schauen, oder Stranddörfer und Fischerhütten zwischen dem schwarzen Tannenwalde, der im gelben Sande wurzelt. Hier stehst du zuerst an dem ungeheuern Felsblock, den, wie die Sage berichtet, der Teufel herbeischleppte, als die Erde schon fertig war, und der nun die skandinavische Halbinsel bildet. Der Weltherr blickte mitleidig darauf hin; er hatte jedoch von der fruchtbaren Erde nur noch eine kleine Hand voll, und diese streute er kümmerlich darüber aus, um doch etwas Grün und Bäume hervorzulocken. Daher kommt es denn, daß man in einzelnen Thälern, wo die Erde dichter fiel, wohl auch Fruchtbarkeit antrifft, der größte Teil aber nackt und kahl geblieben ist und noch den Fluch des Teufels trägt. —

Der ungeheuere Felsen, aus dem Norwegen besteht, ist von tiefen Spalten durchsetzt, in denen die Flüsse und Bäche hinziehen. Diese Spalten sind die Thäler, in ihnen wohnen die Menschen mit ihrem Fleiß, mit ihrem mühseligen Feldbau und ihren Herden. Will man nun von einem Thale in's andere, so giebt es keinen anderen Weg, als hohe Berge zu überklettern, die zuweilen ewigen Schnee tragen, zuweilen auch mehr abgedacht sind. Aber alle diese Berge sind nicht spitz zulaufend, sondern Gebirgsrücken, welche oben große Flächen bilden, darum heißen sie auch Felder (Fjelder), und solche Fjelder giebt es viele von größerem und kleinerem Umfange. Alles ist Fjeld, was oben sich ausdehnt, und nur die einzelnen Erhebungen darauf,

die Spitzen, welche aus diesen Massen hervortreten, werden wieder mit besonderen Namen, gewöhnlich Knoten (Knuden), in norwegischer Aussprache Nuten genannt. Darum erfordert es oft viel Zeit, einige Meilen fortzukommen, und manche Mühe und Gefahr, den Nachbar zu besuchen, der jenseits des Fjeldes im nächsten Thale wohnt. Zuweilen ziehen sich die Fjelder in senkrechter Steilheit hinauf und fallen ebenso nieder. Schwindelnde Fußsteige führen dann wol zwischen den Klüften hin, und ein beherzter Fuß mag sie wandeln; aber häufig müssen auch große Umwege gemacht werden, denn unten in der Thalsohle sammeln sich gewöhnlich die Wasser und bilden durch ihre zahllose Menge ganze Ketten größerer und kleinerer Gebirgsseen, aus denen stufenweis, von Thal zu Thal, bis zum Meere die Flüsse hinabstürzen. Durch diesen unermeßlichen Wasserreichtum wird das ganz von Gebirgsmassen durchwebte Land die wahre Heimat der Wasserfälle. Zahllose Gebirgsbäche kommen stark rauschend von den hohen Fjeldern herab, in deren Seen sie ihre Sammelplätze haben, und so hat die Natur Norwegen mit einem Element beschenkt, dessen nutzbare Kraft unerschöpflich ist und alle Dampfmaschinen überwiegt, welche anderen Ländern künstlichen Ersatz geben müssen. Unzählige Schneidemühlen werden dadurch in Bewegung gesetzt, alle Werke der Industrie mit Hülfe des Wassers betrieben; aber es könnten tausend und aber tausend mehr dabei bestehen, ja, man kann behaupten, daß die Gesammtindustrie der Erde von den Flüssen und Bächen Norwegens in Betrieb erhalten werden könnte.

Ueberall da, wo die Flüsse sich in die Buchten der Fjorde ergießen, findet man einen Wall und dahinter einen Süßwassersee. Eide werden diese Stellen genannt, und genau sieht man ihnen meist an, wie sie einst entstanden. Mächtige Revolutionen bildeten diese Schutzwehren von Blöcken und Geröllen, die zuweilen in höchst merkwürdiger Weise mehrere hundert Fuß hoch das Süßwasser vom Salzwasser trennen. In solchen Kesseln sammelten sich nun die Alpenbäche und bildeten die kleinen Seen von Viertelmeilenlänge, aber großer Tiefe, in welche die Felsenwände oft senkrecht niederstürzen. Wenn sie angefüllt bis zum Ueberlaufen, dann sprengte endlich der Druck der Wasser die Wand, und das Süßwasser bahnte sich seinen Weg in den Fjord. So muß es ungefähr gewesen sein; aber wie Vieles ist daran dunkel! Welche gigantische Hand riß diese Felsen nieder und baute mit ihnen die Wälle auf? Welche unermeßliche Gewalt wühlte in allen diesen harten Felslagern der Urgebirge und ließ die Meeresfluten tief in den tiefsten Schooß der Berge dringen?

Ein unheimliches Gefühl muß jedes Herz beschleichen, ein geheimes Beben vor dem Ungeheuern, Unerforschlichen, dessen Wirkungen wir sehen, dessen Ursachen wir aber nicht ergründen können. Zwanzig, dreißig Meilen tief dringen zahllose Meeresarme in die hohen, schneetragenden Felsen. Der Wanderer irrt durch die nackten Klippen, er windet sich durch die unermeßlichen Labyrinthe von Sumpf und Wildniß. So weit sein Auge reicht, erkennt er nichts als die Oede eines Alpenhochlands. Plötzlich aber stockt sein Fuß, schaudernd springt er zurück, er steht an einem gähnenden, schwindelnden Abgrunde, an einem Spalt, der drei-, viertausend Fuß tief senkrecht eingeschnitten, ihn auf viele Meilen Länge von dem jenseitigen Ufer trennt. Und was er unten erblickt, der schmale Wasserstreif, welcher zu ihm herauf-blitzt, es ist das Meer, von dessen Nähe er keine Ahnung hatte. Und doch ist es so. Nehmt diesen gläsernen, beweglichen Boden fort, und ihr würdet zahllose, stille, tiefe Thäler haben, in denen Menschen wohnen und Herden weiden könnten, wo jetzt der gierige Hai Beute suchend umherschwimmt und Ebbe und Flut den langen Seetang an die Felsen schaukeln. Wie wunderbar, wie seltsam ist das! Wie ist das salzige Element hereingedrungen mit seinen Ungeheuern der Tiefe! Wer öffnete ihnen den Weg, wer schickte sie in die tausendfach gewundenen Felsen, in diese eng-gähnenden Spalten, wo Lawinen hinabdonnern und Stürme rasen, vor denen kein Leben bestehen kann? Sie sind da, das ist alles, was wir sagen können; doch vergebens bestrebt sich der mensch-liche Witz auszuklügeln, welchen Weg die Schöpfung gewandelt. Sie sind da, diese wundersamen Fjorde, und wie ist der Tag zu preisen, an dem sie entstanden!

Das Meer macht den Menschen regsam, es trägt ihn leicht von einem Ort zum andern, es erleichtert alle seine Verbin-dungen, es liefert ihm seinen Ueberfluß an Geschöpfen; wenn die tiefen Thäler der Fjorde trocken lägen, wie viel würde Nor-wegen dadurch entbehren! Denn eben an diesen Fjorden ent-wickelt sich ein höherer Grad von Kulturfähigkeit. An den Fjorden liegen die Handelsstädte des Landes, an ihnen grünt es und blüht es in zahllosen lieblichen Thälern; hier öffnen sich Gärten voll der eigentümlichsten Reize, hier auch wohnt ein kräftiger, schöner Menschenstamm, der, voll Mut und Lebenskraft, schon vor Jahrhunderten die Welt mit seinen wilden Thaten erfüllte. Denn hier an den Fjorden ist das eigentliche Vaterland der alten Wikinger und Kämpen. Von hier aus zogen sie in ihren langgeschnäbelten Schiffen unter den grausamen Seekönigen nach Schottland, England, Deutschland, Frankreich und Italien und

kehrten zurück, mit Beute und Sklaven beladen, die nicht selten wol unter dem Opfermesser am Altare der finsteren Götter endeten. In diesen Fjorden scharten die Häuptlinge auch ihre Heere, wenn sie sich gegenseitig bekämpfen; denn das streitlustige Geschlecht verzehrte sich selbst wie die Drachensaat, welche Jason auswarf.

2. Ein norwegisches Thal.

Leopold von Buch und andere Reisende sprechen öfter von italienischen Gegenden, welche sie in Norwegen fanden, aber nirgends habe ich das Thal und den See von Graver erwähnen hören; und doch, wenn je eine nördliche Gegend wirklich mit der Natur Italiens verglichen werden könnte, so müßte es dies wunderbar liebliche Thal sein, das mich so sehr entzückt hat. — Ueberall ist es eingeschlossen von hohen Bergen und zum größten Teil ausgefüllt mit dem tiefen, schönen See, der wohl eine halbe Meile lang und breit ist. Sammetgrüne Grasflächen laufen von den Höhen nieder, und schöne hohe Bäume in fast regelmäßigen Reihen durchschneiden diese leuchtenden und duftenden Felder. Oben stehen zerstreut kleine Hütten und größere Häuser; an einem Punkte liegt ein ganzer Haufen, das ist der kleine Flecken Graver. Die roten Holzwände und die weißen Fensterkreuze darin sehen in der Ferne gar freundlich einladend aus. Buntgeflecktes Vieh weidete in großen Herden auf den Bergen und am Gestade. Da lagen sie wiederkäuend unter tief niedersinkenden Weiden, und hinten an den Klippen liefen Hirten hin mit fern hallendem Geschrei, ihre Stäbe schwingend. Was aber diesem Thale einen ganz eigentümlichen Reiz giebt, das ist eine majestätisch hohe Felsenwand an der nördlichen Seite; Tausende von Fußen senkrecht aufsteigend, kahl, nackt, bahnlos und von der kühnsten, wildesten Gestaltung. Um ihr schwarzes düsteres Haupt lag ein dunkelrötliches Band, aus jener Mischung von glühendem Abendsonnenschein und Nacht gewebt, dessen Abglanz hinunterfiel in den regungslosen Spiegel des Wassers. Es funkelte über den hohen Bergspitzen hin wie Kriegs- und Feuersgluten, und unter ihnen lag das Thal so grün und still in seinem abendlichen Frieden. Ganz in der Tiefe ruhte der See im Halbschatten, und durch diesen schiffte ich, von leisen, kaum merklichen Ruderschlägen fortgetrieben. Ich hatte wol Eile nötig, meine Pferde warteten, düster unheimliches Gewölk löschte den roten Sonnenstreifen aus, und doch wagte ich nicht, meine Fährleute anzutreiben. Ein alter, hoher Mann mit schwarzen Augen und langen, weißen Locken und ein Knäbchen, lieblich

und frisch wie ein junger Tag, lenkten das Boot. Wie viel Frieden lag in den ehrwürdigen Zügen des Alten, wie viel schelmische Lebenslust stralte aus den blauen Augen des Kindes! Wenn ich den Greis anblickte, lächelte er, und dies Lächeln hatte etwas Schmerzliches; der Knabe aber nickte mir freundlich zu, als wollte er sagen: Sei getrost, fremder Mann, wir bringen dich sicher an das rettende Ufer. Als wir so schweigend dahinglitten und der alte Ferge im tiefen Ernst sein Haupt auf die Brust senkte, mit seinem dunkeln Auge die Wasserkreise verfolgte und sein langes Silberhaar über das verwitterte Gesicht sank, fiel mir der Mythus ein, der schöne, alte, wie das Menschenkind von Saturn und Amor über das Lebensmeer gefahren wird bis in den letzten Friedenshafen. Der träumerische See, die tiefe Stille, die Abgeschiedenheit, der sinkende Tag, der Feuerkranz an den Bergen — o es gehörte nicht viel dazu, um zu glauben, Geisterwelt und Jenseit öffneten neue Schranken und das Geheimniß des Todes sei schon gelöst. Plötzlich lief der Kahn auf einen Stein und zeigte seine irdische Beschaffenheit, denn das Wasser drang heftig durch seine Fugen und nötigte zur möglichsten Eile.

Dicht unter der hohen Felswand ward gelandet. Mügge.

21. Reise über Neapel nach der Insel Ischia.

Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüten durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab und sang nach, und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann, auf der Deichsel stehend, lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen; und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war hell wie eine Sonne an den hohen Himmel heraufgezogen, und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stund die düstere Wolkensäule des Vesuvs im Osten allein. —

Tief in der Nacht, nach zwei Uhr, rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balkons warfen sich Gesänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-Glöckchen vermehrten den Tag, und der Mond schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und gieng tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich gieng allein auf und ab, für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Gränzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palläsien hinauf, bis wo das hohe Sant' Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfassete die Erde das schöne Meer, auf ihrem rechten, auf dem Posilippo, trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wogen und seine Schiffe, und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser, und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Aether der Vulkan, und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen.

Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipps hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich an's Ufer, die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrentos Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuvs Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange reine Morgenröte über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

O, es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Silben zur Seele, je ferner sie

sind? — Wie jung fühlt' ich die Welt und mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröte die Gebirge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen in's Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebirg des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuvs den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenroten Palläften, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf, und sein grünender Tron von St. Elmo, standen stolz zwischen zwei Bergen vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischia's Epomeo wie ein Riese des Meeres in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit kahlem, weißem Haupt. Allmählich erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nach einander, wie zerstreute Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich, gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete, vereinzelte, starre Land, das Wasserreich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie, und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbeikamen, wo einst Brutus und Kato nach Cäsars Tod Schutzwehr suchten — als wir vor dem zauberischen Bajä und dem Zauberschlosse, wo einst drei Römer die Teilung der Welt beschloßen, und vor dem ganzen Vorgebirge vorüber giengen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Cumä hinabsahen, hinter welchem Scipio Afrikanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen, und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Cicero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel giebt: mitten aus dem Freudenmeer der Natur wachsen und tragen ihre Lorbeer so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands, oder aus Arabiens Sand, — in Wüsten

und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort, und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr wert als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, das er so spät lebt hinter ihren Ruinen?"

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste, — an die zerbrochnen Aschenkrüge toder Götter, an die zerstückten Tempel Merkurs, Dianens, spielte die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meer, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elysäischen Felder, des Avernus, des toden Meers wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen unter einander auf der bunten Lava — alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Inseln standen groß im jungen feurigen Tage — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Aether über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuvs und Posilipps herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdet ihr bleich? es ist nur der Vesuv." Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten als drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen.

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Berges, es war schon das holde Ischia. Jean Paul.

22. Venedig.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Insel geflüchtet, es war keine Willkür, welche die folgenden trieb sich mit ihnen zu vereinigen: die Not lehrte sie ihre Sicherheit in der unvorteilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermeh-

rung, ihr Reichtum war notwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft wie Bäume, die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abgieng. Auf jede Spanne des Bodens geizig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nötig war eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trenuen und dem Bürger notdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große schlangenförmig gewundene Kanal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der diesseits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Wasserfläche sieht man links die Insel St. Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Kanal grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten. Dies sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwischen den zwei Säulen des Marcusplatzes hervortreten.

Nach Tische eilte ich, mir erst einen Eindruck des Ganzen zu versichern und warf mich ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Kanälen und Kanälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen gedenkt man nicht, ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Ellenbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt; es giebt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto; sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Kanal gesäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom festen Lande herbeiführen und hier hauptsächlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfest, gab es einen Anblick wunderschön le-

bendig; doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptteile von Venedig, welche der große Kanal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Communication gesorgt, welche in offenen Barken an bestimmten Ueberfahrtspunkten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen solchen Ueberfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden. Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Teil des großen Kanals durch, um die Insel der heiligen Clara in die Lagunen, den Kanal der Giudecca herein bis gegen den Marcusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des adriatischen Meeres, wie jeder Venetianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt.

Heute (6. Oktober) früh war ich beim Hochamte, welchem der Doge jährlich an diesem Tage wegen eines alten Sieges über die Türken in der Kirche der heiligen Justina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürsten und einen Teil des Adels bringen, seltsam gekleidete Schiffer sich mit rotgemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften mit angezündeten auf Stangen und tragbare silberne Leuchter gesteckten Kerzen stehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beschlagene Brücken aus den Fahrzeugen an's Land gestreckt werden, zuerst die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen roten der Senatoren sich auf dem Pflaster entfalten, zuletzt der Alte mit goldener phrygischer Mütze geschmückt im längsten goldenen Talar mit dem Hermelinmantel aussteigt, drei Diener sich seiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und coloriert. Mir nordischem Flüchtling hat diese Ceremonie viel Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzröckig sind und wo die größte, die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort sein.

Aber hierher gehören diese Schlepprócke, diese friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank sein mag, sich aber nur noch so um der Würde willen nnter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geschlechts und ist gar hold und leutselig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es ganz fein und durchsichtig auf dem weißesten klarsten Haar von der Welt ruht. Etwa fünfzig Nobili in langen dunkelroten Schleppkleidern waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertracte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Gesichter, weiches weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Leichtigkeit des Daseins und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Auf heute Abend (6. Okt.) hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodien singen. Dieses muß wirklich bestellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenschein bestieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; sie fiengen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie ist eine Mittelart zwischen Choral und Recitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Takt zu haben; die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie nach dem Inhalt des Verses mit einer Art von Deklamation sowol Ton als Maß; der Geist aber, das Leben davon, läßt sich begreifen, wie folgt.

Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen, genug, sie paßt gar trefflich für einen müssigen Menschen, der sich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterschiebt. Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk schätzt Stärke vor allem — sitzt er am Ufer einer Insel, eines Kanals auf einer Barke und läßt sein Lied schallen, so weit er kann. Ueber den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht und mit dem folgenden Verse antwortet; hierauf erwidert der erste und so ist einer immer das Echo des andern. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto reizender kann das Lied wer-

den: wenn der Hörer alsdann zwischen beiden steht, so ist er am rechten Flecke.

Um dieses mich vernehmen zu lassen, stiegen sie am Ufer des Giudecca aus, sie theilten sich am Kanal hin, ich gieng zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte, und mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesanges erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar wie eine Klage ohne Trauer; es ist darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Göthe.

23. Der große Bernhardsberg.

Von St. Pierre, dem letzten wallisischen Dorfe auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, steigt man drei Stunden bis zum Kloster. Mit der Morgenröte begab ich mich auf den Marsch. Nicht fern von der Brücke wird man durch einen Felsen überrascht, welcher in Obelisken-Form aus den Fluten der in finsterer Tiefe brausenden Dranse sich erhebt. Ihn umkleidete, gleich einem Königsmantel, das purpurfarbige Rhododendron, und ein Kreuz auf seinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantische des Anblicks. Eines der lieblichsten und sinnvollsten Gemmenbilder, die jemals einer dichterischen Künstlerphantasie vielleicht vorschwebten, malte sich, einige Schritte weiter, mit unvergleichbaren Farben in meine Seele. Der schöne Bergschmetterling Apollo, mit den rubinaugigen Flügeln, saß auf der lasurblauen Urne der großen Gentiane. Lange schien er die prächtige Blume mit Wonne zu liebkosen, bis ihn ein Lufthauch emporscheuchte. Psyche entschwebte dem Aschenkruge. Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Charakter an. Längst schattete kein Baumwipfel mehr, und der mit zartgefranzten Amethystglöckchen der Soldanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche zurück. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpenlerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun, in dieser furchtbaren Einsamkeit, mein Ohr keinen andern Laut mehr, als den fernen Donner einer Lawine.

Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen oder von Lawinen begraben werden, und wo die Chorherren, diese Helden der Menschenliebe, mit Hülfe ihrer Hunde und Sondirstange schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten und wieder in's Leben riefen. Das mühevolle Ar-

heiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte. Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten, als das Läuten der Klosterglocke, welches dumpfig aus einem wilden Geklüft herabhallte, plötzlich des Wanderers Mut und Stärke wieder erneute. Bald erschien hoch über mir in schwarzblauer Luft das Kloster selbst, am Rande eines Felsenwalles, der dasselbe, gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauernhöfe, Wälder und Ströme gewöhnte Auge ringsum nichts erblickt, als Riesengipfel, deren Fuß düst'res Gewölk umgürtet, und Eis- und Schneefelder, welche labyrintisch, durch Thäler und Schlünde, in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiteten. Gastlich thaten die Pforten dieser höchsten Menschenwohnung unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk, gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte, vor einem hochlodernden Feuer, sein Herz.

In dieser 1246 Toisen über der Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde Gestade kein grünender Schilf- oder Binsenkranz entödet, wird niemals ganz vom Eise befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpunkte.

Hier wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe, auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur zwei Monate im Jahre offen stehen, von Maultieren heraufgetragen werden.

Ich fand die Chorherren, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Frühstücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig, nicht mit Pracht aber mit Geschmack verziert, und was in meinen Augen allen Christallkronen, Spiegelwänden, Marmortafeln und Deckengemälden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden und bescheidenen Reiz über Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen und dringend ersucht, während des längern oder kürzern Aufenthalts im Kloster sich völlig wie am eignen Herde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches, in die Mitte einer Gesellschaft zu treten, die durch die Wohl-

thätigkeit ihrer Zwecke mir längst ehrwürdig war, und wovon manches Mitglied mehr als eine Bürgerkrone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmütigen Entsagung alles dessen, was die Tage der Sterblichen in Städten und Dörfern verschönt, üben nicht jene Menschen, in einem der unwirtbarsten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich, wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menschlichkeit! Unentgeltlich und ohne Ansehung des Standes und der Religion, wird der müde Reisende gespeist und beherbergt, der Kranke bis zur Genesung mit der treuesten Sorgfalt gepflegt, und der Erstarrte dem Tode entrissen. Täglich in der strengen Jahreszeit, und so oft es schneit oder nebelt, gehen einige von ihnen, mit langen Stangen und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde auf die Landstraße, welche diese Tiere, ungeachtet des finstersten Nebels oder des dichtesten Schneegestöbers, niemals verfehlen. Ward nun ein Reisender von einer Lawine verschüttet oder in ohnmächtiger Erstarrung von Flocken begraben: so erwittern die Hunde, ist anders die ihn deckende Schneeschicht nicht allzu beträchtlich, unfehlbar die Stelle, und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Aufscharren sie der hülfreichen Menschenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und in's Kloster getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt, und jedes als wirksam anerkannte Mittel anwendet, sein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa; aber die Anzahl derer, denen es die Menschlichkeit in diesen Einöden wieder schenkte, konnte mir niemand angeben.

Trotz der unaufhörlichen Entdeckungsgänge dieser Menschenfreunde und ihrer Hunde vergeht indes beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wenn der Schnee wegschmilzt, Leichname von Reisenden zu Tage gebracht werden, die hier, von allem fern, was ihr Herz teures und köstliches auf der Welt besaß, hülflos umkamen. Da die Natur in dieser Steinwüste dem Toden die unterirdische Wohnung versagt, so werden sie in einer an der Ostseite des Klosters liegenden Kapelle versammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünstigen, mit großen vergitterten Oeffnungen versehen sind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beisammen ruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, meistens gewiß durch sehr entgegengesetzte Schicksale, hier hoch über den Wolken vereinigten Toden rührte mich im innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt, und

weil in dieser scharfen und trocknen Luft kein entseelter Körper verwest, sondern nur allmählig zusammenschrumpft und verdorrt, so erhalten die Gesichtszüge sich lange vollkommen unentstellt, und mehrere dieser Verunglückten wurden von Angehörigen und Freunden, nach zwei Jahren und darüber, noch wieder erkannt. Sie sind nicht über einander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder Neuankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer laufen schon neben einander hin. Die Farbe der Gesichter, eben so wie die der Hände und Füße, welche das Leichentuch bei einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunklen Zimmetbraun der ägyptischen Mumien.

Ein unbefangener und fröhlicher Ton herrschte bei der Mittagstafel, und alles, was ich sonst noch in Rücksicht auf ihre Collegialverhältnisse zu beobachten Gelegenheit hatte, bestärkte mich in dem erwünschten Glauben, daß die Chorherren in brüderlicher Harmonie bei einander wohnen. Ihre Fragen über die neuesten Weltbegebenheiten bewiesen, daß sie diese nur, wie in dämmernder Tiefe, undeutlich und verkleinert erblicken. Aber anstatt ihren Tag mit Vergleichung und Vereinigung der Widersprüche in den Zeitblättern zu verderben, oder mit prophetischem Pinsel groteske Ungeheuer auf den Vorhang der Zukunft zu malen, beschäftigt irgend ein Lieblingsfach ihre Nebenstunden, wie zum Beispiele Physik, Mineralogie oder Botanik. Doch sobald die leidende Menschheit um Hülfe ruft, eilt jeder mit militärischer Pünktlichkeit an seinen Posten.

Herr Daleve, der Schaffner des Klosters, ein gefälliger und achtungswerther Mann, begleitete mich nach dem Jupiters-Plane, wo dem Donnerer einst ein berühmter Tempel geweiht war, von welchem der Berg seine altrömische Benennung (Mons Jovis, Berg des Jupiter) erhielt. Zu verschiedenen Epochen hat man hier nach Altertümern gegraben, aber stets ohne den gehofften Erfolg. Man entdeckte nur einige Münzen von geringer Erheblichkeit und eine beträchtliche Menge kupferner Votivtafeln, die als Beweistümer, wie gefahrvoll man die Reise über den großen Bernhard in den Römerzeiten sich vorstellen mußte, der antiquarischen Aufmerksamkeit nicht ganz unwert sind.

Meine beschränkte Zeit untersagte mir den Gang nach dem Spiegelfelsen, einer der ersten naturhistorischen Merk-

würdigkeiten der umliegenden Gegend. Diese senkrechte Steinwand von bedeutender Höhe erhielt eine so vollkommene natürliche Politur, daß man, wie Herr Daleve versichert, sich deutlich darin erblickt, wie im reinsten Spiegel. Noch keinem Forscher, Saussüre und Dolomieu selbst nicht ausgenommen, gelang die Auflösung des wunderbaren geognostischen Rätsels. Mit leiser Hand, und in dichte Finsterniß gehüllt, schliff die Natur diesen Felsen.

Trotz dem stürmischen Wetter stieg ich am folgenden Morgen die Südseite des Berges hinunter. Ein Adler schwebte rechts über die Ebene hin, wo Jupiters Tempel stand. Dankbar nahm ich die Vorbedeutung an. Fr. v. Matthison.

24. Der Rheinstrom.

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein. Nicht auf seine Größe! Viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwickelung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint.

In dem erhabensten und herrlichsten centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen — unergründlichen, smaragdenen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast wie das Meer unabsehbar. Krystallhelle Fluten entströmmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt und nun dem Schoße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges,

unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleich bleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Oede mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittlern Europa's. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein und führt zu den brittischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittlern Rheins, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

G. B. Mendelsohn.

25. Der Rheinfall.

Den 15. August nachmittags um 5. Uhr. Es ist, als ob eine Wasserwelt in den Abgrund aus den Gesetzen der Natur hinausrollte. Die Gewölbe der Schaumwogen im wütenden Schuß flammt ein glühender Regenbogen, wie ein Geist des Zorns, schräg herab. Keine Erinnerung, der stärkste Schwung der Phantasie kann's der gegenwärtigen Empfindung nachsagen. Die Natur zeigt sich ganz in ihrer Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluten herab und giebt den ungeheuern Wassermassen die Eile des Blitzes. Es ist die allerhöchste Stärke, der wütendste Sturm des größten Lebens, das

menschliche Sinne fassen können. Der Mensch steht klein wie ein Nichts da und kann nur, bis in's Innerste gerührt, den Aufruhr betrachten. Selbst der Schlaffste muß des Wassergebirg=getümmels nicht satt werden können. Der kälteste Philosoph muß sagen, es ist eine von den ungeheuersten Wirkungen der anziehenden Kraft, die in die Sinne fallen. Und wenn man es das hundertste mal sieht, so ergreif's einen wieder von neuem, als ob man es noch nicht gesehen hätte. Es ist ein Riesensturm, und man wird endlich ungeduldig, daß man ein so kleines, festes, mechanisches, zerbrechliches Ding ist und nicht mit hinein kann. Der Perlenstaub, der überall, wie von einem großen, wütendem Feuer herumdampft, und wie von einem Wirbel=wind herumgejagt wird, und allen den großen Massen einen Schatten erteilt, oder sie gewitterwolkicht macht, bildet ein so fürchterliches Ganzes, mit dem Flug und Schuß und Drang, und An= und Abprallen, und Wirbeln und Sieden und Schäumen in der Tiefe, und dem Brausen und dem majestätischen erdbeben=artigen Krachen dazwischen, daß alle Tiziane, Rubens und Vernets vor der Natur müssen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden. O Gott, welche Musik, welches Donnerbrausen, welch ein Sturm durch all mein Wesen! heilig! heilig! heilig! brüllt es in Mark und Gebein. Kommt und laßt euch die Natur eine andere Oper vorstellen, mit anderer Architektur und anderer Feenmalerei und anderrr Harmonie und Melodie, als die von jämmerlicher Verschneidung mit einem einzigen Messer euch entzückt. Es ist mir, als ob ich in der geheimsten Werk=statt der Schöpfung mich befände, wo das Element von fürchter=licher Allgewalt gezwungen sich zeigen muß, wie es ist, in zer=stürmten ungeheuern, großen Massen. Und doch läßt das ihm eigentümliche Leben sich nicht ganz bändigen und schäumt und wütet und brüllt, daß die Felsen und Berge nebenan erzittern und erklingen, und der Himmel davor sein klares Antlitz ver=hüllt, und die flammende Sommersonne mit mildern Stralen drein schaut. Es ist der Rheinstrom; und man steht davor, wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist er; und doch sind die Massen so stark, daß sie das Gefühl statt des Auges ergreifen, und die Bewegung so trümmernd heftig, daß unser Sinn ihr nicht nach kann, und die Empfindung immer neu bleibt und ewig schauervoll und entzückend. Man hört und fühlt sich selbst nicht mehr, das Auge sieht nicht mehr und läßt nur Eindruck auf sich machen; so wird man ergriffen und von nie empfundnen Regungen durchdrungen. Oben und unten sind kochende Staubwolken, und in der Mitte wälzt sich bliz=

schnell die dicke Flut wie grünliches Metall mit Silberschaum im Fluß; unten stürzt es mit allmächtiger Gewalt durch den kochenden Schaum in den Abgrund, daß er wie von einer heftigen Feuersbrunst sich in Dampf und Rauch auflöst, und sich über das weite Becken wirbelt und kräuselt. An der linken Seite, wo sein Strom am stärksten sich hineinwälzt, fliegt der Schuß wie Ballen zerstäubter Kanonenkugeln weit in's Becken und giebt Stöße an die Felsenwand, wie ein Erdbeben. Rundum weiterhin ist alles Toben und Wüten, und das Herz und die Pulse schlagen dem Wassergotte, wie einem Alexander nach gewonnener Schlacht.

W. Heinse.

26. Der Dom in Köln.

Wir giengen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, gehe ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußern Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte später dem Künstler nach und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwol in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen, an den gothischen Säulen, die

einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermut des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das äußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem extcentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen.

Forster.

27. Der Münster in Straßburg.

Je mehr ich die Façade des Münsters betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken: so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werte wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Türme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unseren Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternenheller Nacht, wo die Teile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahieren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheueren Fläche deuten auf innere Bedürf-

nisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abteilen. Die große Mittelthür, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthür trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglich-viereckige Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend contrastieren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Türme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Oeffnungen aneinander, welche zu Glockenstülen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Ballustrade der Galerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendiculäre Abteilungen getrennt. Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Einteilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Beharren wir aber bei unserer Abstraction und denken uns diese ungeheuere Wand ohne Zieraten mit festen Strebepfeilern, in derselben die nötigen Oeffnungen, aber auch nur in so fern sie das Bedürfniß fordert, gestehen wir auch diesen Haupt-Abteilungen gute Verhältnisse zu, so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierdelos unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Teilen begriffen wird, macht wol einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten stattfinden. Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade; denn wir sehen alle und jede Zieraten jedem Theile, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannigfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen. Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhohen Türme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in

sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Rätsel ist auf das Glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; dieser communiciert sich stufenweis den Unterabteilungen, daher alles im gemäßen Sinn verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im Ungeheuren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspectivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis in's Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und an dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, sowie an die schlanken Rohrsäulen der perpendiculären Abteilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutze der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurteilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte manchem übertrieben scheinen; denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Wert innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gotischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zieraten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düstern Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Consequenz gewahr wird, vor's Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerte keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegenteil davon sich aufdrang. Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Gesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größeren Abteilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis in's Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfungen dieser mannigfaltigen Zieraten unter einander, die Hinleitungen von einem Hauptteile zum andern,

die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr geriet ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, teils das Vorhandene zu studieren, teils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Türme, in Gedanken und auf dem Blatte wieder herzustellen. Göthe.

28. Die Natur und die Völkercharaktere.

Nicht nur auf das Klima wirkt die Menschheit ein, sondern sie entzieht sich auch der Einwirkung desselben und so bilden sich in Völkern Charaktere aus, die weit mehr von der Geschichte des geistigen als von dem Einfluß des Naturlebens abhängig werden.

Gar oft hört man behaupten, daß der Charakter eines Volkes sich heranbildet an der Natur, in der dasselbe lebt. Völker in warmen Ländern sind warmblütiger, heftiger, leidenschaftlicher; Völker, die in kalten Ländern wohnen, sind besonnener, überlegter, kälter; Völker, die Gebirgsgegenden inne haben, lieben mit dem freien Blick, den ihnen der Gipfel ihrer Berge darbietet, auch ihre Freiheit; Völker, welche im Flachland leben, werden flach und niedergedrückt, sind eines poetischen und politischen Aufschwungs nicht fähig; Völker, die ein Inselland besitzen und deren Blick weit über die Meeresfläche hinschweift, werden reiselustig, reisemutig, unternehmend, ausdauernd; Völker, die fern vom Meere, im Innern eines Festlandes leben, überschreiten die Grenze der Heimat ungern und machen einen Fluß, ein Gebirge zu ihrer Heimatsgrenze, welche sie nicht gerne verlassen.

Aus solchen Umständen und nach solchen Behauptungen versucht man es oft, die Geschichte und den Charakter eines Volkes durch die Natur zu erklären, in welcher es lebt, und in gleicher Weise legt man auf das Klima den höchsten Wert, insofern durch dasselbe gewisse Landesprodukte geschaffen werden, die den Bewohnern zur Nahrung dienen und somit Einfluß auf ihre geistige Entwickelung haben sollen. Deshalb hört man gar oft behaupten, daß der Rheinländer heiter wie sein Wein, der Franzose so flüchtig wie sein Champagner, der Spanier feurig wie sein Madeira sei.

In all' solchen Behauptungen liegt aber nur sehr wenig Wahrheit, und dieses Wenige besteht darin, daß wilde Völker-

stämme sich dem Einfluß und dem Eindruck der sie umgebenden Natur wenig entziehen und ihr Leben so einrichten und ihre Fähigkeiten einüben müssen, daß sie mit der Natur im Einklange stehen. Gesittete Völker dagegen haben nicht in ihrem Charakter ein Naturgepräge, sondern ein Geistesgepräge; sie sind geistig das, was die Geistesgeschichte aus ihnen herausgebildet, eine Geistesgeschichte, die nur in äußerst schwachen, wissenschaftlich gar nicht nachzuweisenden Fäden mit der Natur des Bodens, des Klima's und der Speisen im Zusammenhange steht.

In den wärmern Gegenden Europa's ist der Charakter der Völkerstämme in der That heftiger, leidenschaftlicher; aber das Klima bewerkstelligt dies nicht; denn der Orientale, im gleichwarmen Klima lebend wie der Spanier, ist phlegmatisch, träge. Der Hindu in heißerer Gegend ist der geduldigste Mensch auf Gottes Erdboden, der alles über sich ergehen läßt. Geistige und religiöse Anschauungen haben auf den Orientalen und auf den Hindu größeren Einfluß, als man dem Klima zuschreiben kann. —

Wenn man von der Besonnenheit und der Ruhe des Charakters solcher Völker spricht, die in kalten Gegenden wohnen, so vergißt man, daß im höchsten Norden Europa's, in Norwegen, Schottland, ja in Island in alten Zeiten die Blutrache nicht minder herrschte als im heißen Süden. Das Klima ist auf der einen Seite des Rheins nicht anders als auf der andern, und doch zeigen sich Charakterunterschiede, die in ihrem Wesen auf deutschen und französischen Ursprung zurückgeführt werden müssen.

In der Schweiz leben drei Völkerstämme, deutschen, französischen und italienischen Charakters, und obgleich Klima und Gegend sie nicht sondert, haben sie doch ihr nationales Gepräge behalten. In Ungarn leben Magyaren, Slaven und Deutsche in einem und demselben Klima und von einer durchschnittlich gleichen Nahrung, und doch blieben sie wesentlich von einander verschieden. — Die Deutschen, die Friesen und die Dänen in Schleswig haben ihr Gepräge erhalten, obwol Klima und Naturumgebung für alle gleich sind.

Für Dichter mag es schön klingen, die Freiheit, die politische Freiheit auf den Bergen leben zu lassen und Völker der Ebene als halbe Sklaven zu bezeichnen; für den Naturforscher muß es Zweifel erregen, wenn man den Freiheitsdrang der polnischen Nation erwägt, die in einem vollkommenen Flachland wohnt. Das Klima des Engländers jenseits des Kanals ist

nicht anders als das des Franzosen diesseits des Kanals, und beider Klima ist sehr verschieden von dem Polens, das gar fern liegt; und doch unterscheiden sich die nachbarlichen Franzosen und Engländer so auffallend, während der Pole eine sehr merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Charakter des Franzosen hat. Dem Schweizer, der für sein Vaterland und seine Freiheit kämpft, steht der Schleswig-Holsteiner in dieser Tugend nicht nach, obgleich jener auf Bergen, dieser an dem Meeresstrande wohnt.

Auch von den Speisen macht man sich einen zu weiten Begriff, wenn man die Charaktere der Völker von ihnen abhängig macht. Der Spanier ist nicht von seinen Weinen feurig; denn der Engländer trinkt den Madeira, den Portwein und den Sherry weit häufiger, als der Spanier. Der Champagner macht den Geist der Franzosen nicht so flüchtig, denn er wird gar zu wenig in Frankreich und gar zu viel im Auslande getrunken.

Wie himmelweit ist das Klima des nebligen Hollands von dem des heiteren, warmen Caps der guten Hoffnung verschieden, und doch ist der Holländer in seinen Ansiedelungen am Cap ein Holländer geblieben, wie der Engländer in allen Weltgegenden, selbst in Australien und Ostindien, sein echt englisches Gepräge beibehält.

Aus all' solchen Thatsachen geht zur Genüge hervor, daß die Geistesrichtung, die Geschichte der Völker ihren Charakter ausbildet, und die Natur, das Klima, selbst die Nahrung nur von Einfluß sein mag auf wilde Stämme, die des geistigen Lebens noch nicht teilhaftig geworden sind.

Der Mensch ist ein geistiges Wesen, seine Natur geistiger Art und unabhängiger vom Boden, als Tier und Pflanze.

Bernstein.

29. Die Schwaben.

Doktor Martin Luther hat einen hübschen Waidspruch gesprochen, lautend: „Wer im zwanzigsten Jahre seines Lebens nicht schön, im dreißigsten nicht stark, im vierzigsten nicht gelehrt, im fünfzigsten nicht reich ist, der wird weder schön, stark, gelehrt, noch reich.“ Schwabenalter gleich vierzig Jahren, erst im vierzigsten Jahre fällt dem Schwaben „das Geele vom Schnabel“, und er fängt an klug zu werden. So lautet der allgemeine deutsche Spruch. Es ist etwas Ursprüngliches, Unvertilgbares in dem schwäbischen Stamme. Und es ist wahr, die Dummheit ist eine recht schwäbische Tugend; wir müssen nur bei der ursprünglichen Bedeutung des lieben Wörtleins

dumm stehen bleiben, wo es eigentlich das Starre, Taube bedeutet, was fremde Töne und Art nicht vernehmen, noch aufnehmen kann. Also dieser Ausspruch über den Schwaben stellt ihn offenbar in eine gewisse Aehnlichkeit zu dem Friesen und Westfalen, der auch von vielen im Vaterlande für dumm gescholten wird. Warum? weil er schwer aus sich heraus will und heraus kann, weil er etwas in sich Abgeschlossenes, Festes hat, was schwer in Anderes und Fremdes übergeht, weil er gleichsam in sich versperrt und abgesperrt ist, wie man von einem sehr abgeschlossenen Manne wohl zu sagen pflegt: er hat die Thüre seines Zimmers in seiner Leidenschaft zugeschlagen und zuerst die Schlüssel hineingeworfen. Was nun bei den Friesen und Westfalen ein Kühles und oft ein Kaltes ist, das ist bei den Schwaben ein Warmes und oft ein Heißes. Er hat ein gewisses, unbeschreibliches Zuviel, einen gewissen Ungestüm, eine gewisse innerlich spielende, oft wogende Leidenschaft, die ihn häufig wie im Traume hinwandeln läßt und bei einem Ueberfluß von Strebungen in einer gewissen Verdunkelung hält, in einer Art scheinbarer Verwirrung und Unklarheit, worin die Gegenstände und ihre Gestalten sich nicht sondern wollen. So taumelt und purzelt er, von den Seinigen wohl verstanden und wohlgelitten, häufig mit einer eigenen Unbehilflichkeit und Verworrenheit so hin, und es muß ihm das Leben mit seinen äußern Verhältnissen und bösen und guten Künsten oft wol sehr spät erst klar werden; er muß den Fremden also häufig läppisch, kindisch, wunderlich erscheinen, und so rufen sie denn dumm über ihn.

In dieser seiner Art und Weise scheint der Schwabe ein deutschester Deutscher, scheint die Urtugend des Deutschen, welche die klaren und pfiffigen Welschen und Slaven so viel an uns belächeln und bespötteln, in ganzer früherer Fülle darzustellen. Aber dieser Art und Erscheinung, wie die Schwaben und Allemannen sie dem fremden Blicke zeigen, liegt noch wol anderes zum Grunde, und zwar ein recht deutscher, wenn nicht ein deutschester Grund. Alle deutschen Kaufleute und Handwerksburschen, wenn sie gen Augsburg, Heilbronn, Stuttgart und Basel wandern giengen, pflegten weiland, d. h. noch vor vierzig, funfzig Jahren, zu sprechen: wir gehen in's Reich. Hier in diesem Schwaben und Allemannien war wirklich auch das alte Reich, hier lag es, wenngleich in mannigfaltigen Trümmern, mit seinen Scherben und Splittern ausgeschüttet, und der Liebhaber des deutschen Altertums und Mittelalters konnte sich an diesen zum teil schimmernden Bruchstücken den Glanz und

die einst lebendige Herrlichkeit des Gewesenen vergegenwärtigen. Schwaben und Allemannien waren bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, bis zum Untergang der Hohenstaufen, von allen deutschen Landen am längsten und meisten noch in der alten Form erhalten und zusammengehalten. Nachher fiel es freilich auch auseinander, blieb aber in seinen Stücken eine alte, zugleich bewunderte und gescholtene deutsche Mannigfaltigkeit, bis zum Jahre 1790 ziemlich unaufgeräumt liegen. Es bildeten sich hier keine große Fürstentümer und Herrschaften wie aus einem Stück, — denn Württemberg war bis dahin immer nichts Großes und Mächtiges — es ward hier nichts fertig in dem Sinne, wie man im siebenzehnten, achtzehnten Jahrhundert diese und jene Staaten Deutschlands schon fertig und geordnet zu nennen beliebte: es blieb die reizendste, ergötzlichste Mannigfaltigkeit und Unordnung, ein Musterbild des mittelalterlichen Deutschlands aus den Tagen, wo von Reichseinheit und kaiserlicher Macht und Majestät kaum noch geredet werden konnte. — Bistümer, Abteien, Fürstentümer, Reichsstädte, Ritterschaften, Reichsdörfer, Reichsvogteien u. s. w. in unzähliger Menge. Und die Schweiz im Süden, obgleich seit einigen Jahrhunderten ein dem Namen nach von dem großen Reiche abgerissenes Wesen für sich, auch sie in der Mannigfaltigkeit ihrer Republiken, Staaten, Abteien, Vogteien, abhängigen, zinsbaren, leibeigenen und zugewandten Lande und Orte, gab immer noch ein ächt deutsches und schwäbisches Bild und giebt es noch heute am meisten.

Die eigentümlichen politischen Zustände Schwabens und Allemanniens, diese vielen, immer noch mehr oder weniger lebendigen Bruchstücke des alten Deutschlands, diese vielen Miniaturbilder und Miniaturgestalten, diese auf die verschiedenste Weise ausgebildeten und entwickelten Einzelnheiten mußten im Ablauf von sechs Jahrhunderten den Menschen hier teils ein ältestes deutsches Gepräge lassen, teils dies Gepräge, das vormals in kaiserlicher oder königlicher Münzstatt herrlich ausgestempelt war, mit verkleinertem Bilde in Kupfer- und Hellerwert rundlaufen lassen. Also auch eine gewisse kleinliche Einseitigkeit und Absperrung und Absonderung des Aeußern, wovon die Menschen auch innerlich etwas abbekommen mochten. Hier ist denn eine Fülle der Erinnerungen alter deutscher Herrlichkeit, auch manches Ehrwürdige wirklich, wenn auch nur in Bruchstücken, doch äußerlich noch erhalten — und die Zurückwirkung und Zurückspiegelung davon in den innern Menschen hinein. Wir wollen

dem Schwaben eine gewisse Kleinlichkeit, eine gewisse Ungefügigkeit, eine gewisse wunderliche Geberdung uns andern gegenüber, die er sich oft mit Beklommenheit, zuweilen aber fast mit Bewußtsein zu Schulden kommen läßt, gar nicht als eine Tugend anrechnen; da mag er immer noch der dumme Schwabe heißen, er ist reich genug in einer tiefen Leidenschaft, in vielen wallenden und bewußten Trieben und Kräften, daß er sich auch einen tüchtigen Tadel wol gefallen lassen kann. Die wirklich Lust haben, über ihn greinen zu wollen, denen mag er zur Beschämung und stiller Widerlegung die Hohenstaufen, die Frundsberge, die Emser, die Christophe, Reuchline, Zwingli, Melanchthone, Keppler, Euler, Haller, Schiller, Holbeine, Uhlande, Schellinge entgegenhalten. Er stellte in den letzten Jahrhunderten wirklich die Zerbröckelung und Zerbildung, ja Zereinzelung des deutschen Reiches dar, aber nur der Blinde kann nicht sehen, daß in diesen Allemannen und in den Hessen und Westfalen ein ächtester, man möchte sagen ein doppelter und dreifacher furor teutonicus (d. h. ein Mut bis zur Wut) verborgen steckt.

E. M. Arndt.

30. Der niedersächsische Volksstamm.

Innerhalb des norddeutschen Tieflandes westlich von der Elbe an wohnen die Nachkommen des niedersächsischen Stammes, der südlich bis in die zunächst angrenzenden Gebirgslandschaften, nördlich bis zu dem Küstensaum der Friesen, nordöstlich bis zu der Eider und dem Dannewerk, den alten Grenzen der Dänen gegen die Deutschen, und westlich bis nahe an den Rhein in der Ebene, seinem Lieblingsaufenthalte, ausgebreitet saß. Kenntlich als ein Stamm durch die niederdeutsche Sprache, wenngleich sie in mehrere Mundarten zerfällt, hat er zugleich mancherlei eigentümliche Sitten und Einrichtungen bewahrt. So erinnert uns sogleich bei dem Entritte in diese Gegenden noch heute das westfälische Bauernhaus daran, daß wir uns in dem alten Sachsenlande befinden — ein großes, einstöckiges Giebelhaus, seiner bedeutenden Länge nach gewöhnlich in drei Teile geteilt. In der Mitte der Giebelseite, durch ein großes Thor kenntlich, ist die Einfahrt, welche unmittelbar auf die Tenne führt. Von da wird die Ernte auf dem Speicher bis zum Dache untergebracht. Rechts und links der breiten Einfahrt sind die Plätze für das Vieh abgesondert, welches mit den Köpfen nach innen steht. Die Wohnungen befinden sich entweder neben den Viehställen an den beiden seitlichen Abtei-

lungen, oder es ist hinten, am Ende der Einfahrt, noch eine vierte Abteilung angebracht, welche durch die ganze Breite des Hauses geht. Die Küche im Hintergrunde des mittleren Raumes ist häufig offen und ohne Schornstein. „Die Wohnung eines gemeinen Bauern," sagt Justus Möser, der ausgezeichnete Verfasser der osnabrückischen Geschichte, der Geschichte seines Vaterlandes, „ist in ihrem Plane so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann. Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stule aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt sie bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und ihr Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen nnd sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beachtet Keller, Boden und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, ruht sie wieder hinter ihrem Spinnrade. Diese vereinigten Vorteile machen, daß die Bauern lieber beim Herde als in der Stube sitzen."

Auch andere Gewohnheiten haften an den lieb gewonnenen Einrichtungen des Hauses, obgleich durch Landesart, größeren Aufwand und obrigkeitliche Anordnungen im einzelnen Abweichungen bedingt worden sind. Wo alles unter einem Dache, um ein Feuer beisammen lebt, wo der weite Raum der Einfahrt gleichsam ein bedeckter Marktplatz für das kleine häusliche Gemeinwesen ist, um welchen herum dessen sämmtlichen Gliedern, Menschen und Vieh, ihre besondern Plätze angewiesen sind; wo eben dieser Raum die Jugend nicht bloß zu angestrengter Arbeit, sondern auch zu heiterem Tanze und Gelage versammelt: da mußte ein haushälterischer, anhänglicher Sinn für die Familie, eine größere Anhänglichkeit selbst an's Vieh, da mußte für den Genuß der Freuden des Lebens im engen, bekannten Kreise eine festere Neigung entstehen, als wo alles innerhalb derselben Wirtschaften zerfahren und getrennt lebt. Wo ferner, wie man im Osnabrückischen und im Münsterland zu sehen Gelegenheit hat, die Gehöfte oft ganz zerstreut und

vereinzelt liegen, wo der Landmann nicht selten fast eine Viertelstunde bis zum nächsten Nachbar, eine Stunde bis zum nächsten Wirtshause zu geben hat, da muß gleichfalls die Häuslichkeit natürlicher, entwickelter als in jenen Gegenden sein, in welchen durch entgegengesetzte Verhältnisse leicht Störungen in den Familienkreis kommen.

In der That, nicht darf man sich Deutschland zu kennen rühmen, hat man nicht auch diese westfälisch-niedersächsischen Gauen mit ihren vereinzelten Bauernhöfen, mit ihren prächtigen Wiesenplanen und Eichenwäldern kennen gelernt. Es ist wahr, unser Vaterland hat anderwärts, besonders in seinem Südwesten und in dem mittleren Westen, den unbestrittenen Vorzug weit größerer Mannigfaltigkeit in Bodenbeschaffenheit und Volksleben; aber auch das Weite, Auseinandergezogene, Bequeme, Stetige, Gleichmäßige des niedersächsischen Landes übt auf den Betrachtenden einen wohlthuenden Eindruck, wie es sich in Sitte und Tracht, in Sprache und Art der Leute darstellt. Da ist, wenn oft schwerfälliger, doch sicherer Schritt und Tritt, ruhige Bewegung und bewußte Haltung. Wie die einzelnen alten Wirtschaften meist in breiten, sehr kenntlichen Zügen angelegt, wie die einzelnen Bauernhöfe unter den alten Eichen mit einem Zaune umgeben und wie die zu ihnen gehörenden Ländereien durch Wallhecken und Gräben geschieden sind, welche links und rechts die Wege einschließen und dem Wanderer nur einen engen Horizont freilassen: so bequem abgeschlossen und auf sich selbst ruhend, gemessen und scharf umschrieben ist dort des Menschen Sinn und Sitte. Aus der flachen, zerfahrenden und verschwimmenden Weite der Außenwelt hat er sich in's Enge und Heimliche seines Gemütes gezogen und in dieser heitern Selbstbeschränkung einen tiefen Zug echt deutschen Wesens bekundet.

Auch die Städte der Niedersachsen und Westfalen legen noch vielfach Zeugniß ab von diesem langsamen, stetigen Leben, das durch die Natur jener Gegenden gefördert worden ist. Wenn in Bauwerken aus alter Zeit das Auge etwas Schönes und Gediegenes, ein ausdrucksvolles Gepräge sucht, da findet es erquickende Weide in dieser Städte Gassen voll alter, mit reichem Schnitz- und Bildwerk und mit frommen Sprüchen gezierter Häuser aus Holz und Stein, über welche ansehnliche Kirchen und Rathäuser emporsteigen. Wen erfreut hier z. B. nicht jener alte deutsche Giebelbau, der so malerisch und stattlich jedes Haus wie eine fest und stolz dastehende Burg in der Reihe der andern erscheinen läßt? Städte, wie Braunschweig,

Hannover oder Münster, Osnabrück oder selbst Soest und Paderborn, enthalten in den genannten Beziehungen noch viel Lobwürdiges und machen einen wohnlichen, gut deutschen Eindruck. Im Süden Deutschlands ist, die Kirchen abgerechnet, verhältnißmäßig seltener ein gutes Bauwerk aus alter Zeit vorhanden. Unter den größeren Städten haben eigentlich nur Nürnberg und Regensburg den alten Charakter zu bewahren gewußt; denn selbst die frühere Krönungs- und die Kaiserstadt, selbst Frankfurt und Wien, sind durch die neuere Baukunst umgestaltet worden.

J. Kutzen.

31. Der Christmarkt in Berlin.

Als ich ein Kind war, so erzählt Medling, ein geborner Berliner, war der Markt und die Ausstellung, wo die Eltern für die Kinder oder sonstige Angehörige Spielzeug, Näschereien und Geschenke zum Weihnachtsfeste einkauften, eine Anstalt, deren ich mich immer noch in meinem Alter mit großer Freude erinnere. In dem Teile der Stadt, wo das Gewerbe am meisten vorherrschte, wo Kaufleute, Handwerker und Bürgerstand vorvorzüglich ein rasches Leben verbreiteten, war in der Straße, welche von Köln zum Schlosse führt, schon seit langer Zeit der Aufbau jener Buden gewöhnlich, die mit jenem glänzenden Tand als Markt für das Weihnachtsfest ausgeschmückt werden sollten. Diese hölzernen Gebäude setzten sich nach der langen Brücke so wie gegenüber nach der sogenannten Stechbahn fort als rasch entstehende, schnell vergehende Gassen. — Vierzehn Tage vor dem Feste begann der Aufbau, mit dem Neujahrstage war der Markt geschlossen, und die Woche vor der Weihnacht war eigentlich die Zeit, in welcher es auf diesem beschränkten Raume der Stadt am lebhaftesten hergieng und das Gedränge am größten war. Selbst Regen und Schnee, schlechtes und unerfreuliches Wetter, auch strenge Kälte konnten die Jugend wie das Alter nicht vertreiben. Hatten sich aber frische und anmutige Wintertage um jene Zeit eingefunden, so war dieser Sammelplatz aller Stände und Alter das Fröhlichste, was der heitere Sinn nur sehen und genießen konnte; denn nirgend habe ich in Deutschland und Italien etwas dem Aehnliches wieder gefunden, was damals die Weihnachtszeit in Berlin verherrlichte.

Am schönsten war es, wenn kurz zuvor Schnee gefallen und bei mäßigem Frost und heiterem Wetter liegen geblieben war. Alsdann hatte sich das gewöhnliche Pflaster der Straße und des Platzes durch die Tritte der unzähligen Wanderer gleichsam in einen marmornen Fußboden verwandelt. Um die

Mittagsstunde wandelten dann wol die vornehmeren Stände behaglich auf und ab, schauten und kauften, luden den Bedienten, welche ihnen folgten, die Gaben auf oder kamen auch nur wie in einem Saal zusammen, um sich zu besprechen und Neuigkeiten mitzuteilen. Am glänzendsten aber waren die Abendstunden, in welchen diese breite Straße von vielen tausend Lichtern aus den Buden von beiden Seiten erleuchtet wurde, daß fast eine Tageshelle sich verbreitete, die nur hie und da durch das Gedränge der Menschen sich scheinbar verdunkelte. Alle Stände wogen fröhlich und laut schwatzend durch einander. Hier trägt ein bejahrter Bürgersmann sein Kind auf dem Arme und zeigt und erklärt dem laut jubelnden Knaben alle Herrlichkeiten. Eine Mutter erhebt dort die kleine Tochter, daß sie sich in der Nähe die leuchtenden Puppen, deren Hände und Gesicht von Wachs die Natur anmutig nachahmen, näher betrachten könne. Ein Cavalier führt die geschmückte Dame, der Geschäftsmann läßt sich gern von dem Getöse und Gewirr betäuben und vergißt seiner Akten, ja selbst der jüngere und ältere Bettler erfreut sich dieser öffentlichen, allen zugänglichen Maskerade und sieht ohne Neid die ausgelegten Schätze und die Freude und die Lust der Kinder, von denen auch die geringsten die Hoffnung haben, daß irgend etwas für sie aus der vollen Schatzkammer in die kleine Stube getragen werde. So wandeln denn Tausende, scherzend mit Plänen zu kaufen, erzählend, lachend, schreiend, an den süß duftenden, mannigfaltigen Zucker- und Marzipangebäcken vorüber, wo Früchte in reizender Nachahmung, Figuren aller Art, Tiere und Menschen, alles in hellen Farben stralend, die Lüsternen anlacht. Hier ist eine Ausstellung wahrhaft täuschenden Obstes, Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Birnen und Aepfel, alles aus Wachs künstlich geformt; dort klappert, läutet und schellt in einer großen Bude tausendfaches Spielzeug, aus Holz in allen Größen gebildet, Männer und Frauen, Hanswürste und Priester, Könige und Bettler, Schlitten und Kutschen, Mädchen, Nonnen, Pferde mit Klingeln, ganzer Hausrat oder Jäger mit Hirschen und Hunden; was der Gedanke nur spielend ersinnt, ist hier ausgestellt, und die Kinder, Wärterinnen und Eltern werden angerufen, zu wählen und zu kaufen. Jenseits erglänzt ein überfüllter Laden mit Zinn — denn damals war es noch gewöhnlich, Teller und Schüsseln von diesem Metall zu gebrauchen — aber neben den polierten und spiegelnden Geräten leuchtet in Rot und Grün, in Gold und Blau eine Unzahl regelmäßig aufgestellter Soldatesken, Engländer, Preußen und Kroaten, Panduren und Türken, prächtig gekleidete Paschas

auf geschmückten Rossen, auch geharnischte Ritter und Bauern, ein Wald im Frühlingsglanz, Jäger, Hirsche und Bären und Hunde in der Wildniß. Wird man schon auf eine nicht unangenehme Weise betäubt von all diesem Wirrsal des Spielzeugs, der Lichter und der vielfach schwatzenden Menge, so erhöhen dies noch durch Geschrei jene umwandelnden Verkäufer, die sich an keinen festen Platz binden mögen; diese drängen sich durch die dicksten Haufen und schreien, lärmen, lachen und pfeifen, indem es ihnen weit mehr um diese Lust zu thun ist, als Geld zu lösen. Junge Bursche sind es, die unermüdet ein Viereck von Pappe umschwingen, welches, an einem Stecken mit Pferdehaar befestigt, ein seltsam lautes Brummen hervorbringt, wozu die Schelme laut: „Waldteufel kauft!“ schreien. Nun fährt eine große Kutsche mit vielen Bedienten langsam vorüber. Es sind die jungen Prinzen und Prinzessinen des königlichen Hauses, welche auch an der Kinderfreude des Volkes teilnehmen wollen. Nun freut der Bürger sich doppelt, auch die Kinder seines Herrschers so nahe zu sehen, und alles drängt sich mit neuem Eifer um den stillstehenden Wagen.

Jedes Fest und jede Einrichtung, so beschloß Medling seinen Bericht, wächst mit den Jahren und erreicht einen Punkt der Vollendung, von welchem es dann schnell oder unvermerkt wieder herabsinkt. Das ist das Schicksal alles Menschlichen im großen wie im kleinen. So viel ich nach den Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend urteilen darf, war diese Volksfeierlichkeit von den Jahren 1780—93 ungefähr in ihrem Aufsteigen und in der Vollkommenheit. Schon in den letzten Jahren richteten sich in den näheren und entfernteren Straßen Läden ein, welche die teuern und gleichsam vornehmern Spielzeuge zur Schau ausstellten. Zuckerbäcker errichteten in ihren Häusern anlockende Säle, in welchen man Landschaften aus Zuckerteig oder Decorationen, später ganze lebensgroße mythologische Figuren, wie in Marmor ausgehauen, aus Zucker gebacken sah. Ein pralendes Bewußtsein, ein vornehmthuendes Ueberbieten in anmaßlichen Kunstproductionen zerstörte jene kindliche und kindische Unbefangenheit; auch mußte Schwelgerei an die Stelle der Heiterkeit und des Scherzes treten. Doch ist mit allen diesen neueren Mängeln, so endigte unser Freund seinen Bericht, die Christzeit in Berlin, vergleicht man das Leben dieser fröhlichen und für Kinder so ahnungsreichen Tage mit allen andern Städten, immer noch eine klassische zu nennen, wenn man das Klassische als den Ausdruck des Höchsten und Besten in jeglicher Art gebrauchen will.

L. Tieck.

32. Land und Leute auf der Rhön.

Als es mich zur Zeit der schweren Not des Nachwinters von 1852 hinaus auf die Rhön getrieben hatte zu den armen Leuten, schrieb ich unter anderm folgende Sätze nieder, die hier eine Stelle finden mögen:

„Es lag eine dunkle Wolke auf den Bergen, und wo der Sturm das Gewölk zu Zeiten zerriß, schaute ich von meiner schnee- und eisbedeckten Warte auf beschneite Bergkuppen nieder und in winterstarre Thalgründe, in denen die Hütten der Dörfer ausgestreut lagen, grau und formlos, gleich den Basaltblöcken rings umher, daß das Auge die einen von den andern nicht zu unterscheiden vermochte."

„Ich stand auf dem Arnsberge, einem steilen Basaltkegel der Rhön, der mitten inne liegt zwischen zwei der ärmsten Partien des Gebirges, dem Dammersfeld und der Kreuzbergkuppe, gleich einem Wartturm vor den Portalen dieser Hofburg der Armut und des Elendes. Es war aber am 25. März dieses Jahres, am Tage Mariä-Verkündigung, und drunten im Maingrunde war heute ein lauer sonniger Frühlingstag. Heitere Menschen werden in's Freie geströmt sein, um sich an den ersten Gezwitscher der Vögel, an den ersten Veilchen und dem blauen Himmel zu erfreuen, und nur im Hintergrund erblickten sie einen dämmernden, wogenden Nebel, der das Gebirg verhüllte. Das ist der große düstere Vorhang, der sich in jedem Frühjahr an warmen, klaren Märztagen vor der weitgedehnten Basaltkette der Rhön, des Vogelsberges und des Westerwaldes niedersenkt, und die wenigsten Thalbewohner wissen, wie viel Eis und Schnee, Hunger und Kummer, Seufzer und Tränen dieser Vorhang jahraus, jahrein verbergen muß. Gleich einer cyklopischen Schutzmauer schließen die drei Gebirgszüge von der Südwestspitze Thüringens bis zum Siebengebirg den gesegnetsten Winkel Deutschlands, den Rheingau und den untern Maingrund, schirmend gegen Norden und Osten ab. Hier trifft der Nordsturm den armen Kartoffelbauer dreifach, damit der rheinische Weinbauer die Rebe während des kältesten Winters frei am Pfale kann stehen lassen, und sie nicht gleich dem schwäbischen Winzer mühselig loszupfälen, umzulegen und mit dem Winterbett einer Erdscholle zu decken braucht; hier werden im Sommer die übermächtigen Regenmassen zurückgehalten, damit sie den Wein auf den südlichen Rebenhängen nicht in Wasser verwandeln; es sind diese drei Bergketten zwei Dritteile des Jahres mit dem Fluch eines hochnordischen Klimas beladen, damit uns der

Rhein- und Maingrund ein Italien in Deutschland vordichten könne. In diesen Bergen und ihrem rätselhaft abenteuerlichen Contrast zu den umliegenden Gauen hat es die Natur mit Lapidarbuchstaben schriftlich gegeben, daß die Ungleichheit das oberste Grundrecht aller organischen Entwicklung sei."

„Frühling und Winter lagen hier so eng zusammengerückt, wie man es außerdem nur auf den Alpengebirgen des Südens finden wird. Vor drei Stunden noch hatte ich unten im Brandthale geglüht vor Sonnenhitze, daß ich kaum den Mantel ertragen konnte, während bei dem Dorfe Oberweißenbrunn am Fuß des Arnsberges mein Bart bereits bereift und fest gefroren war, und hier oben auf dem Gipfel bei der eisigen Nordluft und dem fußtiefen Schnee eine plötzliche Ermattung mir trotz dem Mantel den sichern Tod des Erfrierens gebracht hätte. Der bayerische Topograph Walther erzählt von einem russischen Soldaten, der im Wonnemond erfroren ist auf diesen Bergen, die im Durchschnitt nicht viel höher liegen als die Stadt München."

„Wie die Gegensätze des Klimas, so sind auch die Gegensätze von Arm und Reich auf der Rhön eng zusammengerückt, denn die Bevölkerung des ganzen Gebirges ist keineswegs arm. Die Armut tritt weniger überall hin verstreut auf, wie in den meisten mitteldeutschen Gegenden, als nach Berggruppen und Thalzügen ziemlich bestimmt abgesondert. Die historische, unausrottbare Armut haftet an einzelnen Strichen, an denen auch das hochnordische Klima haftet. Diese sind namentlich: das Dammersfeld, die Kreuzberggruppe und die lange Rhön."

„Die Armut dieser ödesten Winkel unserer feuchten und kalten Basaltgebirge will mit ganz anderem Maßstabe gemessen sein, als die andauernde oder vorübergehende Verarmung der glücklicheren Gegenden. Sie ist hier ein uraltes Erbstück des Volkes, und der Hunger ist nicht bloß heuer, sondern in jeden Frühjahr der treueste Hausfreund. Es geht diesen Leuten wie dem Wild, wie den Vögeln, die auch im Sommerfette, im Winter magere Zeiten haben. Und sie wissen's nicht besser."

„Sonst ist der Begriff der Armut schwer zu definieren; hier ganz leicht. Diese Naturkinder sind arm, weil sie mit ihrem Kartoffelvorrat bis zum Junius hätten reichen sollen, und haben nur bis zum Februar ausgereicht. Sie sind arm, nicht, weil die Summe ihrer Bedürfnisse im Mißverhältniß stünde zu der Summe ihrer Arbeitskraft, sondern nur zu der Summe des schlechten Wetters vom vorigen Jahr. Der Himmel hat ihren Hunger größer werden lassen

als ihre Kartoffeln. Dies ist die einfachste und ursprünglichste Form der Armut. So sehen wir auch den letzten Schatten der mittelalterlichen Hungersnöte über solche Gebirge streifen, während bei den gegenwärtigen Verkehrs- und Arbeitsverhältnissen eine Hungersnot im übrigen Deutschland nicht mehr möglich ist. Aber ich hörte auch auf der Rhön von Geistlichen und Beamten allgemein rühmen, daß diese „armen Leute" mit einer christlichen Ergebenheit ihr Kreuz trügen, wie sie uns sonst nur von den Armen des Mittelalters, aber kaum je von denen der neuern Zeit berichtet wird."

„Ich bin auf der ganzen hohen Rhön von keinem Menschen angebettelt worden. Ich habe ganz allein, lediglich mit einem tüchtigen Eichstock, flinken Beinen und einem frischen Wandermut bewaffnet, die weitgedehnten Wälder und die schaurig öden Hochflächen durchwandert. In der tiefen Einsamkeit bei wildem Schneesturm und bei sinkender Nacht sind mir oft seltsam zerlumpte, „verwogene" Gestalten begegnet. Aber es hat mir niemand ein Leids gethan. Und doch würde meine geringe Reisebaarschaft für eine hungrige Rhöner Familie ein Kapital gewesen sein, von dem sie flott hätte leben können bis zur nächsten Kartoffelernte. Erst als ich in die begünstigteren Thäler der Fulda und Kinzig niederstieg, strömten mir Bettelleute zu Schaaren entgegen. Hier hebt die moderne Not an, hier wird die Armut selbstbewußt, der Arme bespiegelt sich in seinem Elend, trotzt und speculiert auf dasselbe. Es könnte einer gegenwärtig über die ganze hohe Rhön reisen, ohne den erhöhten Notstand überhaupt wahrzunehmen, während er nicht einmal im Postwagen von Fulda nach Hanau fahren kann, ohne daß ihm allenthalben das düsterste Bild der Armut entgegentritt. Neben den Bettelleuten flutet auf dieser Straße jetzt ein wahrer Strom von Auswanderern. Bei Hanau begegnete ich einem Weib aus dem Fuldaer Land, welches als einziges Reisegepäck ein etwa vierteljähriges Kind auf dem Arm trug! Und in dieser Verfassung hatte sie sich zu Fuß nach einem Seehafen auf den Weg gemacht! Im Ulsterthale sah ich einen zerlumpten alten Mann, dem das Elend aus den Augen lugte. Er hatte sich an einem Rain, wo die Sonne den Schnee weggeleckt, auf dem noch halb gefrorenen Boden gelagert, um sich allem Anschein nach von den matten Morgensonnenstralen erwärmen zu lassen. Ich gieng langsam an ihm vorüber; allein er sprach mich um keine Gabe an. Dieser silberhaarige Greis, der genug daran hatte, daß ihn die Sonne beschien, wuchs vor meinen Augen zu einer Heldengestalt von

antikem Gepräge, und ist doch höchstens nur ein verkommener Kochlöffelschnitzer gewesen."

„Auf der hohen Rhön gieng es den weltverlassenen Dorfbewohnern durchaus nicht in den Kopf, daß ich lediglich aus eigenem Antrieb zur Beobachtung einer so eigentümlichen Phase der Verarmung im Schneegestöber ihr rauhes Land durchwandere. Ich merkte wol, daß sie mich zumeist für einen verkappten Regierungscommissär ansahen. Sie ließen sich's nicht träumen, daß ihre Armut eine höchst interessante Armut sei. Städtische Proletarier wissen bereits recht gut, daß ihre Lumpen neuerdings interessant geworden sind."

„Die mutige Unverdrossenheit der hohen Rhöner bei ihrem steten Kampf mit der feindseligen Natur ist seit alten Tagen sprichwörtlich. In einem Spruchverse, der die rhönischen Städte nach ihren besonderen Besitztümern charakterisiert, heißt es von Bischofsheim, der Repräsentantin der hohen Rhön, bloß, es habe „den Fleiß". Das ist eine schöne Devise unter dem Wappenbild einer Stadt. Man sieht in den obern Rhönthälern noch Versuche von Obstbaumzucht, in Lagen, wo man anderwärts längst aufgehört sich mit dem Schnee- und Nordsturm um saure Aepfel zu disputieren. In den Wäldern zwischen Dammersfeld und Kreuzberg begegnete mir in diesen Märztagen ein Mann, der mit einer Spitzhacke hinauszog, wie man sie sonst braucht, um Steine loszubröckeln. Als er mir erklärte: er wolle in entlegene Waldwiesen gehen, um die frühmorgens noch halb gefrorenen und halb verschneiten Maulwurfshügel zu zerschlagen, glaubte ich ihm nicht, und hatte Verdacht, er gehe auf schlimmen Wegen. Als ich ihm aber nachgehends von einer Höhe herab noch lange zusah, wie er in der That die gefrorenen Maulwurfshügel im Thalgrunde zerschlug, schämte ich mich über mein Mißtrauen. Ich hatte keinen solchen Begriff mitgebracht von dem hoffnungslosen kummervollen Fleiß dieser armen Leute."

„Wenn die Stadtleute etwa auf einer Pfingstpartie einmal in unsere Gebirge kommen und dort die Strohdächer sehen und die mit Papier verklebten Fensterscheiben, und dazu entdecken, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung barfuß geht, so meinen sie häufig, sie hätten in ein ungeheueres Elend hineingeschaut. Und doch waren es vielleicht ganz glückliche, nach Landesart wohlhabende Menschen, die sie gesehen haben. Denn ein Strohdach hält wärmer als ein Ziegeldach, eine verklebte Scheibe macht eine Bauernstube immer noch hell genug, und wer barfuß geht, den drückt wenigstens kein Schuh. Im Winter

und Frühjahr sieht es ganz anders aus! Allein der Kampf mit den unbändigen Naturgewalten hat selbst für den ganz rohen gemeinen Mann unbewußt seinen Reiz, es ist das Rittertum dieser Leute, mit dem Winter und seiner Not zu kämpfen. Es kann einer so gut am Heimweh nach dieser öden, aber großartigen winterlichen Wildniß krank werden wie ein anderer am Heimweh nach den Orangengärten Italiens."

„Ein Chronist des Mittelalters, der Zeit, wo die Rhöner „armen Leute" in ganz Deutschland ihre Sitze hatten, hat uns eine wunderbar ergreifende Sage überliefert von diesem Heimweh, welches sich sehnt, mutterseelenallein in der starren Wildniß zu sein. Von dem Fortsetzer des Geschichtsbuchs des Lambert von Aschaffenburg finden wir nämlich zu dem Jahre 1344 angemerkt, daß damals, wo Witterungsnot, Hunger und Seuchen in einer Weise gewütet hatten, gegen welche unsere modernen Notzustände Spielerei sind, bei Hersfeld in den Wildnissen des verödeten und entvölkerten Landes ein Knabe gefunden worden sei, den die Wölfe erzogen hätten. Er ward vor den hessischen Landgrafen geführt und lernte mit großer Mühe menschlich gehen und essen. Der Chronist aber sagt, als er sprechen gelernt, habe er den Wölfen den Vorzug vor den Menschen gegeben und sei, in der ungestillten Sehnsucht nach seiner Wildniß, am gebrochenen Herzen gestorben!" W. H. Riehl.

33. Die südbayerischen Hochflächen.

Wenden wir uns zu den südbayerischen Hochflächen und blicken wir zuerst auf die Eigentümlichkeiten des Landes.

Ein hohes, rauhes Tafelland, bildet es die Riesenbrücke zwischen den Alpen und unsern binnenländischen Mittelgebirgen. Nur Hügel, namenlose Hügel, keine Berge beleben die ungeheure Fläche. Jeder Fernblick gen Süden wird begrenzt durch die am Horizonte verschwimmenden Bergspitzen der Voralpen. Man kann auf zwanzig Meilen von Westen nach Osten wandern, und schaut immer dieselbe Bergkette im Hintergrunde. Die ewigen Alpen, das Sinnbild der Stätigkeit in der Natur gleich dem ewigen Meere, schauen als Herrscher und Hüter über das ganze weite Land. Zahlreiche kleinere Flüsse schießen von denselben in reißendem Laufe die steil geneigte Hochfläche hinab der Donau zu, aber kein größerer Strom gliedert das Land. Ufer und Wasserlauf gleichen sich täuschend bei fast allen diesen Gewässern, die meisten strömen in gleicher Linie von Südwest nach Nordost. Bei den Thälern des Lech, der Isar, Iller, Amper, Paar, Glon, Zusam, Schmutter 2c.

ist allenthalben, sowie sie den äußersten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Thalweitung unverhältnißmäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sonst bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn, um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen: die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche, zu ihren Füßen sich windend, die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung: diese Alpenströme ohne Alpen sind die Riesen, und die Hügel ohne sichtbaren Felsenkern, mit weibisch rundlichen Formen, die Zwerge. Man sieht fast überall zu viel Himmel und zu viel Erde.

Die größeren Flüsse dieser Hochflächen haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Abzweigungen und Seitenarme auseinander und nehmen mit nutzlosen Inselchen, Sand- und Geröllbänken, Altwassern, kleinen Sümpfen dreimal mehr Platz ein, als ihnen von Rechtswegen gebührte. In diesen schwer zugänglichen Flußauen herrscht oft noch Urwildniß. Denn es sind diese Flüsse noch nicht Knechte der Civilisation, sondern wilde Feinde derselben. Sie hemmen den Verkehr, statt ihn zu beleben. Die menschliche Ansiedelung hat sich nicht an ihren Ufern concentriert, sie ist ihnen vielmehr möglichst weit ausgewichen. Die Anschwemmungen, welche das Hochwasser heuer geschaffen, wird im nächsten Jahre wieder verschlungen von den tobenden Fluten. Vielleicht zeigen sie nur in einer einzigen regnerischen Sommerwoche ihre volle jähe Zerstörungswut, aber ein paar Stunden genügen dann, um den Acker, welchen man Jahre lang dem Element mühselig abgetrotzt, in eine für immer zur Kultur unfähige Geröllbank zu verwandeln. In der Meringer-Au am Lech lag das uralte Schloß Gunzenbach, ein Bau von fabelhafter Größe und Herrlichkeit, in welchem die alten bayerischen Herzoge ihre stolzesten Feste feierten — es ist im Lech versunken und nicht bloß das Schloß, auch der Boden, auf dem es mit seinen weitberühmten Prunkgärten gestanden, und Keiner weiß mehr seine Stätte. W. H. Riehl.

34. Das Renntier.

Das Renntier weidet auf den hohen wüsten Fjellen Finnmarkens, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittere Renntiermoos trägt. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegen-

schwärmen verfolgt, welche Menschen und Tieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es ist daher für dasselbe eine Wohlthat, daß seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tieferen Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des Tieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renner würde gewaltsam mitlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchirren.

Zieht der Lappe im Herbste auf die Alpen zurück, so werden die Renntiere mit allem Eigentume beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten ausgesucht, und man verteilt möglichst die Last; denn ein Renntier trägt nicht viel. Den großen Leittieren werden Glocken angehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens zweihundert, zuweilen aber mehr als 2000 Geweihe zählt, die öden Fjellen aufwärts in die unermeßlichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wachsen, wo ein Bach niederstürzt, und er baut dann diese Hütte etwas fester, als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von außen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Tieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräten, die weiße, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt ellenhoch; aber das Renntier achtet das nicht. Es weiß mit seinen Hufen die Hüllen fortzuscharren, weiß die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheuren Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen.

Neben dem Wohnplatze des Lappen steht meist noch ein Zelt. Hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräten besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Kleidungsstücke, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Renntiermagen, worin er seinen Milch- und Käsevorrat verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Renntiere des Tages zweimal gemolken werden. Dies ist das Anziehendste für den Fremden. Die Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Tiere mit den klugen, milden Augen bilden einen Wald von

Geweihen. Die Kälber umringen ihre Mutter, und die jungen Tiere erproben spielend und stoßend ihre Kraft. Beim Melken wird jedem Tiere eine Schlinge übergeworfen, damit es stille steht, und diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Das Renntier giebt wenig Milch; aber sie ist fetter, als jede andere, und außerordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion; ein andrer Teil wird zu der täglichen Suppe verwendet, welche, mit Mehl oder auch mit Renntierblut und Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Speise gewährt.

Der Rest der Milch wird zu Käse gemacht. Im Winter läßt man die Milch wol auch gefrieren, so daß man sie in Tafeln schneiden kann. Sie verliert dabei nichts von ihrer süßen Frische und ist namentlich auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungsmittel. Fleisch und Milch des Renntiers ist überhaupt die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, die Furchtbarkeit des Winters zu überdauern.

Das Renntier ist ausgewachsen so groß als ein starker Hirsch, und ein solches Tier kostet dort vier bis sechs Gulden. Braten und Keule schmecken ähnlich wie Hirschbraten; das Fleisch ist aber rötlicher, weicher und saftiger. Die Keulen werden auch geräuchert und als Renntierschinken weit versandt.

Th. Mügge.

35. Der Storch.

Wenn einer, so verdient der Storch den Titel „hochgeboren“ mit Fug und Recht; denn auf Dächern und Giebeln oder auf abgestumpften Bäumen in der Nähe des Hauses ragt sein Nest, und gestattet ihm, freie Umschau zu halten in dem Revier seiner Wiesen, Felder und Sümpfe. Er ist, wie die Schwalbe, einer der wenigen Vögel, welche Gastfreiheit bei den Menschen genießen, ohne mehr als ein „vergelts Gott!“ dafür zu geben. Den Winter verlebt er in wärmeren Gegenden, vorzüglich in den Niederungen des Nils; aber mit den ersten Frühlingswinden kehrt er in die alte Heimat zurück und sucht sein Dorf und sein Nest wieder auf. Alt und Jung begrüßt mit Jubel den treuen Freund, der nun den Frühling mitbringt. Oftmals zieht das Männchen dem Weibchen eine oder zwei Wochen voraus, um Rundschau zu halten. Wenn er aber die alte, übermooste Dachfirst mit dem verlassenen Neste, den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden und auch die Umgegend ausgekundschaftet

hat, dann zieht er wieder fort, um sein Weibchen zu holen, das er mit seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper als Herrin einführt. Nachdem das etwas schadhaft gewordene Nest ausgebessert, beginnen bald die Elternsorgen. Während das Weibchen brütet, ist die Hauptbeschäftigung des Männchens eine geräuschlose, aber emsige Jagd in den Wiesen. Da hat man recht Gelegenheit ihn zu betrachten.

Auf hohem Stelzfuß, der in roten Juchtenstiefeln zu stecken scheint, wiegt sich der stattliche Leib, über den ein weißes, schwarzgesäumtes Reisekleid geworfen ist; der Schwanz ist kurz und stumpf, desto schlanker aber der Hals, der den ausdrucksvollen Kopf trägt. Ueber der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an, wie sauber zurückgestrichenes Haar; das braune Auge blickt hell und ehrbar, und doch wieder mit schlauer Schalkhaftigkeit aus den schwarzen Brillenringen. Der lange Schnabel giebt dem Storchgesichte ein komisches Aussehen, ist aber eine respektgebietende Waffe. Schweigend stelzt der Storch steif und würdevoll durch Sumpf und Moor; mit jedem Schritt hebt er den langbestrumpften Fuß hoch hinauf, um ihn gleichsam vor jedem Anhängsel zu bewahren, während Hals und Kopf wie ein Pendel feierlich und doch lächerlich vorüberwinken. Da gewahrt er einen fetten Frosch im Dickicht des Riedgrases, und wie ein Spieß fährt der Schnabel hinein in das Versteck, und der Zappelnde verschwindet im tiefen Kropfschlunde. Stundenlang geht die Jagd ununterbrochen fort, bis etwa ein Neugieriger zu nahe kommt, oder sonst etwas Ungewöhnliches sich zeigt. Dann steht der Jäger plötzlich still; das eine Bein zieht sich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere, der Hals reckt sich forschend in die Höhe, und das Auge ruht spähend auf dem verdächtigen Gegenstande. So steht er minutenlang regungslos, bis er sich überzeugt hat, ob er ohne Gefahr sein Geschäft fortsetzen könne, oder ob schleunige Flucht vonnöten sei. Im letzten Fall gewährt es einen wahrhaft lächerlichen Anblick, den Storch aufsliegen zu sehen, denn der ehrwürdige Stelzengänger kommt dabei vollkommen aus dem Gleichgewicht. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge, thut einige Flügelschläge, streckt die Füße ruderartig nach hinten, die schwankende Masse erhebt sich kaum vom Boden. Dann aber steigt er plötzlich mit einem Ruck empor und entfaltet nun hoch oben in langen Zügen und kühnen Kreisen die Kraft seiner Schwingen; oft schwimmt er weite Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, wie getragen von seiner Last.

Im ganzen ist der Storch duldsam und friedliebend; er läßt es sogar geschehen, daß Sperlinge und Schwalben sich unter und neben seinem Neste anbauen. Aber mit seinesgleichen führt er oft blutige Kämpfe im kleinen wie im großen. Wenn endlich mit dem eintretenden Herbste die Tiere, von denen er sich nährt, in ihre Höhlen und Schlupfwinkel kriechen, dann rüstet der Storch sich zum Abschiede. Große Züge ordnen sich zu Heeren von zwei- bis dreitausend und steuern in den höchsten Luftregionen dem fernen Süden zu. Masius.

36. Die Spinnen.

1. Die Spinne ist ein verachtetes Tier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf, und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel, die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen blieben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis zu der andern zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen dieser Oeffnungen ein solcher Faden hervorgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wol begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2. Das mag alles gut sein, denkt mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hie und da Leute, die sie auf Brot streichen und verschlucken? Auch sonst thun diese Tierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu leide. Im Gegenteil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rat. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer, sehr kleiner Mücken, die uns durch ihre Menge erstaunt beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengeweben überzogen und glänzen im Morgentau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie kürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Als aber der Kerkermeister es bemerkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdig, ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träge, ein andermal hurtig lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter aus einander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerz stillen, wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3. Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht

man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trocknen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wol die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und alsdann genesen. Es ließe sich wol begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wol auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Tier dieser Art lebt in Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein fürlieb; nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Hebel.

37. Die Verbreitung der wichtigsten Nahrungspflanzen auf der Erde.

Auf der ganzen Erde hat der Mensch, um seinem Nahrungsbedürfnisse zu entsprechen, sich fast nur Sommergewächse, d. h. solche Pflanzen ausgewählt, die ihre gesammte Vegetation oder doch die Entwickelung der die Nahrungsstoffe enthaltenden Teile innnerhalb weniger Monate vollenden. Dadurch hat er sich in den halb tropischen Gegenden von der Ungunst der dürren Jahreszeit, in den höheren Breiten von dem störenden Einflusse der Kälte unabhängig gemacht und so die Mög-

lichkeit sich gesichert, Pflanzen anbauen zu können, die dort der Dürre des Sommers oder hier der Kälte des Winters erliegen müßten. Scheiden wir die mehr der Annehmlichkeit als der Notwendigkeit dienenden Obstarten aus, so bleiben uns unter den eigentlichen Nahrungspflanzen nur noch drei baumartige Gewächse auf der ganzen Erde übrig, nämlich die Brotfrucht, die Kokosnuß, die Dattel, welche wirklich für eine größere Menschenmenge und auf einem größeren Areal das Hauptnahrungsmittel liefern und deshalb Gegenstand der Kultur geworden sind, und höchstens kann man vielleicht für einen sehr beschränkten Kreis in Ostindien noch die Cikadeen und Sagopalmen eben ihres stärkemehlreichen Markes wegen hinzurechnen. Alle anderen Nahrungspflanzen sind solche, die entweder einen unter der Erde fortvegetierenden, gewöhnlich knollenförmigen Stamm besitzen, der nur wenige Monate dauernde Triebe über dem Boden hervortreibt, an denen sich Blüten entwickeln und Früchte reifen, während er in der übrigen Zeit gleichsam schlafend unter der schützenden Erddecke der Ungunst des Klimas trotzen muß, — oder solche, die am Ende einer kurzen Vegetationsperiode ganz absterben und nur im schlummernden Keime des Samens die zukünftige Wiedererzeugung sichern. Zu den ersteren gehören z. B. die den Cordilleren Chile's, Peru's und Mexiko's entlehnte Kartoffel, zu den anderen fast alle unsere Getreidearten.

Nur eine Pflanze zeichnet sich unter den Kulturpflanzen noch durch eine besondere Vegetationsweise aus, eine Pflanze, die vielleicht das erste Geschenk der Natur an den erwachenden Menschen und somit der Gegenstand der allerältesten Kultur ist, ich meine die Banane. Und nicht nur die erste, auch die wertvollste Gabe der Natur ist diese Pflanze, deren schwach aromatische, süße und nahrhafte Früchte dem größten Teile der Bewohner der heißeren Landstriche die einzige oder doch die vornehmste Nahrung ist. Ein unter der Erde fortkriechender Wurzelstock treibt aus seitlichen Augen einen 15—20 Fuß langen Schaft in die Höhe, der nur aus den über einander gerollten, scheidenförmigen Blattstielen besteht, welche die oft 10 Fuß langen und 2 Fuß breiten, sammetartig glänzenden Blätter tragen; nur die Mittelrippe des Blattes ist derb und dick, die Blattfläche zu beiden Seiten aber so zart, das sie vom Wind leicht zerrissen wird, wodurch das Blatt ein eigentümlich gefiedertes Ansehen erhält. Zwischen den Blättern hervor drängt sich der reiche Blütenbüschel, der schon in 3 Monaten, nachdem der Trieb sich erhoben, 150—180 reife Früchte, etwa von der Größe und Form einer Schlangen-

gurke, gebildet hat. Die Früchte zusammen wiegen etwa 70—80 Pfund; derselbe Raum, welcher im Stande ist, 1000 Pfd. Kartoffel zu tragen, bringt in bedeutend kürzerer Zeit 44,000 Pfd. Bananen hervor, und wenn wir den Nahrungsstoff selbst in Rechnung bringen, den diese Frucht enthält, so kann eine Fläche, die mit Weizen bestellt einen Menschen ernährt, mit Bananen bepflanzt fünfundzwanzig ihren Unterhalt gewähren. Nichts fällt einem Europäer, der in der heißen Zone landet, anfänglich so sehr auf, als das winzige Fleckchen Kulturland um eine Hütte, die eine höchst zahlreiche Indianerfamilie birgt.

Erst bei weitem später lernte der Mensch die Gaben der Ceres kennen und anbauen. Jetzt muß es uns in der That überraschen, zu sehen, daß bei weitem dem größten Teile aller Menschen nur wenige Arten einer einzigen Pflanzenfamilie den hauptsächlichsten Nahrungsstoff liefern, nämlich die sogenannten Getreidepflanzen oder Cerealien aus der Familie der Gräser. Die Familie umfaßt nahe an 4000 Arten, und von diesen werden noch nicht 20 zur Nahrung für den Menschen kultiviert. Diese Kulturgewächse sind ihrer Natur nach zwar sämmtlich Sommergewächse, aber von einigen der wichtigsten hat der Mensch sich eigene Abarten gezogen, die in dem dazu geeigneten Klima im Herbste gesäet keimen und dann unter der wärmenden Decke des Schnees überwintern, so daß sie im Frühlinge schon kräftig fortwachsen können, während noch für die übrigen Sommergewächse der Boden zur Aufnahme des Samens vorbereitet wird. Mit Berücksichtigung dieser Ausnahme kann man sagen, daß das Gedeihen sämmtlicher Cerealien von der Temperatur des Sommers oder der Vegetationszeit abhängig ist, und wenn wir ihre Verbreitung auf der Erde uns versinnlichen, so zeigen sie uns Gürtel, welche nicht so sehr wie manche andere Vegetationsverhältnisse von dem Verlauf der Isotheren abweichen.

Es lassen sich aber die Temperaturverhältnisse, unter denen die Getreidearten vegetieren, noch vielleicht genauer entwickeln, als durch die Aufgabe der Isotheren möglich ist. In Aegypten, an den Ufern des Nils, säet man die Gerste Ende November und erntet Ende Februar, die Vegetationszeit beträgt also 90 Tage und die mittlere Temperatur dieser Zeit ist 21,0°. Zu Tuquerés, nahe bei Cumbal unter dem Aequator, ist die Bestellzeit auf den Gebirgen für die Gerste etwa am 1. Juni, die Zeit der Ernte Mitte November, die mittlere Temperatur dieser Vegetationszeit von 168 Tagen ist 10,7°. Zu Santa Fé de Bogota zählt man zwischen Aussaat und

Ernte 122 Tage mit einer mittleren Temperatnr von 14,7°. Wenn man nun die Anzahl der Tage mit der Zahl der mittleren Temperatur multipliciert, so erhält man für Aegypten 1890, für Tuquéres 1798, für Santa Fé 1793, also nahebei dieselbe Zahl, als es die Unsicherheit der Bestimmung der Tage, der genaueren mittleren Temperatur und die Ungewißheit, ob überall dieselbe Gerstenart gebaut wird, nur irgend erwarten lassen. Aehnliche Resultate erhält man beim Weizen, Mais, der Kartoffel und andern Kulturpflanzen. Wir können dieses Resultat so aussprechen: Jede Kulturpflanze bedarf zu ihrer Entwicklung einer gewissen Quantität Wärme; es ist aber gleichgiltig, ob diese Wärme auf einen längeren oder kürzeren Zeitraum verteilt wird, sobald nur gewisse Grenzen nicht überschritten werden; denn wo die mittlere Temperatur unter 8° sinkt, wo sie sich über 22° erhebt, da reift keine Gerste mehr. Wir müssen also, um genau die Temperaturverhältnisse, die eine Pflanze zu ihrem Gedeihen fordert, zu bestimmen, angeben, innerhalb welcher Grenzen ihre Vegetationszeit schwanken kann, und welche Quantität der Wärme sie bedarf. Auf dieses höchst merkwürdige Verhältniß ist zuerst von Boussingault aufmerksam gemacht worden, aber leider besitzen wir noch nicht genügend genaue Angaben über die Kulturverhältnisse in den verschiedenen Gegenden der Erde, um diese geistreiche Ansicht bis in alle Einzelheiten verfolgen zu können.

Ich habe im Vorigen deshalb die Gerste als Beispiel gewählt, weil sie von allen Cerealien den größten Verbreitungsbezirk hat und von den äußersten Grenzen der Kultur in Lappland bis auf die Höhen unmittelbar unter dem Aequator angebaut wird. Aber keineswegs hat sie überall dieselbe Bedeutung, wie in den nördlichsten Gegenden, wo sie in einem kleinen schmalen Gürtel als alleiniges Brotkorn auftritt, und nur in der letzten Beziehung soll im Folgenden die Verbreitung der wichtigeren Cerealien betrachtet werden. Schon in Lappland und im nördlichen Asien tritt sehr bald neben ihr der Roggen auf, von der Ungunst des Klimas aber noch auf glückliche Jahre beschränkt und daher nicht als die eigentliche Hauptnahrung anzusehen. Erst in Norwegen, Schweden, Finnland und Rußland wird der Roggen das eigentliche Brotkorn, dem dann im nördlichen England und Deutschland der Weizen ebenso an die Seite tritt, als früher der Roggen der Gerste sich anschloß. In der Mitte von Deutschland, im südlichen England, in Frankreich und in einem weiten Bezirke nach Osten, das ganze kaspische Meer umfassend, wird dann Weizen

die herrschende Kulturpflanze, der sich erst am Becken des Mittelmeeres, sowie in ganz Nordamerika der Mais zugesellt. Die Stelle des letzteren vertritt in Aegypten und im nördlichen Indien der Reis, der selbst dann wieder auf den beiden indischen Halbinseln, in China, Japan und auf dem ostindischen Insellande zur Alleinherrschaft gelangt, die er auf der Westküste Afrika's mit dem Mais teilen muß, der dagegen im größten Teile des tropischen Amerika's die ausschließliche Kulturpflanze ist, wenn wir einige minder bedeutende Ausnahmen abrechnen. Im südlichen Amerika, in Afrika und Australien tritt bei der wieder abnehmenden Temperatur auch der Weizen wieder in seine Rechte ein. Von bei weiten untergeordneter Bedeutung ist die Kultur des Tef und Tocusso in Abyssinien, der Hirse in Westafrika und Arabien, sowie der Eleusine und Hirse in Ostindien.

Einen bei weitem wesentlicheren Anteil, als die zuletzt genannten Gräser, nehmen einige andere Pflanzen an der Ernährung der Menschen. Schon im nördlichsten Gürtel der Gerste und des Roggens bildet der Buchweizen den Gegenstand einer ziemlich ausgedehnten Kultur. Neben den schon besprochenen Bananen geben die Yämswurzeln, die Manjoc und die Batate einen sehr beträchtlichen Beitrag zu den alltäglichen Nahrungsmitteln der Tropenbewohner, sowohl der alten als neuen Welt, wozu auf den Anden noch ein eigentümliches Gewächs, die Quinoa kommt, eine Pflanze, die gleichzeitig eßbare Knollen und reichlichen, dem Buchweizen zu vergleichenden Samen bringt.

Nicht übergehen dürfen wir endlich die Brotfrucht im eigentlichen Sinne des Wortes, welche das Hauptnahrungsmittel der großen Inselkette ist, welche sich von Ostindien durch das ganze tropische Meer bis an die Westküste von Amerika hinzieht, die Gabe des schönen großen Baumes aus der Familie der Nesselpflanzen, den man seines Nutzens wegen Brotfruchtbaum genannt hat. Zur Abwechselung bauen einige daneben noch die Tarroowurzel, die Taknaknollen oder einige Farrenkräuter, deren mehlreiche Blattstiele zur wohlschmeckenden Speise dienen. Soll ich endlich noch der Kartoffel erwähnen, die sich von den Gebirgen der neuen Welt mit solcher Schnelligkeit über die ganze Erde verbreitet hat, daß sie an manchen Orten nicht eben zum Vorteile der Menschen jede andere Kultur zu verdrängen droht? Nur ein Teil ihres Vaterlandes selbst, nämlich Mexiko, ist frei geblieben und baut erst in neuester Zeit wenige schlechte Knollen an den Küstenorten, um

den verwöhnten europäischen Gästen ihre, man kann mit seltsamer Verkehrung der Begriffe sagen, vaterländische Speise vorzusetzen. Wozu bedurfte auch ein Land der Kartoffel, in welchem die vielleicht tausendjährige Kultur den Boden so wenig erschöpft hat, daß nach weniger Arbeit eine schlechte Maisernte 200fältigen Ertrag liefert, der sich in guten Jahren auf das 600fältige steigert.

Und wir, die wir uns schmeicheln, große Landwirte zu sein, die wir ackern, düngen und säen mit den sinnreichsten Maschinen, bilden uns ein, Großes gewirkt zu haben, wenn wir ein zwölffaches Korn ernten. Selbst dieses verdanken wir nicht unserer Kunst, der wir es so gern zuschreiben möchten. Der am schlechtesten bestellte Boden bringt in einem günstigen Jahre reichere Ernte, als wir dem besten Boden mit allem Kulturfleiß in dem ungünstigen Jahre abzwingen können. Wahrlich, nur wer mit beschränktem Blicke an der Scholle kleben bleibt, die sein Pflug aufgeworfen, kann noch das Gefühl der Bedeutsamkeit menschlicher Thätigkeit in seiner Brust bewahren. Wer den freien Blick über das Rund der Erde schweifen läßt und im Großen das Spiel der wirkenden Kräfte überblickt, der lächelt des grabenden, keuchenden Ameisenhaufens, den wir Menschheit nennen, und der mit aller seiner eingebildeten Weisheit nicht im stande ist, die kleinste Wirkung der Gesetze zu ändern, welche die tyrannische Riesin Natur ihren Sklaven vorschreibt.

M. J. Schleiden.

38. Der Brotbaum.

Der Brotbaum gehört unter die geringe Zahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Teil unserer Erde verbreitet haben. Von Surate an bis zu den Marquesas-Inseln im stillen Weltmeer, auf einer Strecke von 150 Graden der Länge oder mehr als 2000 geographischen Meilen, trifft man ihn fast auf jeder Küste und Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem ganzen Bezirk uranfänglich von selbst und ohne Zuthun der Menschen habe wachsen lassen, will ich keineswegs behaupten. Schön ist die Form des durch den Anbau veränderten Brotbaums und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja, was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich an Ebenmaß des Wuchses und an Schönheit der Gestalt mit ihm messen. Die Roßkastanie, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes, breites Blatt, wie Feigenblatt

tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmutiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe vierzig Pariser Fuß: ein schönes Mittelmaß unter den Bäumen.

Sobald der Brotbaum den Insulanern im stillen Weltmeer wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Tahaitier bemerkten, daß dieser edle Baum ungefähr um die Zeit, wann die Sonne im Begriff ist, aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und junge Früchte anzusetzen beginnt, die im Oktober anfangen zeitig zu werden. Von dieser Zeit an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brotfrucht; es kommen teils an einunddemselben Baume, teils an mehreren, deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein und reifen nach und nach bis in den Julius und August. Von diesem Monate an bis zum Anfange des Novembers ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dessen die Früchte auf den Bäumen wachsen, und der acht Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Uru (die Brotfruchtzeit) genannt.

Cook's zweite Reise um die Welt, bei der ich sein Gefährte war, kann hier zum Beweise dienen. Wir kamen während dieser Zeit zweimal nach Otahaiti und den umliegenden Inseln. Das erstemal in der Mitte des Augustmonats, waren sowol die Brotfrucht, als alle andern Obstarten des heißen Erdstrichs daselbst äußerst selten und um das Kostbarste, was eine tahaitische Phantasie zu reizen vermochte, gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahreszeit, die ungeachtet der Entfernung der Sonne kein Winter heißen konnte und an hervorbringender Wärme keinen Mangel litt, zeigte sich die junge Brotfrucht an der Zweige äußersten Spitzen in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue seine Entwicklung vollendet hat, saß noch auf den Bäumen, und seine Farbe war ein etwas herbstliches Grün. Zum zweitenmale, nach einem Zwischenraum von acht Monaten, erreichten wir die Insel im Monat April. Jetzt hatte das Laub seine lebhaftgrüne Schattierung, und alle Aeste beugten sich unter der Last ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweis aufschüttete und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, worin sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchtboden weg, füllte mit der fleischigen

Pulpa eine tiefe, mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Steinen und ließ den ganzen Vorrat in die sauere Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgesäuert und schmeckt wie das schwarze westfälische Brot (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrat in der Grube nimmt man jedesmal nur so viel, als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und bäckt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über die See der gewöhnliche Proviant, womit sich die Otahaitier versehen. Uebrigens ist aber dieses saure Brot bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe genießen; während der drei bis vier Monate, wo die frische Brotfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinahe keine andere Speise. Ungebacken hält sich der gegorene Teig mehrere Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu erleiden.

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brotfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauch muß sie nicht reif, aber schon vollkommen ausgewachsen sein. Ihre Rinde ist alsdann noch grün, das Fleisch schneeweiß und von lockerem, mehlichtem Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet und gebacken sein. So geringfügig diese Mühe auch ist, möchte der träge Südländer doch gern derselben überhoben sein; daher träumt er sich auch in seinem Paradiese eine Brotfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und frisch vom Baume weggegessen werden kann.

Die geröstete Brotfrucht hatte für mich völlig den Geschmack der Krume des Weizenbrotes, die mit gekochten mehlichten Kartoffeln vermischt gewesen wäre. Etwas süßliches schmeckte man zuweilen vor, insbesondere wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder auch wenn sie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Die schmackhafteste war laut der Uebereinkunft aller Mitreisenden jene Frucht, welche wir auf den Marquesasinseln eintauschten; doch meines Erachtens giebt ihr die tahaitische nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. In diesem Zustande sah ich sie ebenfalls auf den Marquesasinseln. Die Einwohner der Marianen und Philip-

pinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet, ist sie eines der gesündesten und zugleich nahrhaftesten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man sich aber von der einfachsten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man zur Brotfrucht macht, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich sein.

Nachdem der Brotfruchtbaum während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge: er fängt an abzusterben, und allerlei Gebrechen bedeuten seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also nichts übrig, als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden und entweder einen Kahn daraus zu höhlen oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Gerätschaft, wie kleine Schemel, Schüsseln, Tröge u. dergl. daraus geschnitzt; allein des Vorzuges ungeachtet, welchen der tahaitische Brotbaum, was diesen Punkt betrifft, vor dem weniger veredelten auf den Gewürzinseln voraus hat, nimmt doch das weiche, glatte Holz gar keine Glättung an. Die Amboineser und, wo ich nicht irre, auch die Tahaitier pflegen Trommeln daraus zu machen, weil es gut klingt und sehr leicht ist. Den wilden Brotbaum kann man schlechterdings zu nichts anderm als zur Feuerung gebrauchen. Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende Splint ist am Brotbaum so beschaffen, daß die Einwohner von Tahaiti ihre Kleider daraus verfertigen können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäume dicht neben einander in lockern Boden und suchen sie so gerade als möglich und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im andern oder dritten Jahre werden sie abgeschnitten, und der Splint wird auf die nämliche Art davon abgesondert, vorbereitet und zu mousselinähnlichen Tüchern verarbeitet, wie es mit dem Splint des Papiermaulbeerbaums üblich ist. Minder wichtig ist der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, sobald sie abgefallen und verwest sind, dem Stamme, der sie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man sie auch häufig vom Baume ab und bedient sich ihrer, Speisen darein zu wickeln oder auch darin zu backen. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal darin, daß eine große Menge Blätter auf den mit

Heu bedeckten Boden gestreut werden; unmittelbar auf diese legt man die Speisen ohne den entbehrlichen Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches anderthalb Schuh lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vorteil hat, so oft man will, eine frische zu nehmen. Auf Buru und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brotbaums rings um ihre Lagerstätten an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verscheucht.

Die männliche Blüte des Brotbaums besteht in einem spannelangen braungelben Kolben, welcher ganz mit kleinen Blüten bedeckt ist und dadurch mit den Schilfkeulen, die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn diese Kolben oder Kätzchen abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Zündschwammes, und man bedient sich ihrer auf die nämliche Art wie Lunten zur längern Aufbewahrung des Feuers.

Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittenen Teilen des Baums ein weißer, klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht und sodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß vermischt, wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kitt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht sein müssen.

Cook rühmt von diesem Baume mit Recht seine erstaunliche Fruchtbarkeit. Hat jemand in seinem Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt, so hat er (dies sind des großen Weltumseglers Worte) seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unsres rauhen Himmelsstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an barem Gelde kümmerlich erspart hat. G. Forster.

39. Deutschlands vorzüglichste Laubhölzer, Eiche, Buche und Linde.

Die Eiche ist der europäische Urbaum. Die Pelasger und jene Wanderscharen, die einst an den Küsten von Griechenland eine Heimat suchten, verehrten ihn als Lebensbaum, als kostbare Gabe des großen Nährvaters. Seine Früchte sättigten sie, in seinen Stämmen fanden sie Wohnung, unter seinen

Wurzeln sprang der tränkende Quell. Und selbst als längst die barbarische Rauheit menschlicher Sitte gewichen war, erhielt sich die Verehrung für den Segenspender unbekümmert fort in dem Gemüte der Völker. Bei Griechen und Römern blieb er dem Olympier geweiht, aus seinem Rauschen tönten ihnen Stimmen der Zukunft; der Deutsche aber und der Skandinavier sah das Haus des Donnergottes in dem Wipfel der Eiche. Kein zweiter Baum glich ihr an wildkühner Schönheit; aber keiner bot sich auch dem ersten Bedürfniß zu ausgiebigerem Dienste. Das Haus des Lebenden, den Sarg des Toden, das Schiff, das den Seefahrer trug, die Lanze, die der Jäger schwang, alles gab die Eiche. Mark und Fülle zeigt ihr Wuchs von der tiefausgreifenden Wurzel bis zum festen, schildgleichen Blatt und der derben, bronzenen Frucht. In dem trotzigen Zickzack ihrer Aeste und in den großartigen Verkrümmungen ihres Stammes steht sie da als Baum der Stärke (Quercus robur), gleichsam als lege sie sich aus zum zerschmetternden Streiche; es ist der graue Waldkönig, den der Adler sucht und der Held zum Bilde nimmt. Wie treffend, wenn Homer die beiden Lapithensöhne als Hüter vor den Schiffen stehen läßt:

„zwei hochwipflige Eichen des Berges,
Welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig!“

Auch hierin scheint sich die heroische Natur des Baumes anzukündigen, daß er sich nie zu eigentlichen Waldungen häuft. Denn die Eiche steht einsam oder im Gemisch mit andern Laubarten; nur in den nordischen Tiefebenen tritt sie oft zu schönen Gruppen zusammen. Ein saftgrüner Rasen, ein blauer Himmel, ein klarer Quell — das giebt dann Ruisdaelsche Bilder. Da und dort hebt der Hirsch das stolze Geweih; er hat den Jagdruf aus der Ferne vernommen. Freundliche Blicke öffnen sich zwischen den schwarzen, gewaltigen Stämmen, und durch die dunkelernsten Laubmassen gleitet still ein goldner Stral. In ihrer ganzen Großartigkeit erscheint die Eiche auf der Höhe des Gebirges. In der Urwaldwildniß muß man die tausendjährige sehen. Weit über die Quaderwände hinaus, tief in die steinernen Rippen schlägt die Wurzel ihre mißgestalteten Pranken, als wolle sie die Erde spalten, und aus dem Grunde treibt und wächst es hinauf, langsam, aber riesengroß, bis zu der luftigen Wolkenstraße selber. Wie ein undurchdringlicher Harnisch legt sich die tief durchrissene Rinde dem Recken um Leib und Glieder, zornig zucken die knorrigen Aeste, und wo der Nordwind seine Speere gegen den Eisenstamm

schleudert, deckt ihn die zottige Mooshülle mit dichtem Schilde. So hat er seinen Fuß droben eingegraben, der Alte vom Berge, ein reisiger, riesiger Held, und freut sich, die Wolkenschlacht mit Aeolus und seinem wilden Heer zu kämpfen. Vom Boden aber rankt Eppich und Geißblatt hinauf, und Fink und Amsel spinnen frische Lieder um seine Zweige. Das ist die deutsche Eiche. Sie hat Welf und Weibling, Ziska und Procop, Friedland und die Schweden gesehen. Unter ihrem Wipfel mochte vielleicht das Dies irae verfolgter Ketzer grollend in die Nacht hinausklingen; ihr Schatten deckte wol den räuberischen Landsknecht, wenn er dem Hufschlag des schätzebeladenen Saumtierzuges horchte. Sie steht noch, stolz und grün; aber es sind nur wenige ihresgleichen, und wird dem Beile, welches unsere Zeit schonungslos gegen jede Pflanzung der Natur schwingt, nicht Einhalt gethan, so werden auch sie bald fallen.

Neben der Eiche gebührt der Buche der Preis unter unseren Waldbäumen. Sie liebt sanft gehobene Flächen und tritt gern von den Höhen des Gebirges auf die sonnigen Hügelzüge am Fuße herab. Durch ganz Thüringen, in den Harzthälern, auf Rügen, in den holsteinischen Marschen herrscht dieser Baum; aber in der stolzesten Pracht seines Wachstums blickt er über die Buchten von Kopenhagen, wie überhaupt der Norden das Buchenland ist. Unter allen Bäumen ist die Buche der geselligste; sie schießt ihre Wurzeln nicht tief in's Erdreich, sie muß sie mit ihren Schwesterbäumen kreuzen. So, mit verschlungenen Wurzeln und Wipfeln, trotzt ein Buchenwald den Stürmen und dem Sonnenbrand. Allein, ohne andern Schutz, erliegt die Buche bald der Witterung. In Jugendkraft, leicht und doch stolz, wie aus Stal, steigt der runde Schaft hinauf. Glatt und dicht umschließt ihn die silbergraue Rinde, von keinem Moose benagt und, wo es geschieht, gegen das Sammetgrün desselben freundlich abstechend. Fast meint man daran die Härte des Holzes zu erkennen, das in der knappen Bekleidung gleichsam nackt erscheint und in seinen Anschwellungen das Bild eines muskelstraffen Armes giebt. Ast und Zweig treten erst in der Höhe hervor, sie greifen scharflinicht aus, fast wie die Zweige der Tanne und drängen ihre Fächer zu einem einzigen Gewölbe zusammen. Das stumpf eiförmige Blatt stimmt zu dem Charakter des Ganzen. Er bildet der Verzweigung entsprechend, meist dachartige Schichten, die spitz auslaufen, oder es fliegt flockig auseinander, ohne in Massen zu verschmelzen. Fest gewebt und an den kurzen Stiel geheftet, giebt es sich nicht zum leichten, tönenden Spiel des Windes. Das

Laub macht vielleicht den schönsten Schmuck der Buche aus; es quillt in der üppigsten, saftigsten Fülle hervor, und, von der Sonne beschienen, bietet jedes einzelne Blatt einen Spiegel, der die anmutigsten Lichtwechsel entfaltet. Und so tief saugt es dieses Licht ein, daß, selbst wenn der Frost es schon berührt, das Buchenblatt vor allem anderen Laube in den feurigsten Goldtinten erglänzt. Wer den Thüringer Wald oder das Ilsethal durchzogen hat, wird den Zauber des Buchenwaldes kennen. Gewaltige Blöcke, von Farrenkraut umwuchert, liegen zu den Füßen der ernsten Bäume, unter denen hervor kühlatmend der Quell seine Silberfäden zwischen Blumen und Wurzeln hindurchzieht. Ueber den Wipfeln aber brennt der Mittag. Jedes Blatt wird ein Sonnentropfen, ein funkelnder Smaragd, und grüngoldenes Märchenlicht dämmert durch die Halle. Der Fingerhut steckt seine Kerzen auf, aus den Steinritzen schlüpft die Eidechse, blauflüglige Libellen wiegen sich auf den Halmen. Dazwischen schießt ein Sonnenblitz an den Stämmen nieder, über den Moosteppich zittern schillernde Lichtkugeln, alles ist seltsam still, wie verzaubert; aber unten, wo das Waldthor sich öffnet, winken Wiesen und Dörfer, ein Flüßchen leuchtet auf, und befreundet grüßt melodisches Heerdengeläute.

Voll Würde und Anmut, in Stärke und Zartheit steht die Linde da, die herrlichste unter allen unseren Bäumen. In edler Mächtigkeit mit der Eiche wetteifernd, erhebt sich der Stamm, ruhig und groß greift die Krone hinauf, und aus allen Röhren schießt Zacken und Zweig. Aber wie der Stral des Springquells im Bogen sich wieder senkt, so rundet sich das spitz aufdringende Astdickicht gefälligen Schwunges wieder hinab und zerläßt seine Kraft in einem weiten Zweiggehänge, das auch ohne Sommerschmuck noch schön ist. Um diesen reizenden Bau schmiegt sich die Fülle der Blätter, jedes ein leicht bewegtes grünes Herz. Die Blüte hängt ihre Duftfäden daran, und in ihrem lockeren Umriß verschwimmt das Geäst. So bildet das Ganze einen einzigen Laubpalast voll Majestät und Lieblichkeit.

Die Linde ist bei uns kein Waldbaum; vertraulich tritt sie aus der Wildniß an den Menschen und sein Haus. Selbst in den Pomp der Königsstädte hat sie, ein frommer Gruß der Natur, ihn begleitet. Aber dort ist ihr Heimat nicht. Im Dorfe, auf dem Burghof, am Quell, auf dem Hügel, wo die Schnitter rasten, im Thal, wo die Schalmeien klingen, da ist ihre Stelle. Da ist der Baum, unter dessen Zweigen die Jungen

sich zum Spiel und die Alten zu ernster Rede sammeln; das ist die Linde, in deren Schatten der Dichter träumend sein Leid vergißt, aus deren Wipfeln die Nachtigall ihn grüßt.

Mastius.

40. Deutschlands Nadelhölzer, Tanne und Fichte.

Wenn die Nadelhölzer auch ganze Flächen von mehreren Geviertmeilen in unseren Gebirgszügen mit Wald bedecken, ohne andere Bäume zwischen sich zu dulden, so sind es doch nur wenige Arten, etwa sechs oder sieben. So mächtig ist der Unterschied zwischen einem Laub- und einem Nadelwalde, daß sie einen ganz verschiedenen Eindruck auf unser Gemüt und unsere Phantasie hervorbringen. Im Laubwalde, sei es ein reiner Buchen- oder Eichenbestand, oder sei er aus Eschen, Hornbäumen, Erlen, Ulmen, Birken und anderen Laubhölzern bunt zusammengesetzt — immer ist der Eindruck auf uns ein mehr wohlthuender, traulicher. Die breiten, weit ausgreifenden Kronen erlauben nicht, daß die Stämme sehr dicht beisammen stehen, und immer finden wir zwischen ihnen eine üppige Busch- und Kräutervegetation, über die hinweg das Auge meist weit hinein in die Säulenhallen schweifen kann. In den Wipfeln schallen die Lieder der Vögel, welche zwischen den gabeligen Zweigen oder in den Astlöchern ihre Nester bauen, und der Wind rauscht dazu seine kräftigen Accorde durch die Blättermassen. Jede Wendung unseres Pfades verändert das schöne Waldbild; immer neue Baumgruppen, immer kühner und abenteuerlicher geschwungene Aeste wechseln unaufhörlich vor unserm Auge und geben unserer Phantasie immer neue Nahrung. Wir treten gestärkt und doch auch erheitert aus einem Laubwalde auf die sonnenbeleuchtete Ebene hinaus.

Aus einem Nadelwalde — die Volkssprache nennt ihn ja auch bezeichnend Schwarzwald — treten wir in feierlicher, ernster Stimmung. Uns umfieng in ihm das ewige Einerlei der dichtgedrängt stehenden, schnurgeraden Stämme, von denen hoch oben — denn unten haben sie sich des dichten *Schlusses* wegen, wie der Forstmann sagt, gereinigt — die herabgeneigten Aeste sich zu dem grünen Teppich verschränken, dessen *einzelne* Fäden in der Höhe verschwinden; denn Aestchen und Nadeln sind zu fein, um sie gleich den Blättern der Laubhölzer von unten erkennen zu können. Hoch oben auf dem letzten Triebe der immer und immer nach oben strebenden Bäume sitzt die Amsel und Drossel und singt ihr weithin schallendes Solo über den stillen Wald, während unter ihnen die Gol dhähnchen

und Meisen und kleinen Sylvien ihre feinen Stimmchen probieren. Der Wind fährt wie über eine Aeolsharfe in lang gehaltenen Schwingungen über die Millionen seiner Nadeln hin, daß es kein kräftiges Rauschen giebt, sondern ein ersterbendes, feines, fast pfeifendes Singen. Im Düster des Tannenwaldes grünt kein Busch zu den Füßen der ragenden Stämme; nur Moose und Flechten, untermischt mit einigen feinen Gräsern und schattenliebenden Kräutern, überziehen den ebenen Boden, auf dem nichts den Fuß des Wanderers hindert, seine Schritte immer tiefer in das verlockende Waldesdunkel auf dem weichen Moospolster unhörbar zu lenken. Seine Phantasie schläft. Ein behagliches Schauern zieht ihn gedankenlos anfangs immer tiefer hinein, bis es sich allmählich in ein leichtes unheimliches Grausen verkehrt, ob er auch den Rückweg aus diesem großartigen Einerlei finden werde, wo kein abenteuerlich gestalteter Stamm, kein absonderlich kühn geschwungener Ast ihm als Wegzeichen dienen könne. Die Sprache des Laubwaldes ist kühne Rede, die des Nadelwaldes melancholischer Gesang. In innigem Zusammenhange damit steht ihr Einfluß auf uns.

Der häufigste Baum in unseren deutschen Schwarzwäldern ist die Fichte. Der Harz und das sächsisch-böhmische Grenzgebirge tragen fast nur Fichtenwald. Im Schwarzwalde herrscht die stolze Tanne, auch Weiß- oder Edeltanne genannt, während man die Fichte auch Rottanne nennt. Im allgemeinen Ansehen sind sich Beide sehr ähnlich, obgleich ein geübter Blick schon von weitem Tanne und Fichte unterscheidet. Der Stamm der Tanne ist vollholziger, d. h. er fällt nach der Spitze hin nicht so schnell ab und kommt daher der Walzenform etwas näher. Vier Tannenstämme haben daher denselben Massengehalt an Holz, wie fünf Fichtenstämme von gleicher Länge und von gleichem Durchmesser auf dem Stockabschnitt. Die Zweige der Tanne stehen wagrechter, die oberen sogar etwas aufwärts gerichtet; die Rinde ist immer grauweiß, was ihr eben den Namen Weißtanne zum Unterschiede von der Fichte oder Rottanne verschafft hat, welche an einer wenigstens an der obern Stammhälfte mehr rotbraunen Rinde kenntlich ist. Das Grün der Tanne ist ein satteres, an der unteren Seite der mehr buschigen Zweige ein deutliches Blaugrün, hervorgebracht durch die blaugrüne Unterseite der breiteren Nadeln. Es genügt, einmal die unterscheidenden Kennzeichen von Tanne und Fichte genau gegeneinander erwogen zu haben, um diese Unterschiede auch im ganzen und großen wirksam zu finden. Beide Bäume erhalten dadurch einen ganz verschiedenen Charakter, den sie

auch den Waldungen aufdrücken, welche sie bilden. Die Tanne ist ein kühnerer Baum; der bis oben hinaus nur sehr langsam abfallende Stamm reckt fast trotzig und gebieterisch seine kürzeren, straffen Zweige horizontal hinaus, während der nach oben schnell schmächtig zulaufende Fichtenstamm seine langen schwächeren Aeste demütig hangen läßt. Der Saum eines fernen Fichtenwaldes gleicht einem grünen Zeltlager; der eines Tannenwaldes sieht wilder und struppig aus. Zwei so nahe verwande Bäume malen für das aufmerksam vergleichende Auge doch zwei verschiedene Waldlandschaften. Der Schwarzwald, der Tron der edeln Tanne, hat einen ganz anderen Charakter als der Harz, wo die Fichte herrscht. Roßmäßler.

III. Lehrprosa.

1. Abhandlungen, Reden und Briefe.

1. Des Vaters Vermächtniß.

An meinen Sohn Johannes. 1799.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an. Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rat geben und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht vor ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur: alle anderen Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weiß machen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn die vergebliche Mühe und thue dir kein Leid und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das sieh und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleib der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend 2c. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es giebt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte und wo sie so gar leicht

und behende dahinfahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da geh fürbaß.

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so sieh in sein Angesicht. Dünket er sich, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und geh seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das Deine und brich deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint*), und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andere, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin und bekümmre dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei und das wolle von Herzen.

* * *

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

---

*) D. h. sie ist eine Sache des Geistes.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle niemand und laß dir nicht schmeicheln.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn du recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation und geberde dich schlecht und recht.

Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leides und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und geh ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue, was des Lohnes wert ist und begehre keinen.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

* * *

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Steh deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

Claudius.

2. Von der Freundschaft.

Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer: sie sei überall; der andere: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie du siehst, ist hier wie in vielen andern Fällen ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Hollunder-Freundschaften“ zu nennen! Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wol gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wol mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkommt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens, laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's Not ist und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vor's Maul, sondern geh und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könnte.

Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mir zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde, unparteiische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem was an ihm ist in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es giebt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine zeitlang beisammen stehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es giebt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wol! und es ist mein Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es giebt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden. Claudius.

3. Freuden des Lernens.

Der Mann, der auf die Frage eines Fürsten, ob es nicht eine kurze und bequeme Methode gebe die Mathematik zu erlernen, antwortete: er kenne keinen königlichen Weg zu dieser Wissenschaft, sprach dadurch das Verdammungsurteil über den gesammten Unterricht aus, der den meisten Prinzen gegeben wird. Auf dem ebenen und anmutigen Wege, den man sie führt, kommen sie statt in das Gebiet der Wissenschaft nur zu dem Scheinwissen, was eben der Tod aller Wissenschaft ist. Die Freude daran, wie sie Freude daran haben, ist dann nur die der Eitelkeit; jene höhere Freude, die in den Tiefen der Wissenschaft ruht und die der eigentliche Schatz ist, den der Forscher im Schweiße seines Angesichtes hebt, bleibt ihnen fremd. Dies ist dann auch eine der Hauptquellen der entsetzlichen Langeweile, welche so oft die Großen plagt. Auf jeden Fall geht ihnen so bei allem Wissen, das sie besitzen mögen, der Vorteil des tüchtigen Lernens verloren, wodurch tüchtige Leute werden. Fr. Jacobs.

4. Studiosen.

Es bleibt mir übrig, von der Höflichkeit der studierenden Jugend zu reden, welche in dieser Freizunft die zahlreichste Classe ausmacht und in Ansehung ihrer künfigen Bestimmung

im Staatsdienste zu glänzen, vor andern zum Studium der Höflichkeit besonders aufgefordert und wahrhaft berufen zu sein scheint.

Die Höflichkeit eines Studiosen soll allerdings den Charakter der Jugendlichkeit beibehalten, also nach einem richtigen Gefühle und keineswegs nach einer altklugen Berechnung, gegen Männer und Greise bescheiden, gegen die Altersgenossen zutraulich offen und gegen Untergebene mild und freundlich sein. Wie nun aber, wenn dieses Gefühl ihm nicht gegeben, wenn es in einem rohen Leben allmählich abgestorben wäre? — Ich bin hier in der allergrößesten Verlegenheit. Dem Jüngling anmuten, daß er sein äußeres Gehaben nach Grundsätzen und Vorschriften regeln solle, wäre nichts anderes, als ihm die Jugend kürzen, welche man nie lange genug bewahren, nie spät genug verlieren kann. Das Sicherste scheint mir dieses, ihm zu raten, daß er für das Edle, Wahre und Gerechte sich begeistere, vor dem Geringen, Halbwahren und Falschen einen ernstlichen Abscheu erfasse. Gelingt ihm dieses, so wird er niemals die Schultern hinaufschieben, gleich einem Lastträger, noch im Gehen die Beine aufheben, gleich einer Engländerin, noch brüllen gleich einer heiseren Kuh. Vielmehr wird seine äußere Erscheinung ihm unbewußt mit dem löblichen Zustande seiner Seele in Uebereinstimmung kommen und mehr Schönheit haben, als er selbst wol ahnet. Auch wird er nicht in Versuchung geraten, modischer Zierlichkeit und Geschrobenheit nachzugehen; im Gegenteil wird sein Benehmen von jugendlicher Offenheit und Traulichkeit ergötzlich überschwellen und hiedurch die herzliche Freundschaft seiner Bekannten ihm gewinnen und festhalten.

v. Rumohr.

5. Der Tod.

Das Grab, Freunde! ist eine heilige Werkstätte der Natur! Ein Formzimmer; Tod und Leben wohnen hier beisammen wie Mann und Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Handvoll Erde ist eine Handvoll Welt. Schaudere nicht vor der Verwesung. Das Weizenkorn fault und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muß sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Dies Erdenall, dieser Erdenball hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem jedes gelegen, die Brust, die jedes gesogen. Die Erde ist des Herrn. Fast sollte man glauben, daß es des lieben Gottes Lustschloß,

sein Sanssouci sei, so gut ist's auf ihr, oder so gut könnt' es auf ihr sein. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsre Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körperteilchen, das eigentliche Saatgetreide ist aufgespeichert und wird zu seiner Zeit vom lieben Gott schon wieder ausgestreut werden auf einen schönen Acker. Die Natur ist das perpetuum mobile, sie steht nicht still. Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durcheinander, das es eine Lust ist, anzusehen dem, der ein Auge dazu hat. — Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. — Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so gierig zueignen. Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten verpflanzt, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird, bis —

Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden! Du, mein Geist, der du dein bewußt bist, du, der du dich selbst anredest; du Funke Gottes in dieser stockfinstern Erde! du Funke, an dem sich jeder das Licht anzündete, das in seinem Hause brennt, was warst du, ehe dir dieses Kleid zugeschnitten, eh' es dir umgehangen wurde, und was wirst du sein, wenn du dieses Regenkleid, diesen Schlafrock, wenn es köstlich gewesen, ausziehest, oder wenn er aus Alter unbrauchbar wie ein zerrissenes Gewand abgeschüttelt wird? Von wannen kommst du? Wohin fährst du? Woher? Wohin? Finster vor und hinter dir. — O ihr Entkleideten! Ihr nackten Geister! die ihr vielleicht dies Selbst-, dies Seelengespräch angehöret, redet drein! sagt, wo seid ihr? wißt ihr, daß ihr seid, daß ihr war't, daß ihr sein werdet und sein so oder anders in Ewigkeit? Seid ihr es, die in uns wirken, wenn uns ein heiliger Schauer durchblitzt? Nicht vom Hautschauer, sondern von Seelenschauer rede ich. Wollt ihr etwa den Geist warnen, wenn ihr der Seele, des Geistes Busenfreunde, winket, da ihr an seinem Körper anpochet? — Nur herein, ihr guten Geister! herein! näher! Weg seid ihr. Diese Ebbe und Flut des Blutes, was will sie? Solch ein Seelenschauer, Todesvorschmack, wozu? Es ist wahr, er geht durchaus und durchall; allein ich (hoff' ich) werd's vollenden. Was ist der Tod? Selige Geister unserer Vorfahren! die ihr vor uns war't und mit eben der Neugierde, wie wir, auch nach Nachrichten aus der andern Welt sehntet, sagt uns, gebt uns ein Zeichen; was ist der Tod? Hebt euer Incognito. Bittet Gott um diese Erlaubniß! Wir haben nicht Mosen und die Propheten, die wir

hören können, wir wünschten, wenn einer von den Toden aufstünde. O du, mein eben entschlafener Freund! Wache auf, der du schläfst, stehe auf von den Toden, entdecke mir, wie dir war, wie dir ist? Womit du dich beschäftigest? Wie? frag' ich, nicht ob? ist meine Frage. Doch! auch diese Frage und alle meine heiligen Fragstücke sind wilde Reben der Wißbegierde, sind vorschnelle Sprößlinge meiner Einbildungskraft, welche die Vernunft, wo nicht gänzlich wegzuschneiden, so doch zu verkürzen verbunden ist. Freunde! laßt uns in die Hände Gottes fallen! Warum sorget ihr für euer künftiges Schicksal? Gott, euer himmlischer Vater, weiß, was ihr bedürfet! ob Leben oder Tod, ob Tag oder Nacht. Sorget nicht! Ist es nicht genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe? Es wird alles gut werden. Leben ist eure Sache. Sterben gleichfalls. Was drüber ist, bleibt über euch, Freunde! Was euch nicht angehet, davon laßt euren Fürwitz. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Das ist das Grundgesetz in Gottes Staat, und das andere wird euch von selbst zufallen. Laßt alles geh'n, wie Gott will! Laßt die vier Winde über eueren Staub sich in Anspruch nehmen, laßt die vier Gegenden drum streiten! Laßt den eichenen Sarg euer Fleisch an Dauer übertreffen! Was kümmern euch solche Kleinigkeiten? Wir, die wir nicht in die Sonne sehen können, wollen Gott sehen? wir, die wir den Mond nicht bespannen können, wollen Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit behügeln und begrenzen? wir, die wir die Fixsterne nicht zu zählen verstehen (Mensch, kannst du sie zählen?), wollen die Ewigkeit messen und eine Schlaguhr für sie meistern? —

Wer kennt den morgenden Tag, und doch will man einen Kalender über Ewigkeiten schreiben? Der Anfang und das Ende dieser Welt sind uns Geheimnisse; und wir glauben einen Maßstab für die Himmel der Himmel zu besitzen! Hat der Christ einen nähern Weg als wir? Gut für ihn! Unsere Bahn ist die Landstraße; diese Bahn ist plan und natürlich. Im Glauben kommen wir mit dem Christen überein, als wenn wir unter einem Mutterherzen gelegen hätten, nur sein Glaube hat ein anderes Feld, als der werte unsrige; wir wollen so leben, als könnten wir eine andere Welt sinnlich machen; so fingersinnlich, als daß zwei mal zwei vier ist! Als wären wir, wie die Christen, bis in den Himmel entzückt gewesen. Dann fragt euch selbst, Freunde! wenn euer Mund auch an der andern Welt zweifelt, um eure Kunst im Zweifeln zu zeigen; als ob's Kunst zu zweifeln wäre? Was sagt euch euer Herz? — Will

ich denn, daß ihr einen Riß von der Stadt Gottes, vom himmlischen Jerusalem entwerfen sollt? Es ist mir genug, wenn ihr nur alle menschmögliche Wahrscheinlichkeit für die andre Welt findet.

So gut leben, daß, wenn eine andre Welt schön wie Sonne aufgeht, unser Bürgerrecht in derselben gewisser wie Brief und Siegel ist, das heißt mit andern Worten: der andern Welt würdig sein! — Je besser der Acker, je mehr Unkraut! — Vorwitz ist unechtes Kind des menschlichen Verstandes, eine Anlage zur Vorschnelligkeit, eine Krankheit des Scharfsinns, ein helles Glöckchen in der Thorheitskappe; wir wollen uns entschließen, wie einer unsrer Vorfahren zu bekennen, daß wir nichts wissen, daß wir hie und da Wahrscheinlichkeiten haben; allein im Thun komm' uns niemand zuvor. — — —

Hippel.

6. Ueber den Anstand.

Schulrede, gehalten am 6. September 1826.

Wenn im wissenschaftlichen Leben nicht unser ganzes Wesen veredelt und verfeinert wird, so haben wir von keiner Wissenschaft Gewinn. Weichlichkeit und Härte, Unbeholfenheit und Dreistigkeit und alle Fehler, wozu eines Jeden Natur die größte Neigung offenbart, müssen im Aeußern, wie im Innern mehr und mehr verschwinden: unsre Sitten müssen die bildende Kraft der Wissenschaft beweisen. In dieser Beziehung, da es ohnedies des Lehrers tägliches Geschäft ist, der Jugend die Bildung ihres Innern zu empfehlen, habe ich mir vorgenommen, diesmal unsern abgehenden, wie unsern bleibenden Schülern jenen gleichsam als Mitgabe zu ihrem weitern und freiern Laufe, diesen zur Ermahnung, die Pflicht der äußern Bildung an's Herz zu legen.

Sobald wir entschlossen sind, in der Welt etwas zu wirken, übernehmen wir die Verpflichtung, unsre äußere Bildung nicht zu versäumen. Denn diese begreift alle Formen in sich, durch welche es möglich wird, daß unsere Gedanken, Worte und Werke bei andern ohne Beleidigung etwas gelten und ausrichten. Die allerwenigsten Menschen werden so hoch gestellt und mit solcher Gewalt des Willens, wie der Mittel, ausgerüstet, daß es scheinen könnte, als brauchten sie dasjenige nicht, was sie neben ihrem Ansehen auch mit einer guten Form umgeben kann. Denn auch bei dem Gewaltigsten ist es nur Schein, daß er unabhängig und alleinherrschend heißt: sein niederster Diener kann ihn vernachläßigen, ihm wehe thun, ihm schaden

und ihn dadurch belehren, daß der Gebietende um seiner selbst willen, was die Gewalt von der Furcht nicht erzwingt, durch empfehlende Formen von dem guten Willen erbitten muß. Wir anderen aber, die wir vornehmlich zu gehorchen berufen sind, müssen die äußere Bildung als eine um so notwendigere Sache zu erringen suchen. Denn jenes zwar bleibe unter allen Dingen uns am fernsten, daß wir auf knechtische Weise uns schmiegen, daß wir lobende Unwahrheit aussäen, um Ehre, Genuß oder Geld zu erndten. Ueberhaupt komme das uns nicht in den Sinn, daß wir die äußere Bildung als ein Pfund betrachten, das unsrer Person vor allem wuchern soll. Wir vielmehr, berufen in einen höhern Dienst, als den der Menschen, wir, ohne Unterschied des Standes befugt und geheißen durch alle unsre Kräfte und Leistungen für das göttliche Reich der Wahrheit und der Gerechtigkeit auf Erden zu wirken, sollen das, was nicht Sache unserer Eitelkeit, noch unser Vorteil ist, sollen alles Wahre, Gute, Schöne der Welt durch unsere Person empfehlen. Wer ein Amt hat, soll in solchen Sitten leben, daß andere um dieser seiner Sitten willen das Amt lieben und achten; der Bürger, Hausvater, Freund, Mitarbeiter soll die, welche ihm näher stehen, durch sein äußeres Wesen einladen, die Wahrheiten, Rechte und Gesetze, welche er bekennt, für gut und teuer zu halten.

Wenn es nun verwerflich ist, deswegen äußere Bildung zu suchen, damit man selbst gepriesen werde, so ist es dagegen rühmlich, sich mit dieser Bemühung in den Dienst der Wahrheit und des Rechts zu begeben. Jenes Streben ist voll von Ziererei, Dünkel und Uebertreibung, dieses von Bescheidenheit, Wahrheit und Würde. Und kein Jüngling glaube, daß er unterlassen dürfe, die gute Sache, welche er vertritt, durch gebildete Formen seines Benehmens zu empfehlen. Denn es ist keine Zeit des Lebens, in der wir uns nicht häufig, auch über das Wahre und Rechte, täuschen, so daß dem aufgeregten Sinne gerade eben das als das Wahre und Rechte erscheint, was man in diesem Augenblicke wünschenswert findet: da wir denn, wenn Bildung unser Wort und unser Auftreten begleitet; von dem erkannten Irrtum unbeschämt und mit freiem Bekenntnisse zurücktreten mögen, durch rohe und formlose Sitten aber in Versuchung geraten, zur Vermeidung der Beschämung einen noch größern Fehler zu begehen und gegen die bessere Ueberzeugung auf dem Unrechten und der Unwahrheit zu beharren.

Viele aber sind in einem weit schlimmern Irrtum, da

sie sogar aus Eitelkeit die edlere Ausbildung der Sitten verschmähen. Denn diese Leidenschaft hat unter allen die größte Mannigfaltigkeit der Gestalten. Geiz, Hochmut, Wollust kann nicht die Gestalt so wechseln, daß derselbe Mensch fromm, gottlos, dreist, bescheiden, gefühlvoll, ernst, gesittet, roh, leichtfertig und zuchtlos erscheint. Aber die Eitelkeit kann und thut dies je nach der Farbe derer, bei welchen sie gelten will: und wenn das Gewand der Tugend nicht Augen genug auf sie zieht, bedenkt sie sich nicht, alles Schlechte zur Schau zu tragen. Merkwürdig erscheint in diesem Stücke, was Burcke über Johann Jakob Rousseau schreibt: er habe Gelegenheit gehabt, den bewunderten Philosophen genau zu beobachten, und ihm sei kein Zweifel geblieben, daß das ganz einzige Princip seines Handelns und Denkens die Eitelkeit gewesen sei. Von dieser ungezähmten Eitelkeit gespornt habe derselbe ein tolles Bekenntniß seiner tollen Verirrungen öffentlich abgelegt und einer neuen Art von Ruhm nachgetrachtet, indem er heimliche und gemeine Laster, die mit hervorstechendem Talente oft gepaart gefunden werden, schamlos an's Licht gestellt habe. Wohlwollen für das ganze Geschlecht, fährt Burke fort, und Mangel an Gefühl für das einzelne Wesen, mit dem die Bekenner solchen Glaubens in Berührung kommen, bildet den Charakter der neuen Philosophie. Er schmilzt vor Zärtlichkeit allein für das, was in der entferntesten Berührung zu ihm steht, und dann, ohne eine Regung der Natur, schleudert er wie einen schmutzigen Auswurf die Früchte seiner häßlichen Liebschaften von sich und schickt seine Kinder in's Findelhaus. Der Bär liebt, leckt und formt seine Jungen; aber Bären sind ja keine Philosophen. Allein die Eitelkeit findet ihre Rechnung dabei, dem natürlichen Gefühle aufzukündigen. Tausende bewundern den empfindsamen Schriftsteller; der zärtliche Vater ist kaum in seinem Kirchspiele gekannt.

Dieselbe Eitelkeit legt oft das Gewand roher Sitten an und führt oft vom angenommenen Scheine der Derbheit zur wirklichen Roheit. Und dies ist eine Verirrung, in welche besonders die akademische Jugend leicht gerät. Nicht der Gaumen noch der Durst, sondern die Eitelkeit macht gewöhnlich in diesem Alter Schlemmer und Trunkenbolde; und ebenso ist es mit der Verachtung der äußern Bildung. Die Nichtachtung aller Verhältnisse und des in der Gesellschaft geltenden Anstands zu zeigen, meinen viele, stehe ihnen wohl an; das sei die Rolle, für welche die Natur sie bestimmt habe. Hienach bilden sie das, was andre von ihnen abschrecken kann, mit Vorliebe an

sich aus, um einen Schein der Furchtbarkeit eifrig bemüht. Wie kindisch das sei, sehen sie nur darum nicht, weil der Fehler ihnen selbst anklebt, der an andern ihnen leicht auffällt. Denn jenen Zweck, furchtbar zu scheinen, erreicht die Grobheit auf der einen Seite nur bei wenigen, d. h. bei denen, welche keinen Mut haben, auf der andern bei allzuvielen, da ihr Ruf auch denjenigen abstößt, dem man eher gefallen möchte. Und außerdem geht es der bäurischen Derbheit wie den Verschwendern; denn wie diese das Band des Zutrauens, so reißt der grobe Mensch das Band der freundlichen Annäherung ab.

Es ist aber etwas Großes und Schönes um die Wissenschaft des Schicklichen; sie ist wert, in unserm ganzen Leben aufgesucht zu werden, da sie mit allem Besten, wonach wir streben sollen, durch unauflösbare Bande verknüpft ist. Einer unsrer ersten Schriftsteller, Wieland, der Zögling griechischer Musen, rühmte sich im reifen Mannesalter, nachdem er längst durch seine Werke einen großen Namen gewonnen hatte, nicht dieser seiner Werke, noch des Reichtums seiner Kenntnisse, noch der Bewunderung, die er allenthalben genoß, sondern dessen, „daß kein Mensch in der Welt besser, als er, empfinden und wissen soll, was sich zieme.“ Den besten Mustern alter und neuer Zeit müssen wir auch in diesem Stücke nacheifern, und in jedem Abschnitte des Lebens der Kenntniß des Anständigen eine vorzügliche Sorge widmen, indem wir den Kern aller Bildung, das Maßhalten in allen Dingen, im Verkehre mit der Weisheit alter und neuer Zeit zu gewinnen suchen. Und die Natur selbst weist den Weg, wenn wir nur auf sie achten wollen, und giebt uns, wie bei allen Gütern, die Grundlage der rechten Bildung. Diese ist beim Jüngling die Schüchternheit, beim Manne die Freimütigkeit, beim Greise die Duldsamkeit. So will die Natur, daß wir beschaffen seien, wenn die Kenntniß des Schicklichen an uns fruchten, zur Bildung an uns werden soll. Darum glaube der Jüngling, welcher sich durch seine Schüchternheit unter Menschen beengt fühlt, daß dies sein richtiger und natürlicher Zustand und darum auch ihm anständig ist, und daß sein Betragen, wenn es Schüchternheit zeigt, den größern und unentbehrlichen Teil der Bildung besitzt. Wenn dann Herz und Sinne gesund sind, wird die Bildung des Jünglings, an welcher vornehmlich die Schüchternheit hervortrat, im natürlichen Gange zur Bildung des Mannes, zur Freiheit und Sicherheit des Betragens werden. Die Früchte des Sommers kommen manchmal nicht zur Reife; dennoch erwartet man mit Recht jedes Jahr ihre Zeitigung. Ebenso

wird oft ein schüchterner Jüngling nicht zum freimütigen Manne; dennoch kann er nicht freimütig werden, ohne schüchtern gewesen zu sein; sondern frühere Freiheit des Benehmens wird nur Anmaßung, Trotz und Schamlosigkeit. Gleichermaßen wird nur aus dem freimütigen Manne ein duldsamer Greis, wie aus dem anmaßenden ein engherziger und unerträglicher, aus dem furchtsamen Manne ein kleinmütiger und verzagender.

Müssen wir nun, um die rechte Bildung zu erwerben, dem natürlichen Zustande unseres Alters getreu bleiben, so müssen wir zu demselben Zwecke auf der andern Seite unsere ganze Natur zur Bildung hergeben. Dies unterlassen und fliehen diejenigen, welche allein nach gutem Scheine begierig die Bildung wie ein Gewand umhängen wollen; welchen die Bildung nicht ein inneres Bedürfniß, nicht ein Wunsch für sich selbst ist. Die Wahrheit unsrer Neigungen aber, die Liebe zu den Sitten, die man äußerlich zeigt, ist nicht nur eine heilige Pflicht, sondern auch Sache der Klugheit. Ohne Wahrheit giebt es keine Mäßigung, ohne Mäßigung kein Zähmen der Leidenschaft, ohne dieses keine Bildung. Ein Scheinmensch verfehlt immer die edle Mitte, wie Octavianus in der Aufrechthaltung öffentlicher Sittlichkeit, die er selbst heuchelte und gröblich verletzte, und im Bestrafen seiner eigenen Tochter und seiner Enkelin alles Maß verlor. So will es wiederum die Natur, daß es der Lüge niemals glücke, als reine Wahrheit zu erscheinen. Denn immerfort eine Rolle zu spielen, ist das Lästigste: die Natur dringt endlich mit Ungestüm hervor und zeigt sich nackt, sei es beim lüsternen Genusse oder in der Aufregung des Zornes, oder wenn ein Besitztum oder eine Ehre die Leidenschaft stärker lockt, oder auch, wenn der Mensch sich nur wohl fühlt und gleichsam sein Hauskleid angelegt hat. So lesen wir von einem Monarchen des verflossenen Jahrhunderts, an dessen Hofe ganz Europa die Gesetze und Orakel seiner Sitten holte, daß er, persönlich wegen der Zierlichkeit seiner Gebärden und seines ganzen Wesens berühmt, sich in gemeinen Namen, die er seinen Töchtern gab, gefallen, die eine das dicke Schwein, die andere die Kreuzspinne genannt habe. Das ist keine Bildung, welche, wo sie sich gehen läßt, gemein wird; welche von der Rolle des Tages in demjenigen ausruht, worüber sie vor aller Welt sich schämen würde. Und so wie kein mechanisches Mittel zur Wahrung vor Gefahren, etwa vor der des Feuers unsere Aufmerksamkeit und Vorsicht entbehrlich machen oder ersetzen kann: so giebt es keine gelernte Kunst des Benehmens, keine Zierrat der Bildung, welche von außen angelegt uns abhielte, die wider-

sprechende Häßlichkeit des Innern zu offenbaren. Und das sei für uns selbst die Probe, ob die Bildung an uns gedeiht, daß wir uns aufmerksam beobachten, ob die edle Sitte, die wir äußerlich bekennen, unserm Innern ein teueres Gesetz geworden sei, und ob wir bei Uebertretungen derselben mehr die Beschämung vor der Welt, oder die vor uns selbst empfinden, und ob wir Wünsche in uns finden, von der bindenden Kraft jener Sitte dann und wann entledigt zu sein. Gleichwie nun aus dem edlen Stoffe, aus der Fülle erhabener Gedanken und Gefühle, welche ein Plato zum Geschäfte des Schriftstellers mitbrachte, jener herrliche Stil voll Ebenmaß, Kraft, Wahrheit, und Rundung sich entwickelte, den alle Zeiten an ihm bewundert haben: so wird aus der Tiefe eines jeden Gemüts, das an sich bildet und bilden läßt, durch Beobachtung derer, welche schicklich, und derer, welche unschicklich handeln und sprechen, ohne ängstliche Bemühung um das Einzelne sich von selbst nach außen die Form erzeugen, in welcher die Welt, oder doch die verständigeren Menschen den unschätzbaren Besitz des Schicklichen und Anständigen erkennen und achten werden. K. Roth.

7. Briefe.

1. Luise, Königin von Preußen, an ihren Vater.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Tränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht, glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will; Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne

seinem Charakter untreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache. — Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Böse und alles Gute kommt, und mein fester Glaube ist es, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, so wie alle, die mir angehören.

Den 24. Juni.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machen. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzuteilen. Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand von vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es so wie ich, doch Wünsche sind nur Wünsche. Also alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! Mein Glaube soll nicht wanken, doch hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe der Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn

Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel herabgestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, o, kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf einige Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.

Luise.

2. Körner an seinen Vater.

Wien, am 10. März 1813.

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Uebermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde wichtigeres und bedeutenderes leisten können, ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen

schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wol aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus, um dem Wogensturme die mutige Brust entgegenzudrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich H. als Courier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß, vermutlich giebt mir der Fürst Urlaub, wo nicht, es giebt in der Kunst keine Anciennité, und komm' ich wieder nach Wien, so hab' ich doch das sichere Versprechen des Grafen Palfy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wol, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor.

3. Friedrich Wilhelms III. Testament.

Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungsgeschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist Du mehr als mancher andere Tronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen, — wenigstens darnach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deinen Unterthanen sein wirst.

Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpraktischen Theorieen, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind, hüte Dich aber zugleich von einer fast eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte; denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen geraten.

Die Armee ist jetzt in einem selten guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen, wie im Kriege, so auch im Frieden, erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist.

Versäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, so viel in Deinen Kräften, zu befördern; vor allem aber mögen Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

Meine innig geliebten Kinder berechtigen Mich alle zu der Erwartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen; denn nur dieser bringt Segen, und noch in Meinen letzten Stunden soll dieser Gedanke Mir Trost gewähren.

Gott behüte und beschütze das teure Vaterland!

Gott behüte und beschütze unser Haus, jetzt und immerdar!

Er segne Dich, mein lieber Sohn, und Deine Regierung und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu und gebe Dir gewissenhafte, treue Räte und Diener und gehorsame Unterthanen. Amen!

Berlin, den 1. Dezember 1827.

Friedrich Wilhelm.

4. Gellert an einen jüngern Freund.

(Beim Schlusse des Jahres.)

Ehe das alte Jahr vergeht, muß ich notwendig noch einmal mit Ihnen reden. Ich stelle mir vor, als ob ich bei Ihnen in *_* auf Ihrer Stube säße und nur eine halbe Stunde Zeit hätte, mit Ihnen zu sprechen. Da würde ich in der Geschwindigkeit hundert kleine Fragen an Sie thun, ohne zu warten, bis Sie die ersten beantwortet hätten, schon die andern beantwortet wissen wollen und die Antworten aus Ihren Mienen, aus jedem Ton der Stimme mir ergänzen. Nun, würde ich hastig sagen, wie haben Sie dieses Jahr zugebracht? War es besser, schlimmer, als das vorige? Haben Sie mehr gesunde als kranke Tage gehabt? -- „Mehr gesunde“ — vortrefflich! Mehr heitere als trübe Stunden? — „Ich glaube, mehr heitere“ — Gott sei gedankt! Zählen Sie, welches sind Ihre freudigen Begebenheiten gewesen? Sie sinnen nach, und ich lese indessen in Ihrem Gesichte ihrer viele, und ich hoffe, ich betrüge mich nicht. Aber Ihre traurigen Zufälle? Ja, wie sollten Ihnen keine begegnet sein? Aber sie sind vorbei, und die Art, mit der Sie solche ertragen haben oder doch haben ertragen wollen, giebt diesen Unfällen noch eine heitere Aussicht. So erinnert sich der Soldat, wenn er die Gegend des Treffens wieder erblickt, der überstandenen Gefahren und freut sich, nach einem kleinen Schauer, seines Mutes, seiner beobachteten Pflicht und sieht mit einem dankenden Blicke gen Himmel, preist Gott für die Errettung und belebt dadurch sein Vertrauen auf das Künftige. Immer zählen Sie die beschwerlichen Fälle, die traurigen Stunden durch. Das Produkt wird, wenn auch nicht allemal Freude, dennoch Standhaftigkeit, Geduld, Vertrauen, und aus ihnen entsteht doch zuletzt Ruhe und Zufriedenheit. — „Das sagen Sie mir sehr dreist,“ werden Sie denken; „aber sind Sie denn auch immer heiter und stark genug, diese Rechnung anzustellen? Und wenn man nun sieht, daß man die Last des Lebens nicht so getragen hat, wie man sollte?“ — Wenn ich das sehe, so verweise ich mir's, so demütige ich mich im Herzen vor der Vorsehung, unter deren Regierung Glück und Unglück steht, bereue meine Schwachheit, hoffe und stärke mich durch einen Blick in jene Welt, der ich in dieser entgegengehe. Der Gedanke: „es sind noch wenige Schritte, die ich zu thun habe; sie sind beschwerlich, aber mit jedem komme ich der Ruhe näher,“ dieser Gedanke hat, wenn gleich nicht stets, doch oft einen

mächtigen Einfluß auf mein Herz. Aber was sehe ich in Ihrem klaren Auge, liebster Freund? Eine Unzufriedenheit über sich selbst. Sie haben in diesem Jahre nicht so viel gutes gethan, als Sie gethan zu haben wünschen, und als man thun soll? Ich und tausend andere auch nicht. Und diese, die dies fühlen und beklagen, sind doch glücklicher als die, die es gar nicht wissen oder nicht wissen wollen. So lange wir Menschen sind, so lange werden wir Ursachen, über uns zu klagen, und Ursachen, uns zu bessern, aber doch deswegen immer Ursache, an unserer Aufrichtigkeit und Begierde zur Tugend zu zweifeln, haben. In den Spiegel schauen, seine Fehler bemerken und keine Lust haben, sie zu bessern, das ist ein böses Kennzeichen. Aber oft in den Spiegel schauen, seine Flecken mit Widerwillen wahrnehmen, sie, obgleich mit langsamer und widerstehender Hand, zu entfernen suchen, ist ein Kennzeichen, daß wir durch die Länge der Zeit, durch wiederholte Bemühungen zu einer gewissen Reinigkeit und Schönheit gelangen werden. So würde ich ungefähr mit Ihnen reden, wenn ich jetzt bei Ihnen wäre. Und das Ende meines Gesprächs, würde das nicht ein freundschaftlicher Wunsch zum neuen Jahre sein? Diesen statte ich Ihnen hiermit aufrichtig ab. Wie wohl wird es Ihnen gehen, wenn er erfüllt wird! Gesundheit und Zufriedenheit wird Ihnen das Leben versüßen und Sie in den Stand setzen, andere ruhig und glücklich zu machen. Gott gebe Ihnen und mir, was wir nach seinem Willen wünschen!

Ch. F. Gellert.

9. Reise zu Fuß!

Viele griechische Weisen konnten sagen, wie Göthe gesagt hat: „Was ich nicht erlernt habe, das habe ich erwandert," und die griechischen Gymnasien bildeten wie die Kraft, Gewandtheit und Ausdauer des Körpers überhaupt so auch die Marschfertigkeit in hohem Grade aus. Die gewöhnliche Weite eines Tagemarsches betrug bei den griechischen Heeren drei bis vier deutsche Meilen; doch kommt in besondern Fällen eine Steigerung bis zu sechs, ja bis zu zehn Meilen vor. Nach der Schlacht bei Salamis lief der Platäer Euchidas, um von Apollons Altar reines Feuer zu holen, den Weg von Platää nach Delphi und zurück, also tausend Stadien oder fünfundzwanzig Meilen, an einem Tage; er wurde freilich ein Opfer dieser patriotischen Anstrengung. Bei so großen Anstrengungen, wie sie die griechische Gymnastik dem Körper zumutete, erschien dagegen das Spazierengehen als ein erschlaffendes Sichgehen-

lassen, und Aelian erzählt: „Als die Ephoren zu Lacedämon erfuhren, daß ihre Truppen, die in Decelia als Besatzung lagen, Abendspaziergänge zu machen pflegten, entboten sie ihnen: Gehet nicht spazieren! Denn ihre Ansicht war, es sei dies ein Vergnügen, nicht aber eine körperliche Anstrengung, und die Lacedämonier sollten nicht durch Spaziergänge, sondern durch Leibesübungen für ihre Gesundheit sorgen.“

Eine Fußreise unterscheidet sich von einem Spaziergange hauptsächlich durch die Verschiedenheit des erstrebten Ziels und demnächst durch ihre längere Dauer, woraus die übrigen Unterschiede von selbst folgen. Der Spaziergänger sucht in bekannter, gewohnter Umgebung, die zugleich den Geist angenehm berührt, ohne ihn aufzuregen, in wenig anstrengender Bewegung lediglich Erholung von geistiger Anstrengung oder auch von einseitiger körperlicher Thätigkeit. Der Reisende hingegen verfolgt ein bestimmtes Ziel, welches jenseits der gewohnten Umgebung liegt und zugleich im stande ist, die größere Anstrengung und die längere oder kürzere Verzichtleistung auf die gewohnte Lebensordnung zu belohnen, ohne welche es nicht erreicht werden kann. Ein Gang nach einer mehrere Stunden entfernten Höhe, einem Strom, einer Burg oder einem anziehenden Punkte anderer Art, wenn Hin- und Herweg einen vollen Tag in Anspruch nehmen, kann schon als eine kleine Fußreise betrachtet werden. Noch besser, wenn die Entfernung so groß ist, daß an einem oder mehreren fremden Orten übernachtet werden muß.

Es wäre zu beklagen, wenn Dampfschiffe und Dampfwagen diesen namentlich für Knaben und Jünglinge, besonders wenn sich dieselben zu einer kleinen Reisegesellschaft zusammenscharen, so genußreichen, so wohlthätigen Wanderungen Eintrag thun sollten. Welches Vergnügen gewährt schon die Zurüstung zur Wanderfahrt! Mit welcher Spannung wird der Reiseplan entworfen, eines jeden Tages Aufgabe und Ziel festgesetzt! Welche Lust, am Abend vor dem Aufbruch das Ränzel und den Beutel mit der leichten Last zu füllen, welche Wonne, am frischen Morgen in der muntern Schar unter heiterem Liederklang mutig und erwartungsvoll wie ein Abenteurer mit auszurücken, einer friedlichen, niemand beeinträchtigenden, sicheren Eroberung entgegen! Da thut schon nach ein paar Stunden eine neue Welt sich auf, wo alles die Aufmerksamkeit wunderbar anregt, zumal da, was viele Augen entdeckt haben, doch einem jeden Einzelnen zu gute kommt. Wie schließen sich alle Reisegenossen im Gefühle gleichen Genusses und gleicher Anstrengung bald innig und immer inniger an einander! Aus Reisebrüdern

werden Herzensfreunde, welche lebenslang zusammenhalten. Wie werden in dem jugendfrischen Kreise alle Unannehmlichkeiten und Beschwerden mit Mut, ja mit fröhlichem Uebermut ertragen, wie bald begreift ein jeder, daß doppelt leide, wer bei Regenwetter und schlechter Kost noch sauer sieht! Wie werden andrerseits die Freuden, welche die schöne Natur oder irgend ein heitres Erlebniß bereitet, durch die Kameradschaft gewürzt, wie sprudeln alle, auch die sonst schüchternen, stilleren, in sich gekehrten Naturen von munterem Zuruf und Gespräch, von neckendem Scherz und jauchzender Lust!

Freilich nicht die einförmigen Ebenen, wo man alles so lange voraussieht, wo keine Ueberraschung, keine Neuheit der Gegenstände das Gefühl der Ermüdung zerstreut und der Verdruß, nur langsam aus der Stelle zu kommen, leicht die Oberhand gewinnt, sondern nur anmutige Landschaften, besonders die hohen Gebirgsgegenden, können den Genuß des Wanderns in seiner ganzen Fülle verschaffen. Wer begrübe im Gebirge nicht alsbald mit dem Dichter den selbst schon zum „treuen Gefährten“ gewonnenen Trübsinn? Die Beschwerden sind zwar anfänglich für den Weichlichen und Ungeübten nicht gering; der steinige Boden verletzt seine Füße, das Hinanklimmen erschöpft seinen Atem, ihm schwindelt auf dem schmalen Pfade über unermeßlichen Abgründen. Allein bald wird man für das Vergnügen empfänglich, etwas bloß mit eigenen Kräften errungen zu haben; man nimmt einen ganz andern Maßstab der Entfernungen und Schwierigkeiten an als für die gewohnten Spaziergänge, man unterzieht sich gleichmütig tagelang dem Ungemach einer Witterung, welcher man bei der zum Sitzen nötigenden Lebensart der Städte auch nur auf eine Stunde sich auszusetzen vermeidet. Ueber alles geht das Gefühl der Rückkehr in die unmittelbare Pflege der Natur. Wie die reine Bergluft stärke und belebe, hat man oft gepriesen; überall ist ein erquickender Trunk bereitet in den unzähligen Quelladern, welche den Alpen entrieseln, wenn man anders die heilsamen Gewässer von den schädlichen aus geschmolzenem Schnee zusammengelaufenen gehörig zu unterscheiden weiß; Kühlung weht um die Wasserfälle, aus den Schluchten und von den beschneiten Firnen herab; würzige Erdbeeren reifen am Wege, und in den Sennhütten findet man Ueberfluß an süßem Rahm.

Mit solchem Genuß erringt sich der Fußreisende aber zugleich auch einen unschätzbaren Segen für Leib und Seele. Vor allen Dingen erweisen sich die Wanderungen für körperliche Kräftigung und Uebung ersprießlich. Gerade darin liegt

für unser sitzendes und lesendes und schreibendes Zeitalter der Hauptwert dieser Reisen. Sie helfen die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wiederherstellen, indem sie der einseitigen Sorge für die geistige Entwicklung das Streben nach einer gesunden, kräftigen Leibesbeschaffenheit als nicht minder berechtigt zuordnen und der Ueberfeinerung in der wiedergewonnenen Männlichkeit das notwendige Gegengewicht geben.

Wenn die Turnkunst vorzugsweise die gleichmäßige Stärkung und Uebung des Muskelsystems erzielt, während beim Gehen die oberen Teile des Körpers und deren Muskulatur nicht in demselben Grade wie die Beine in Thätigkeit versetzt werden: so hat dagegen das Wandern den Vorzug, daß es zugleich den Körperwuchs fördert, gegen die Einflüsse der Witterung und der Nahrung in höherem Grade abhärtet und zur Schärfung und Uebung der Sinne die vielseitigste Gelegenheit darbietet. Nicht nur die Fernsicht wird geschärft, zu deren Uebung sich sonst nur wenig Gelegenheit findet, sondern auch die Aufmerksamkeit des Stadtbewohners auf die Erscheinungen der ländlichen Natur und des ländlichen Lebens hingezogen und ihm dadurch ein weites Gebiet zur Weide und Beschäftigung der Sinne eröffnet. Das Auge lernt die Getreidearten, die Feld- und Waldbäume, überhaupt Tiere, Pflanzen und Gesteine aus der Nähe und Ferne unterscheiden, und dem Ohre erschallt bei ausdauernder Beobachtung keine Vogelstimme mehr, die nicht ihre richtige Deutung erführe.

Mit der Kräftigung und Uebung des Körpers steht die Stärkung des Willens in dem unmittelbarsten Zusammenhange. Auch von dem Fußwanderer gelten die Worte des schillerschen Reiterliedes: „Da tritt kein andrer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein.“ Nichts dient so sehr zur Erregung eines kräftigen, gesunden Selbstgefühls als das Bewußtsein, durch tüchtige Anstrengung die Länge und die Beschwerden des Weges überwunden und ein lohnendes Ziel erreicht zu haben, das Bewußtsein, unabhängig von Locomotiven und Kutschern, Eseltreibern und Packträgern, auf eigenen Füßen gehen und stehen zu können. Dem durch Fußreisen geübten rüstigen Knaben und Jünglinge werden Wind und Wetter allmählich zu eingebildeten Uebeln, ja zu willkommenen Herausforderungen, mit der Kraft des Körpers und des Willens den Kampf gegen sie zu versuchen.

Ferner sind Fußreisen ein vortreffliches Mittel zur Bereicherung und namentich zur Belebung des Wissens. Wie gewinnen da der Wirklichkeit gegenüber die Lehren der Natur-

wissenschaft, der Erdkunde und Geschichte erst rechtes Leben! Aus Phantasiebildern werden feste, kräftige Gestalten. Pflanzen, Mineralien- und Insektensammlungen erhöhen den Reiz und den Nutzen der Reise; nicht nur erhalten die geographischen Grundbegriffe von Berg, Thal und Ebene, Gebirgszug, Bergrücken und Wasserscheide, Quelle, Bach und Fluß u. dgl. erst ihren vollen Inhalt, sondern auch die Verhältnisse, welche den Gegenstand der politischen Geographie bilden, die verschiedene Dichtigkeit der Bevölkerung, der Unterschied der städtischen und ländlichen Beschäftigungen, die Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit und der Bodenkultur werden klar. Der Besuch gewerblicher und künstlerischer Werkhäuser und Anlagen erweitert den Blick und die Einsicht in das Gebiet menschlicher Betriebsamkeit; ganz besonders aber geben die Denkmale der Vorzeit zu geschichtlicher Belehrung einen trefflichen Anlaß. So bleiben die Worte des alten Turnerliedes: „Und uns allen wohlbekannt wird das deutsche Vaterland“ nicht mehr bloße Worte; daß ihm das deutsche Vaterland bekannt und lieb wird, ist der schönste und wertvollste Gewinn des rüstigen Wanderers.

Dies führt uns auf den letzten Punkt, auf den Einfluß, welchen Fußreisen auf die Bildung des Gemütes üben. Vor allem kommt nur der Fußreisende der Natur und ihren Schönheiten recht nahe; nur er kann sich ihr völlig ungestört hingeben. Aber auch den Menschen kommt er näher. Er kann sie ruhig beobachten in ihrer Arbeit, in ihrer Not und in ihrem Genuß, und zu dem eingehenden Gespräche mit den Begegnenden, welches das Gesehene erläutert und deutet, findet nur er Gelegenheit. Und wie die glückliche, heitere Reisegesellschaft für die bittende Armut Herz und Hand offen haben wird, so bietet sich auch reichlicher Anlaß die Gefühle der auf der Reise angeknüpften oder befestigten Freundschaft in wechselseitiger Aushülfe und in der Unterstützung schwächerer Kameraden zu bewähren. Das freudig bewegte Gemüt aber findet seinen Ausdruck im Gesange; ein frisches Lied läßt augenblickliche Beschwerden vergessen, und unwillkürlich folgen die ermüdeten Füße seinem munteren Takte.

Gar manche deutsche Männer, welche den Ruf rüstiger Fußwanderer erworben haben, mahnen durch ihr Beispiel zur Nachahmung: vor allen Göthe, der in seinen jungen Jahren vom Wandern ein so großer Freund war, daß er sich selbst den Namen Wanderer beilegte, und dessen schönste Lieder die auf den frischen Wanderfahrten empfangenen Natureindrücke wiederspiegeln; ferner Arndt, welcher in trüber Zeit einen

großen Teil Europa's mit dem Stabe in der Hand durchzog; Schleiermacher, welcher mit sokratischer Herrschaft über sich selbst einen oft kränklichen Körper zu den Anstrengungen der Fußreise zu zwingen, an ihre Beschwerden zu gewöhnen und so seinem Geiste den erfrischenden Einfluß dieser naturgemäßesten Bewegung zu verschaffen wußte; endlich Seume, der rüstige „Spaziergänger nach Syrakus", welcher die Vorzüge des Wanderns vor dem Fahren etwa mit folgenden Worten kurz bezeichnet hat: „Wer geht, sieht von der Welt und vom Menschenleben mehr, als wer fährt. Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft. Der Fahrende kann niemand mehr fest und rein in's Angesicht sehen, wie man soll. Der Gang ist das Ehrenvollste für den selbständigen Mann, und alles würde besser gehen, wenn man mehr gienge." Baur.

10. Nützliche Lehren.

1. Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet. Das muß zweimal wahr sein. Für's Erste kann gar wol der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als antworten, wie Fordern oft leichter ist als Geben, Rufen leichter als Kommen. Für's Andere könnte manchmal der Weise wol eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den vernünftigen am Schweigen. Keine Antwort ist auch eine Antwort. Von dem Doctor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wol Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann: „In einem Birkenwald hat der liebe Gott gesessen und zur Bestrafung für solche Leute, die unütze Fragen thun, Ruthen geschnitten."

2. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt, z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir guten Morgen, wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet, gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: Wohl bekomm's! Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in acht, junges Kind oder altes Kind, und kehre lieber wieder um! Wenn du am schönen Maitag im Blütenduft und Lerchengesang spazieren gehst und es dir wohl ist, sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten! Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf

einmal wunderlich im Herzen und naß in den Augen, und du denkst: ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei, und es schaudert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformiert bist, und sagt: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

3. Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun wie sie. Merke: nein! Sondern erstlich: du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen; zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: ich bin ein Mensch und kein Wolf, ich kann nicht so schön heulen wie ihr; drittens, wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen. Hebel.

7. Kleider machen Leute.

(Satire.)

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen und den Philosophen am meisten unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Teil der Menschen vergeblich bemüht. Thoren sind es, welche sich und Anderen weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, die Tugend uns glückselig und zu wahrhaft großen und berühmten Leuten machen. Wie unverantwortlich und grausam sind unsere Sittenlehrer zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider — glückselige Erfindung! — nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Anzuge, und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu sein verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten

wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu leisten, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seiner altväterischen einförmigen Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich sein, wenn ihm nicht der Thürsteher den ersten Schritt in's Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen und die billigsten gar nicht bemerken. Er verlangt Ihro Excellenz aufzuwarten; man antwortet ihm nicht. Er verlangt Ihro Excellenz unterthänigst aufzuwarten; ein Lakei weiset ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine. Er steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Ihro Excellenz seine ganz unterthänige Aufwartung machen dürfe. „Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!“ — Aber wäre es nicht möglich? — „Kurz, nein! Ihro Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten! Der Herr kann morgen wieder kommen!“ — Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Menschen durch seinen guten Rat glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Witwen und Waisen schlützt, niemand um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verhältnisse nieder. Er schleicht beschämt zur Thür, um sich der Verachtung der Vorzimmer zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügelthüren mit einer ehrfurchtsvollen Geschäftigkeit auf, alle Bedienten kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demütige Stellung, der Kammerdiener fliegt in's Zimmer seines Herrn, es wird Lärm darin, man wirft die Karten hin, Ihro Excellenz eilen entgegen und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisiert ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen; nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in acht ge-

nommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, soviel es ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat nicht das Geringste gelernt, womit er dem Vaterlande oder sich selbst dienen könnte, und womit er jemandem dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er pfeift, er lacht, er spielt gern und unglücklich, und Ihro Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruches. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem erfurchtsvollen Gedränge entronnen ist und die Treppe hinunter kommen kann. Es geschieht ihm recht! Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sei. Sie ist es nicht; aber man muß ihr durch eine äußerliche Pracht die Augen öffnen und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Wert unserer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, wie meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und teure Männer durch den Stich einer Nadel aus nichts hervorspringen, so wie das erste Roß am Ufer mutig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den Sand stach. Ich stehe dann bei dem Meister, halte den Hut unterm Arme und bleibe länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewöhnt, daß er mich nicht weiter um die Ursache befragt. Er kennt die Hochachtung, welche ich gegen die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren; und weil uns der Körper, der in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgiltig und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsere Pflicht, auch als-

dann eine demütige Miene anzunehmen, wenn wir die Kleider ohne ihren zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunlichen Wirkungen des Schneiders in seiner Werkstatt zusehe, so kleinmütig werde ich im Namen des größten Teils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich vor einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfes sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es ist wol eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide eines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen steckt, überleben. Man hat mir einen reich gestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingenswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen, endlich aber doch vor Unbescheidenheit seiner Gläubiger in die Trödelbude hat flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe bewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist. Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprichwort ausgeführt und bekannt gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuten erfahren, daß man diese meine Erfahrung nicht in acht nähme, und, wie es bei den Meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen, so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demütigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihre Weste meiner unterthänigsten Verehrung zu versichern; ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Beschützung; das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags; der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre!

G. W. Rabener.

12. Theorie und Genie.

(Ein Gespräch.)

Nein! sagte der große Tonkünstler Graun zu dem noch größeren Mathematiker Euler: die bloße Kenntniß der Regeln der Harmonie macht's nicht aus; mit ihr allein ist man kein Meister. Müßten sonst nicht Sie, der Sie jene Regeln so gründlich inne haben, einer unserer größten Tonsetzer sein? — Und wie, wenn ich's wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunst nicht geübt; ich muß es versuchen. — Sie gaben sich das Wort, beide auf einen bestimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer, nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd, sangbar, voller Geist und Gefühl; man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach den Regeln untadelhaft, aber unsangbar, steif, ohne die mindeste Anmut; man war froh, als er die letzte Note anschlug.

Nun? fieng der Tonkünstler mit einem kleinen bescheidenen Triumphe an: so wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, so bin ich doch kühn genug, daß ich Sie selbst zum Richter nehme, Sie, der Sie das Gute wenigstens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, sagte der Mathematiker, indem er seine Noten zerriß, mit der Kenntniß der Harmonie ist's nicht gethan; aber — freuen muß ich mich, daß mir meine List so geglückt ist. Ich bin Freund von Musikalien, die niemand als ich allein besitzt; abgeschmeichelt hätte ich Ihnen dieses neue reizende Stückchen schwerlich, so habe ich's Ihnen abstreiten wollen. — Der Tonkünstler lachte und schenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei einem kleinen freundschaftlichen Wettstreit waren durch Zufall ein paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von Graun, der andere ein Schüler von Euler, zugegen. Sie sehen, sagte der junge Tonkünstler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortgieng, wie unnütz für unsere Kunst Ihre mathematische Theorie ist.

Unnütz? fragte der Mathematiker. Das sehe ich nicht.

Unnütz in jeder Absicht, mein Herr. Denn, für's erste hat sie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird und kann keines hervorbringen.

So wird sie's doch führen, erleuchten.

Auch das nicht. —

Hat denn Ihr Meister nicht Theorie?

Allerdings! Trotz dem Besten! — Aber ich behaupte, er würde nichts schlechter sein, wenn er auch keine hätte. Mit diesem feinen, zärtlichen, richtigen Sinn, womit er geboren ist, dieser Kenntniß der besten Werke vor ihm, dieser vieljährigen Uebung würd' er alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können.

Die leichteren, einfacheren Werke vielleicht. Aber auch die schwereren, vollstimmigeren Werke?

Alle, alle. — So wie man in der Tonkunst ohne Gehör, Uebung, Kenntniß der Muster nichts vermag, so vermag man mit diesen Erfordernissen alles. Ja, Gehör allein, mit einer warmen, innigen Empfindung verbunden, muß schon genug sein. Wie wäre sonst der erste vortreffliche Tonkünstler entstanden?

Vortrefflich, mein Herr, ist ein Verhältnißbegriff. Für seine Zeiten vielleicht war jener erste Tonkünstler vortrefflich; für unsere Zeiten wird mehr erfordert. Jetzt bedarf das Genie der zwiefachen Bildung, die ihm Muster und die ihm Unterricht geben.

Bedarf ihrer? Dann ist es nicht mehr Genie.

Warum nicht?

Das Genie, mein Herr, ist eine lebendige Flamme, die ihr Licht, wie ihre Hitze, in sich selbst hat; eine schöpferische Kraft, deren Werke — —

Ja, ja! sagte der Mathematiker, der diesen schneidenden, absprechenden Ton eben nicht liebte; das Genie, wie ich wol sehe, ist eine Ausnahme von den Regeln der Natur, ist ein Wunder. — Kann ich's Ihnen doch zugeben, daß nicht allein das Genie, daß überhaupt jeder Tonsetzer unser entbehren könne! Darum hat noch immer unsere Theorie ihren Wert.

Für wen, — wenn sie für uns keinen hat?

Für uns selbst.

Sonderbar! Die Theorie einer Kunst soll für die Kunst selbst entbehrlich und soll dennoch schätzbar sein?

So gut, wie die Sternkunde es ist. Obgleich die Gestirne selbst, zur Erfüllung ihres harmonischen Laufs, ihrer ewig entraten könnten.

O, die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne sie könnte weder Schifffahrt, noch Zeitberechnung — —

Was Schiffahrt und Zeitberechnung! Lassen sie weder Schiffe noch Almanache, noch Uhren, noch irgend etwas, wozu Sternkunde nötig ist, in der Welt sein; sie bleibt dennoch, was sie ist, eine der ersten, der vortrefflichsten Wissenschaften.

Wie? ohne zu nützen?

Was verstehen sie unter Nützen? — Oder, um kürzer davon zu kommen; wozu glauben Sie, daß die Musik nützt?

Himmel! wozu sie nützt? Die Musik? — Ist sie nicht von allen angenehmen Beschäftigungen, die von Menschen erfunden werden, die edelste, feinste?

So denkt von seiner Kunst jeder Künstler.

Aber nur Einer mit Recht.

Das fragt sich. — Doch genug, daß Ihnen angenehm und nützlich nicht sehr weit aus einander scheinen, und in der That sind sie's auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunst nun ist darum schätzbar, weil sie auf eine angenehme Art Ihre sinnlichen Empfindungskräfte beschäftigt. Nicht wahr?

Allerdings! Und zwar die höheren, feineren, edleren Empfindungskräfte.

Wol! Mir ist wieder die meinige, nach allen ihren verschiedenen Teilen, schätzbar, weil sie meine Vernunft und also eine Kraft meiner Seele beschäftigt, die doch, hoff' ich, auch zu den höheren gehört, und die wol so viel als jede andere wert ist. — Wollen Sie statt Beschäftigen etwas anderes sagen, das natürlicher Weise daraus entspringt: Bilden, Erhöhen, Erweitern; ich bin's zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöhet, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; die mathematische Theorie derselben bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunft. — Mit anderen Worten: Diese Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren inneren, von anderen Künsten unabhängigen Wert hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich sein, was kümmert das mich?

Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine Phraseologie plötzlich ausgieng: wenn Sie sonst nichts als Beschäftigung Ihrer Vernunft suchen, so sollt' ich denken — —

Was?

Ich sollte denken: es gebe der anderen Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannigfaltige — —

Daß wir dieser entbehren könnten?

Das meine ich.

Jene anderen Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr Eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und bilden müßte, von je mehreren Seiten und je mannigfaltiger sie geübt wird? Wie, wenn eben deswegen — —. Doch, da sind wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl! Engel.

13. Synonymen.

Bethören, täuschen, betrügen, sich irren, lügen.

Die Sinnverwandtschaft dieser Wörter beruht darauf, daß alle ein Verfälschen der Wahrheit anzeigen. Wenn uns die Einbildungskraft schöne Trugbilder vorgaukelt, denen wir folgen, so **bethört** sie uns; meist reizen wir sie selbst an, uns solche Streiche zu spielen, seltener werden wir durch andere bethört, und immer sind wir doch die Mitschuldigen, wenn wir unsere Einbildungskraft durch andere zu unserem Nachteil aufreizen zu lassen. Die **Täuschung** ist in engerer Bedeutung eine Verwechslung von Gegenständen, welche durch mangelhafte Wahrnehmung entsteht und von Sinnen ausgeht. Bildlich braucht man auch das Wort täuschen von Verwechslungen der Begriffe. Wenn uns jemand Zinn für Silber ausgiebt, werden wir getäuscht; wenn wir das Flüstern des Windes für ein leises Sprechen halten, täuschen wir uns. Daher spricht man von den täuschenden Malereien und Täuschungen der Kunst, weil beim Täuschen es immer die Sinne sind, von welchen die Verfälschung der Wahrheit ausgeht. Wird die Täuschung in übler Absicht hervorgebracht, so nennt man sie einen **Betrug**. Daher kann man eigentlich nicht sagen, daß man sich selbst betrogen hat; denn niemand will sich selbst schaden. Man bethört und täuscht sich selbst, aber betrügt sich nicht selbst; denn man kann sich nicht wissentlich irren, nicht Betrogener und Betrüger sein. Die Verwechslung der Wörter bethören und täuschen ist daran schuld, daß man so oft von Selbstbetrug sprechen hört. In der Kunst **zu lügen** hat man es allerdings sehr weit gebracht, so daß man sich selbst belügen kann, indem man sich das Schmeichelhafte so oft vorsagt, bis man endlich selbst davon überzeugt ist. Indes geschieht dieses doch mit Hilfe der Einbildungskraft und ist mehr ein sich selbst Bethören. Beim Lügen verfälschen wir die Wahrheit wissentlich; wir geben eine andere Ueberzeugung vor, als die wir in uns tragen. Sich **irren** ist ein fehlerhaftes Vorstellen des Verstandes; daher ist es keine Lüge, wenn wir etwas unrichtig aussagen, was wir selbst nicht recht wissen. Die Hoffnung bethört, die Leidenschaft täuscht, die Unehrlichkeit betrügt, die Falschheit lügt, und der schwache Verstand irrt sich.

Bild, Zeichnung, Gemälde, Bildwerk, Sinnbild, Allegorie, Abbildung, Bildniß, Ansicht, Nachbild, Schilderei.

Der durchgehende Begriff ist **Bild**. In allgemeiner Beziehung und in höherer versteht man darunter einen Gedanken, welcher in der Phantasie seinen Ursprung hat und den wir mit allen Merkmalen eines sinnlich wahrnehmbaren Gegenstandes so deutlich und fest vereinigen, daß er als eine innere Anschauung vor der Seele steht. Ein solches Bild wird erst durch ein technisch entwickeltes Talent zu einem Gegenstande der sinnlichen Wahrnehmung gemacht, indem der Künstler sein Phantasiegebilde in Formen und Farben darstellt. Jedoch muß ein Bild seine Doppelseitigkeit behalten und immer Erscheinung eines Inneren sein; es wäre nur ein Stück Holz, Leinwand oder Stein, wenn es nicht ein Ideales wäre. Weil nun in jedem Kunstwerke der bildliche Gedanke das Wesentliche und Höhere ist, so nennt man auch die künstlerischen Erzeugnisse Bilder. Giebt der Künstler nur die Umrisse eines bildlichen Gedankens, so nennt man sie **Zeichnung**; stellt er den Gedanken in Farben dar, so wird es ein **Gemälde**, und verkörpert er ihn so vollkommen, daß er einen Raum nach den verschiedenen Ausdehnungen ausfüllt, so wird die Masse, welche nach den bildlichen Gedanken geformt wurde, ein **Bildwerk** genannt. Umgekehrt nennt man aber das Bild in uns, ehe es künstlerisch dargestellt ist, niemals ein Gemälde oder Bildwerk. Niemand wird sagen: „Ich trage im Herzen ein schönes Gemälde;“ ebensowenig sagt man: „Das Bildwerk meiner Phantasie wird durch nichts erreicht.“ Unter Zeichnung, Gemälde, Bildwerk versteht man also nur den vor den äußeren Sinn gebrachten bildlichen Gedanken. **Sinnbilder** sind Notbehelfe der Künstler, Zeichen, durch welche das Gedachte nicht veranschaulicht, sondern nur in die Erinnerung gerufen wird; so wird z. B. die Idee der Freundschaft durch zwei in einander gelegte Hände symbolisch dargestellt. Wird eine ganze Reihe von Gedanken durch bildliche Zeichen vorgeführt, so entsteht eine **Allegorie**. Das Wort **Abbildung** setzt einen sichtbaren Gegenstand voraus, der dem Künstler als Vorbild diente; besonders nennt man Abbildung ein Bild, welches nicht einen Menschen, sondern einen Naturgegenstand darstellt, z. B. eine Pflanze, einen Vogel. Bei **Bildniß** setzt man voraus, daß es eine Person vorstellt, die der Künstler mit seinen Augen sah. Daher kann

man wol von einem Christusbild, aber nicht von einem Bildniß des Heilandes sprechen. Des Wortes Ansicht bedient man sich bloß zur Bezeichnung von landschaftlichen Bildern oder von Architekturstücken. Man kann ebensowenig sagen: „Die Ansicht eines Gesichts," wie: „Das Bildniß einer Gegend." Nachbild bezeichnet immer die künstlerische Wiederholung (Kopie) eines Kunstwerks. Das aus der Sprache fast ganz verdrängte Wort Schilderei bezeichnet eine Malerei auf einer Tafel; das neuere Wort Schilderung wird nur noch in übertragenem Sinne, synonym mit Beschreibung gebraucht.

J. G. v. Quandt.

Aphorismen, Sentenzen, Sprichwörter.

1. Sprüche und Aphorismen.

1. Die Deutschen haben allzumal Einfalt und Wahrheit lieber, denn Franzosen, Italiener und Spanier, welches auch die Sprache und das Ausreden genugsam anzeigt, da diese läppisch und zischend die Worte aussprechen. Darum sagt man von den Franzosen: Sie schreiben anders, denn sie reden, und reden anders, denn sie es meinen. Aber die deutsche Sprache ist die allervollkommenste, hat viel Aehnlichkeit mit der griechischen.

2. Ich habe meinen Gott oft gebeten, er wolle mich kein Gesicht oder Wunder sehen und mich nicht in Träumen berichten lassen; denn ich habe genug am Wort zu lernen. Das ist gewiß, wahr, standhaftig und giebt Weisheit, Trost, Frieden, Freude und allen, die es bewahren, das ewige Leben.

3. Weisheit, Verstand, Gelehrsamkeit und die Schreibfeder, die sollen die Welt regieren. Wenn Gott zürnte und alle Gelehrte aus der Welt nähme, so würden die Leute gar zu wilden Tieren.

4. Es ist in der That verkehrt, wenn man unsern Kindern alles mit Liebe beibringen will, da in dem höhern Leben, wenn wir älter werden, uns das wenigste zu Gefallen geht, und wir uns immer unter einen Zian demütigen müssen, den wir nicht übersehen. Also je eher, je lieber zu jenem künftigen Leben gewöhnt!

5. Wenn man nur die Kinder dahin erziehen könnte, daß ihnen alles Undeutliche völlig unverständlich wäre!

6. Verminderung der Bedürfnisse sollte wol das sein, was man der Jugend durchaus einzuschärfen und wozu man sie

zu stärken suchen müßte. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher! ist eine alte, aber sehr verkannte Wahrheit.

7. Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

8. Wie mir mein eigenes Selbst auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig ist, so ist mir Gott auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig.

9. Der Instinkt harmonisiert das Innere der Tiere, Religion das Innere der Menschen.

10. Das charakteristische Zeichen des Genies ist das Vergessen seiner selbst durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigne natürliche Leben ganz verschlingen.

11. Die Sprache ist so wenig zu dem bloß sinnlichen und tierischen Behelf gegeben, als die Zunge bloß zum Essen.

12. Alles Philosophieren ist nur ein weiteres Ergründen der Spracherfindung.

13. Philosophieren ist ein Bemühen aufwärts zu fahren den Strom des Daseins und der Erkenntniß bis zu seiner Quelle.

14. Es ist ein ganz wunderliches Vorgeben, daß man die Wahrheit ganz uneigennützig suche. Der Mensch sucht sie uneigennützig, wie man von Tieren sagen könnte, daß es uneigennützig sein Futter suche, bloß zu Folge eines Triebes. Der Mensch sucht Wahrheit, weil ihn die Unwahrheit tödet, weil er seinen besten Empfindungen und Wünschen einen Grund sucht; er will zur Quelle hin des Guten, des Schönen der Wahrheit und des Lebens.

15. Gottähnlichkeit, Gottgleichheit. Es ist ein großer Unterschied, wenn Christus sagt: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; und wenn der Teufel zu unsern ersten Eltern sagt: Machet euch Gott gleich.

16. Fromm sein ist ein schönes Kleid; je mehr man es trägt, je besser es steht.

17. Wer seine Kinder lehrt, mit Wenigem auskommen, hinterläßt ihnen mehr als Reichtum.

18. Der Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.

19. Man kann Philosoph nur werden, nicht sein. Sobald man es zu sein glaubt, hört man auf es zu werden.

20. Echtes Wohlwollen geht auf Beförderung fremder Freiheit, nicht auf Gewährung tierischer Genüsse.

21. Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.

22. Je mehr man schon weiß, desto mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wissen nimmt das Nichtwissen in gleichem Grade zu oder vielmehr das Wissen des Nichtwissens.

23. In der wahren Prosa muß alles unterstrichen sein.

24. Tugend ist zur Energie gewordene Vernunft.

25. Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

26. Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

27. Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer freut.

28. Es giebt zwei friedliche Gewalten, das Recht und die Schicklichkeit.

29. Die Freigebigkeit erwirbt einem Jeden Gunst, vorzüglich wenn sie von Demut begleitet wird.

30. Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen; diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

31. Der thörichtste von allen Irrtümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden.

32. Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin: der Kunst.

33. Wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

34. Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben!

35. Chinesische, indische, ägyptische Altertümer sind immer nur Curiositäten; es ist sehr wohlgethan sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber würden sie uns wenig fruchten.

36. Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.

37. Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

38. Gegen große Vorzüge eines andern giebt es kein Rettungsmittel, als die Liebe.

2. Sprüche.

1. Ich möchte doch wissen, ob glücklich sein durch Leidenschaften etwas anderes heiße, als sich wärmen durch ein Brennglas.

2. Verzage nicht, wenn du einmal fehlteſt, und deine ganze Reue ſei eine edle That.

3. Die meiſten Erinnerungen ſind Waſſerpflanzen, die nur von Tränen leben.

4. Die Freude fliegt als ein ſchönfarbiger, ſchmeichelnder, nichts verletzender Goldfalter um uns; nur legt er und läßt er oft Eier zu gefräßigen Raupen zurück.

5. Nicht genießen, ſondern Heiterkeit iſt unſre Pflicht und ſei unſer Ziel. In einer Seele voll Unmut und Verdruß erſtickt die dumpfe, ſchwere Luft alle geiſtigen Blüten und den ſittlichen Wuchs.

6. Der Furchtſame erſchrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Mutige nach ihr.

7. Das tugendhafte Herz wird wie der Körper mehr durch Arbeit, als gute Nahrung geſund und ſtark.

8. Gefühle ſind Sterne, die bloß bei hellem Himmel leuchten; aber die Vernunft iſt eine Magnetnadel, die das Schiff noch ferner führt, wenn jene auch verborgen ſind und nicht mehr leuchten.

9. Nach der Kraft giebt es nichts ſo hohes als ihre Beherrſchung.

10. O ſelig, ſelig iſt der, welchen Gott eine große Idee beſchert, für die allein er lebt und handelt, die er höher achtet als alle ſeine Freuden, die, immer jung und wachſend, ihm die abmattende Einförmigkeit des Lebens verbirgt. Jean Paul.

3. Sprichwörter.

1. Beſſer allein als in böſer Gemein'. 2. Allzuſcharf macht ſchartig. 3. Art läßt nicht von Art. 4. Man bläſt ſo lange in die Aſche, bis einem die Funken in die Augen ſtieben. 5. Auf einen harten Aſt gehört ein harter Keil. 6. Wer bauet an der Straßen, der muß ſich meiſtern laſſen. 7. Wer befehlen will, muß zuvor gehorchen gelernt haben. 8. Je höh'rer Berg, je tiefer Thal. 9. Der Brei wird nicht ſo heiß gegeſſen, wie er aufgetragen wird. 10. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. 11. Je mehr der Brunnen gepumpt wird, deſto reineres Waſſer giebt er. 12. Wenn man den Brunnen verſtopfen will, muß man die Quelle ſuchen. 13. Es fällt kein Meiſter vom Himmel. 14. Einmal, keinmal. 15. Einmal ertappt iſt hundertmal ſchuldig. 16. Einſamkeit ein' ſchwere Laſt, wenn du Gott nicht bei dir haſt. 17. Eitelkeit ein ſchlimmes Kleid. 18. Ende gut, alles gut. 19. Erfahrung iſt eine teure Schule. 20. Feindes Geſchenke haben Ränke. 21. Fliehendem Feinde baue gol-

dene Brücken. 22. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. 23. Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. 24. Der Gerechte muß viel leiden. 25. Gewalt geht vor Recht. 26. Gewohnheit ist andere Natur. 27. Jeder ist seines Glückes Schmied. 28. Glück und Glas, wie bald bricht das! 29. Glück und Heil sind Neidharts Speise. 30. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. 31. Hilf dir selber, so hilft dir Gott. 32. Wenn Gott lieb hat, den züchtigt er. 33. Fürchte Gott, thue recht, scheue niemand. 34. Gott verläßt keinen Deutschen. 35. Gut verloren, wenig verloren; Mut verloren, viel verloren; Ehre verloren, alles verloren. 36. Wie das Haupt, so die Glieder. 37. Hoffart zwingt den kleinen Mann, daß er muß auf den Zehen stahn. 38. Hoffart muß Zwang leiden. 39. Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. 40. Wer vor der Hölle wohnt, muß den Teufel zu Gevatter bitten. 41. Der Weg nach der Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. 42. Nicht jedes Holz giebt einen Bolz. 43. Irren ist menschlich. 44. Jeder fege vor seiner Thür. 45. Jeder ist sich selbst der Nächste. 46. Jeder für sich, Gott für uns alle. 47. Kleider machen Leute. 48. Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. 49. Wer nicht da ist, dem wird der Kopf nicht gewaschen. 50. Viele Köpfe, viele Sinne. 51. Die Kunst ist lang, das Leben kurz. 52. Was dem Weinstock das Schneiden, ist dem Menschen das Leiden. 53. Leidenschaft nur Leiden schafft. 54. Liebe erwirbt Liebe. 55. Wol dem, der Lobes nicht begehrt und dem doch Lobes wird gewährt. 56. Ein Mann, ein Wort; ein Wort, ein Mann. 57. Des Menschen Gedicht wird oft zu nicht'. 58. Der Mensch dichtet, Gott schlichtet. 59. Der Mensch denkt, Gott lenkt. 60. Der Milde giebt sich reich, der Geizhals nimmt sich arm. 61. Mittelweg ein sichrer Steg. 62. Was kümmert's den Mond, daß die Hunde bellen! 63. Neid ist des Glücks Gefährte. 64. Neid kommt aus Freud'. 65. Wer redet, was ihn gelüstet, muß hören, was ihn entrüstet. 66. Dem Reinen ist alles rein. 67. Halte dich rein und achte dich klein! Sei gern mit Gott und dir allein! 68. Reu', des Herzens Arznei. 69. Steckenpferde sind teuerer als Reitpferde. 70. Wol sterben ist nicht verderben, sondern das ewige Leben erben. 71. Stultus und der Stolz wachsen an einem Holz. 72. Wider den Strom ist schwer zu schwimmen. 73. Gieb dem Teufel einen Finger, und er greift nach der ganzen Hand. 74. Trau, schau, wem! 75. Wenn man die Treppe wäscht, muß man von oben anfangen. 76. Undank ist der Welt Lohn. 77. Kein Unglück ist so groß — es hat ein Glück im Schoß. 78. Wer

die Wahrheit wollt begraben, müßte dazu viel Schaufeln haben. 79. Wie's in den Wald hineinschallt, schallt es wieder heraus. 80. Was sich soll klären, das muß erst gären. 81. Stille Wasser sind tief. 82. Im trüben Wasser ist gut fischen. 83. Wer aller Welt gefallen will, wird aller Welt zum Narrenspiel. 84. Wer zu viel beweist, beweist nichts. 85. Das Werk lobt den Meister. 86. Wie man's treibt, so geht's. 87. Der Wille ist des Werkes Seele. 88. Wer Wind säet, wird Sturm ernten. 89. Wissen, können, wollen macht 'nen guten Meister. 90. Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht. 91. Halte deinen Witz im Zaum, leicht macht er dem Hasse Raum. 92. Womit man sündigt, damit wird man gestraft. 93. Gutes Wort findet guten Ort. 94. Ein Wort giebt das andere. 95. Würden, Bürden. 96. Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel. 97. Wie die Zucht, so die Frucht. 98. Mit den Wölfen muß man heulen. 99. Uebenmut thut niemals gut. 100. Sterben ist auch eine Kunst.

4. Sentenzen in Form von Vergleichen.

1. Die Wirkung der Trägheit gleicht dem Bisse jener Natter, durch die sich Kleopatra tödete. Denn nachdem sie mit vielen Arten des Giftes Versuche angestellt hatte, fand sie, daß der Biß dieses Tiers ohne Krämpfe und Schmerzen einen tiefen Schlummer verursache, in welchem die Wirksamkeit der Sinne allmählich schwände und nach einem milden Schweiße gänzlich erlösche. Gerade von dieser Art ist die Wirkung der Trägheit. Auch das haben ihre Opfer mit jenen gemein, daß ihnen nichts mehr zuwieder ist als eine Störung in dem todähnlichen und todbringenden Schlafe.

2. Man verspottet in der Jugend den Tod oft wie ein Rekrut in seiner Kaserne den Feind verspottet, der noch nicht an den Krieg denkt.

3. Die Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe erwächst: aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt und ihre köstlichen Früchte reift.

4. Das Wort eines tiefen, begeisterten Gemüts gleicht den Wurfspießen der alten Hindus, die sich, wie man sagt, wenn sie geschleudert wurden, in zahlreiche Pfeile spalteten, deren Spitzen von einem unauslöschlichen Feuer glüten und alles, was sie berührten, in Flammen setzten.

5. Wer seine Begierden durch den Besitz des Begehrten zu stillen meint, gleicht dem, welcher Feuer mit Stroh löschen will.

6. Ein Reicher ohne Freigebigkeit ist ein Baum, der weder Früchte noch Schatten giebt.

7. Die Welt ist mit allen ihren Reizen wie der Leib der Schlange mit Gift erfüllt. Laß dich nicht wie die Kinder durch ihre Farben täuschen, sondern flieh ihren Hauch, der den Nahenden betäubt oder tötet.

8. Geduld ist die Pforte der Freude.

9. Hoffnung ist das tägliche Brot des Unglücklichen.

10. Der Thor, mit Glanz und Herrlichkeit umgeben, ist einem Leichname in seinem Todenschmucke gleich. Jacobs.

5. Sprichwörtliche Redensarten.

Den Bock zum Gärtner setzen. — Mit der Thür in's Haus fallen. — Das Kind mit dem Bade ausschütten. — Die Pferde hinter den Wagen spannen. — Einem ein X für ein U machen. — Mit einem fremden Kalbe pflügen. — Den Hafer von der Gans kaufen. — Oel in's Feuer gießen. — Vom Regen in die Traufe kommen. — Nicht auf einen grünen Zweig kommen. — Sich eine Rute binden. — Wasser mit einem Siebe schöpfen. — Einen Mohren weiß waschen. — Wasser in's Meer tragen. — Jemandem ein Dorn im Auge sein. — Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. — In den Wind reden. — Sich etwas hinter's Ohr schreiben. — Jemandem den Mund wässrig machen. — Jemandem aus den Augen geschnitten sein. — Zwischen Thür und Angel stecken. — Zwischen Hammer und Ambos kommen. — Die Nase hoch tragen. — Leeres Stroh dreschen. — Um den Brei herumgehen. — Seine eigne Haut zu Markte tragen. — Jemandem einen Floh in's Ohr setzen. — In ein Wespennest greifen. — Jemandem den Brotkorb höher hängen. — Einen Bock schießen. — Kohl machen. — Nach jemandes Pfeife tanzen. — Um des Kaisers Bart streiten. — Mit der Wurst nach dem Schinken werfen. — Etwas aus dem Aermel schütteln. — Den Mantel nach dem Winde hängen. — Das fünfte Rad am Wagen sein. — Etwas ansehen, wie die Kuh das neue Thor. — Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. — Haare auf den Zähnen haben. — In ein Horn blasen. — In einen sauren Apfel beißen. — Jemanden auf die Beine bringen. — Einem die Stange halten. — Aus der Hand in den Mund leben. — Weder gehauen noch gestochen sein. — Das Hasenpanier ergreifen. — Haare lassen. —

Vom Pferde auf den Esel kommen. — Es faustdick hinter den Ohren haben. — Im Trüben fischen. — Das Gras wachsen hören. — Ein Haar worin finden. — Aus der Not eine Tugend machen. Die Katze im Sack kaufen. — Wider den Strom schwimmen. — Durch's Ohr gebrannt sein.

6. Sprichwörtliche Redensarten.

1. „Heute haben wir schön gespielt," sagte der Balgtreter zum Organisten. — 2. „Ich habe immer Unglück!" sagte der Bauer, als er die Jacke verkehrt anzog. — 3. „Was da sein muß, muß sein!" sagte der Bettler, setzte die Perücke auf und gieng barfuß. — 4. „Galgen, behalte dein Recht!" sagte jener lose Dieb, als er in's Wasser fiel. — 5. „Heute dir, morgen mir!" sagte die Ente zum Regenwurm. — 6. „Das ist garstig!" sagte die Eule, da sah sie ihre Jungen an. — 7. „Man ist nie zu alt zum Lernen," sagte die alte Fran, da lernte sie noch hexen. — 8. „Nichts für ungut!" sagte der Fuchs und biß der Gans den Kopf ab. — 9. „'S ist nur ein Uebergang!" sagte der Fuchs, als ihm der Jäger das Fell über die Ohren zog. — 10. „Wie dem wohl zu Mute ist, der bei dem Wetter draußen sitzt!" sagte der Fuchs, da saß er hinterm Windhalm. — 11. „Es giebt heute einen heißen Tag!" sagte die Hexe, da sollte sie brennen. — 12. „Richtig!" sagte Ising, schlug ein Pfund Butter vom Tisch und meinte, es wäre die Katze. — 13. „Das ist ein Leben!" sagte der Junge, da biß der Hund den Fuchs tod. — 14. „Es ist gut, wer damit nichts zu thun hat!" sagte der Junge, da bissen sich zwei Krähen. — 15. „Es wird alle Tage schlimmer!" sagte die Krähe, als man den Galgen abbrach. — 16. „Vorwärts wie ich!" sagte der Krebs. — 17. „Laß mich los, oder ich schreie!" sagte die Maus zur Katze. — 18. „Ich will dir's vergessen," sagte der Schwabe, „aber, Jockelie, denk du dran!" — 19. „Viel Köpfe, viel Sinne!" sagte der Teufel, da hatte er ein Fuder Frösche geladen. — 20. „Nicht um meinetwillen," sagte der Wolf, „aber ein Schaf schmeckt doch gut!"

E. Höfer.

B. Poetischer Teil.

An unsere Sprache.

1. Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann.
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

2. Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Rätsel deuten,
Und mich spielen selbst mit dir.

3. Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin am Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

4. Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

5. Stürme, rausche, lispl' und säus'le!
Zimm're, glätte, hau und meiß'le,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

6. Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Rückert.

I. Epische Poesie.

1. Erzählungen, Balladen, Romanzen.

a) Sagenhafte Stoffe.

1. Ver sacrum.

1. Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligtum,
Dem Speer des Mavors, flehend Blick und Hand.
2. Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich statt des Gottes, der euch grollt:
„Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt." —
3. „Ihm sei der Frühling heilig!" rief das Heer —
„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!"
Da rauschten Fittiche, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.
4. Und jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sproßten unter jedem Huf,
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblüh'n.
5. Doch vor der Heimat Thoren, am Altar,
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfrau'n helle Schar,
Bekränzt mit Blüte, welche heut' entsprang.
6. Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
In's Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:
7. „Heil dir, der Sieg uns gab in Todeskraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus
Und weihe diesen vollen Frühling dir!
8. Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug
Und für den Zügel nicht das mut'ge Pferd!

9. Und was in jenen Blütengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift;
Dir sei es alles, alles dir geweiht!“
10. Schon lag die Menge schweigend auf den Knie'n,
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien;
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungsschwer.
11. Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?
12. Der Blüten Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
Sind sie ein Frühling, weun die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?
13. Mehr als die Lämmer sind dem Gotte wert
Die Jungfrau'n in der Jugend erstem Kranz;
Mehr als der Füllen auch hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.
14. O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir,
Rückkehrend, euch so wundervoll erblüht!
15. Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm sie! Sie ist dir heilig, sie ist dein.“
16. Und wieder warf das Volk sich auf den Grund,
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf allen schwer.
17. Noch lag die Menge, schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor,
Da fuhr aus blauer Luft ein Stral herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.
18. Der Priester hob dahin sein Angesicht,
Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar;
Das Auge stralend von dem Himmelslicht,
Verkündigt' er, was ihm eröffnet war:
19. „Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling, welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.
20. Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung geh'n;
Aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm ersteh'n.

21. Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut!
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt,
Die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut;
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!
22. Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blüh'n,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!
23. Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland,
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm,
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!
24. Denn Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt;
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.
25. In eurem Tempel haften wird sein Speer,
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis zieh'n die Siegesbahn.
26. Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt;
Das ist der Weihefrühling, den er will." Uhland.

2. Arion. Um 600 v. Chr.

1. Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand,
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfieng ihn jedes Land.
Er schiffte, goldbeladen,
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.
2. Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."
3. Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust!
An wohlerworb'nen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"
4. Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen,
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm."
5. Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.
6. „Du darfst, Arion, nicht mehr leben;

Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab!" —

„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab." —

7. „Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir, vor Periandern,
Verrietst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Geld nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt."

8. „Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherspielersitte,
Wie ich gelebet, sterben mag;
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen
Dann fahre hin des Lebens Tag!"

9. Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen!
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."

10. Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

11. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er stralt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

12. Er sang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

13. Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du giengst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

14. Ich muß hinab, ich will nicht zagen;
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

15. Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16. Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verlieh'n;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuzieh'n.

17. So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Tier.

Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem blaulichen Revier.
18. Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz.
19. „Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galathea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n."
20. Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.
21. Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworb'nen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

22. Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht:
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt."
23. Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."—
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke." —
Da, siehe, tritt Arion her.
24. Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.
25. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken;
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden;
O schläng' uns nur die Erd' hinein!" —
26. „Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren!
Nie labe Schönes euren Mut!"

Schlegel.

3. Der Ring des Polycrates. Um 530 v. Chr.

1. Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,

„Gestehe, daß ich glücklich bin!“ —
2. „Du hast der Götter Gunst erfahren;
Die vormals Deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt Deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht.“
3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!
4. Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —“
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.
5. Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,“
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“
6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.
7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand!
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.“
8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg.“
9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch,“ spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Teil.
10. Auch mir ist alles wohl geraten;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuern Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.
11. Drum willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n!
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immervollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.
12. Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!

13. Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
„Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen —"
Und wirft das Kleinod in die Flut.
14. Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."
15. Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"
16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich ferner hier nicht hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben —"
Und sprach's und schiffte schnell sich ein. Schiller.

4. Die Kraniche des Ibycus.

1. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.
2. Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidon's Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her; nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n.
3. „Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen neh'm ich euch;
Mein Los, es ist dem euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach —
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"
4. Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrungnem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch, bald ermattet, sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Seiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.
5. Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"
6. Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr seh'n,
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.

„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.
7. Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Der Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestralt von seines Ruhmes Glanz!"
8. Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidon's Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wut,
Zu rächen des Erschlagnen Manen
Zu sühnen mit des Mörders Blut.
9. Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.
10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.
11. Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.
12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Thesus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchten von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,
13. Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mitlangsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus;
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.
14. Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche bläh'n.
15. Und schauerlich, gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,

Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, der Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:
16. „Wol dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstolen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht."
17. „Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."
18. So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.
19. Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunklen Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.
20. Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man im schwärzlichen Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.
21. „Des Ibykus!" — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem, was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —
22. Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"
23. Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Stral.

Schiller.

5. Die Bürgschaft. Um 345 v. Chr.

Damon und Phintias.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“ —
„Das sollst du am Kreuze bereuen!“ —
2. „Ich bin,“ spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“
3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse: wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“
4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande!“
5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andre ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.
6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.
7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,

Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
„Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubers Hand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

13. Und horch! Da sprudelt es silberhell
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen geschwätzig schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten

Der Bäume gigantische Schatten.
Und zwei Wand'rer sieht er die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüberflieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen."

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Stralen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

16. „Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

17. „Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen!
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor;
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget."

19. Und Erstaunen ergreifet das Volk umher;
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer;
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen —

20. Und blicket sie lange verwundert an.
D'rauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Schiller.

6. Der Alpenjäger.

1. „Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.“ —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
„Jagen nach des Berges Höhen!“ —

2. „Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munt'rem Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.“ —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
„Schweifen auf den wilden Höhen!“ —

3. „Willst du nicht die Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
D'raußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n.“ —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
„Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“ —

4. Und der Knabe gieng zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.

„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?" Schiller.

7. Hochzeitlied.

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

2. „Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht,
D'rum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle!"

3. Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe, da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergeberden und Sprechergewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlich kleiner Gestalten
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,

Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſteht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäſte getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt ſich im Saale ſein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da piſpert's und kniſtert's und fliſtert's und ſchwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stülen und Tiſchen,
Da will nun ein Jeder am feſtlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfriſchen;
Sie tragen die Würſte, die Schinken ſo klein
Und Braten und Fiſch' und Geflügel herein;
Es kreiſet beſtändig der köſtliche Wein;
Das toſet und koſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt mit Geſange. —

8. Und ſollen wir ſingen, was weiter geſcheh'n,
So ſchweige das Toben und Toſen.
Denn was er, ſo artig, im Kleinen geſeh'n,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, ſingender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen ſich all',
Unzählige, ſelige Leute.
So gieug es und geht es noch heute. Göthe.

8. Erlkönig.

1. Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht?" —
„Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif." —

3. „Du liebes Kind, komm', geh' mit mir!
Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand." —

4. „Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind." —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein." —
6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau." —
7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's gethan!" —
8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Not;
In seinen Armen das Kind — war tod.

Göthe.

9. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.
2. Die Mutter sprach: die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.
3. Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stule.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.
4. Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt;
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.
5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es läuft, es kommt als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.
6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.
7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

Göthe.

10. Lorelei.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
2. Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

3. Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.
4. Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.
5. Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.
6. Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan. Heine.

11. Die Geister am Aummelsee.

1. Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter. —
O nein! —
So sage, was mag es wol sein? —
2. Das, was du da siehest, ist Todengeleit,
Und was du da höreſt, sind Klagen;
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
Und Geister nur sind's, die ihn tragen. —
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl. —
3. Sie schweben hernieder in's Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal
Sie schwirren in leisen Gebeten.
O schau'!
Am Sarge die glänzende Frau!
4. Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gieb acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwenkt eine nebelnde Kappe hervor,
Und d'runten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh'.
5. Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glüh'n!
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es gießen die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still!
Ob dort sich nichts rühren will?
6. Es zuckt in der Mitten — o Himmel! Ach, hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr, und es klirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon! Mörike.

12. Deutschlands Wächter.

1. „Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, daß ich ewig umfange;
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord
Ich reite und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"
2. Der Rodenstein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genossen,
Es blinkte sein Helm, es klirrte sein Schwert,
Als stark er in's Weite geschossen;
Er stürmte die Grenzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und ersang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.
3. Und selten nur weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen;
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß,
Was soll denn die Heimat da frommen?
Seine Rast sind die Schlachten im Wald und im Feld,
Sein Bett ist der Boden, sein Schloß ist das Zelt,
Die Braut sein liebes Deutschland.
4. Für's Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Voll fünfzig geschlossene Jahre,
Die bräunliche Locke ward silberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterschlosse verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er gesehen.
5. Doch nie ist gestorben der mächtige Held;
Und sind auch die Türme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrschet noch stets durch die Hallen;
Und drohen dem Vaterland Kriege und Not,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.
6. Gewaltige Recken steigen hervor,
Gewappnet auf schattigen Rossen,
Er führt in die Lüfte sie nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genossen;
Dort raset sein Horn, dort dröhnet sein Schild,
Dort schnaubet sein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimischen Gauen.
7. So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brausenden Geisterschlachten;

Doch nahet der Frieden, er sieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus
Doch stets noch braust es hernieder:
8. „Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange;
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord
Ich reite und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden." Wolfg. Müller.

13. Der Scharfenstein.

(Althessische Sage.)

1. Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben;
Das rauscht so dumpf und dröhnt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreisend hebt und aufthut aller Orten.
2. Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel weh'n im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das stille Heer geschwinde.
3. Fort brausen sie in's bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Sturmes Schwingen:
„In's Vaterland! Zum Tiberstrand! Die Stunde hat geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, so woll'n wir's nimmer wagen!"
4. Der Scharfenstein, der weiß die Mär aus alten Römertagen,
Da ward an seinem steilen Fuß die große Schlacht geschlagen,
Da mußt' die Erde purpurrot gar viel des Blutes trinken
Und Roma's Adler sieggewohnt in deutschem Staube sinken.
5. Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen,
Vom Feind' und Felsen allerseit die Römer eingeschlossen;
Hei! flogen ihre Hiebe nicht und stürzten nicht die Glieder,
Wie Aehren in dem Waizenfeld mäht sie die Sense nieder!
6. Da warf sich in der höchsten Not mit flehender Geberde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder an die Erde:
„So rette du, du bester Gott, du größter, uns vor Schande,
Berg, nimm uns auf! ein freies Grab in dem Barbarenlande!"
7. Und ihm zur Rechten donnert's laut. Es blitzt aus Jovis Brauen,
Es spaltet sich im nu der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunkeln Felsenrissen,
Uud drüber sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.
8. Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborst'ner Gruft die Römer sich erheben.
Den Weg gen Süden zieh'n sie hin, ein langes Heer von Leichen,
Und zieh'n und können nimmermehr der Reise Ziel erreichen.
9. Und bei dem ersten Hahnenschrei dann kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Pforten;

Die öffnen sich wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen,
Und thun sich ob dem letzten Mann ganz todenstill zusammen.

Dingelstedt.

14. Der blinde König.

1. Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitt'rem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:
2. „Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."
3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"
4. Noch steh'n die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n;
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wol fühl' ich Kraft im Arm." —
5. „O Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner Stand.
Und doch, in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"
6. Und horch! Es schäumet und rauscht, es rauscht,
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.
7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"
8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild'." —
9. „Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab;
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite,
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang!"

Uhland.

15. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr:
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
D'rin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond d'rein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs troz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott.
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt„
D'raus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstral hochauf springt.//

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all' der Hörer Schwarm
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,//
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.//

11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis„
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis„
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt„
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:::

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,

Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.
13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toden entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.
14. Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft gehaucht!"
15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.
16. Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sänges Fluch. Uhland.

16. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall;
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunk'ner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"
2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seid'nen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall;
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.
3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' Roten ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.
4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
D'rein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!
5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"
6. Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,

Dann wie des Waldstrom's laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon als recht;
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt' Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall." Uhland.

17. König Karls Meerfahrt.

1. Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen;
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

2. Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wol fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

3. Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

4. Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so
Wie um die Alteclere."

5. Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstolen:

„Wär' ich mit guter Art davon,
„Möcht' euch der Teufel holen!"

6. Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

7. Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle,
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

8. Herr Naimes diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen riet ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer."

9. Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wol
Dereinst in's Trockne legen."

10. Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fieng wol an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

11. Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den roten Wein
Als Wasser in dem Meere."

12. Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aeß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

13. Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an
Als meinen Brüdern allen."

14. Der König Karl am Steuer saß;
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen. Uhland.

18. Wittekind. (785 n. Chr.)

1. Da kaum die Hügel matt erhellte
Der morgenrote lichte Schein,
Wer schleicht sich in die Zelte
Des Frankenlagers ein?
Mit Schritten leise, leise,
Wie Späherschritte sind,
Verfolgt er die geheime Reise:
Das ist der Sachse Wittekind.

2. Schon focht er wider mut'ge Franken
Durch lange Jahre blut'gen Streit
Und grollte sonder Wanken
Dem Herrn der Christenheit;

Nun schlich er kühn und schnelle
Zum Feinde sich bei Nacht,
Vertauschend seine Heldenfelle
Mit einer feigen Bettlertracht.

3. Da fühlt er plötzlich sich umrungen
Von Melodien sanft und weich,
Gesungen wird, geklungen
Wird um ihn her zugleich.
Verwundert eilt er weiter,
Durchzieht das rüst'ge Heer,
Da sieht er Beter statt der Streiter,
Das Kreuz als ihre ganze Wehr.

4. Weihnachten war herangekommen,
Der heil'ge Morgen war erglüht,
Und innig schwoll des frommen,
Des großen Karl Gemüt;
Zum hohen Tempelbaue
Ließ wölben er sein Zelt,
Daß er im Land der Heiden schaue
Die Glorie der Christenwelt.

5. Hoch über'm Altar prangt und raget
Ein blauer, golddurchwirkter Tron,
D'rauf sitzt die reine Maget
Und ihr im Schoß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
Das heilige Gerät,
Und alle Farben, alle Töne
Begrüßen sich mit Majestät.

6. Schon kniete brünstig, stillandächtig
Der Kaiser vor dem Hochaltar,
Mit Grafenkronen prächtig
Um ihn die Heldenschar;
Schon fällt vom Spiel der Lichter
Ein rosenfarb'ner Schein
Auf ihre klaren Angesichter:
Da tritt der Heide keck hinein.

7. Er staunt, als er die stolzen Päre
Mit Karl auf ihren Knie'n erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament.
Doch staunt er des nicht minder
Was man dem Gotte bot;
Nicht Pferde fielen hier noch Rinder,
Sie opferten nur Wein und Brot.

8. Der Priester bot zum Liebesmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragd'ner Schale
Sich wandelt wunderbar;
Was alles Volk erquickte
Unter des Brotes Bild,
Ein lebend Kind darin erblickte
Sein Aug', ein Knäblein süß und mild.

9. Er sieht das schöne Kind erlachen,
Ihm freundlich winken: „Komm zu mir!
Ich will dich glücklich machen
Und selig dort und hier."
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brot und Wein;
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein.

10. Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß,
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!"

Platen.

19. Rheinsage.

1. Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht;
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

2. Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

3. Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.
4. Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben
Und atmet Traubenduft.
5. Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond in's Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wol über den grünen Rhein.
6. Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.
7. Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.
8. Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft. Geibel.

20. Der kühne Springer Harras*).

1. Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.
2. Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der mutige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.
3. So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen:
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt,
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.
4. Wie der Wald dumpf donnernd wiederklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt
Und die schnaubenden Rosse steigen.

---

*) Eine alte Volkssage erzählt die kühne That dieses Ritters, und noch heute zeigt man bei Lichtewalde im sächsischen Erzgebirge die Stelle, die man den Harrassprung nennt. Am Ufer steht jetzt zwischen zwei alten ehrwürdigen Eichen, der steilen Felswand gegenüber, ein Denkmal mit der Inschrift: „Ritter Harras, der kühne Springer."

Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und Keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

5. Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Uebermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch
Und sein Roß trägt den mutigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

6. Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

7. Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen,
Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand,
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben, auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Veste steh'n,
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

8. Ihm ist's, als ob's ihm hinüberrief',
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund wol fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel;
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

9. Noch sinnt er, ob Tod aus Feindeshand,
Ob Tod in den Wogen er wähle,
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele!
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Ferse bluten,
Und es setzt hinab in die Fluten.

10. Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höh're Gewalten;
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten;

Und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen steh'n an des Ufers Rand,
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Mutigen nimmer. Th. Körner.

21. Nächtliche Erscheinung zu Speier.

1. „Wach' auf!" erklingt's in des Schiffers Traum,
„Wach' auf, du Wächter am Strome!"
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.
2. Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben,
Viel riesige, hohe Gestalten nah'n,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchzieh'n sie die Dunkelheit;
So steigen sie all' in den Nachen.
3. Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück, da find'st du den Lohn."
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.
4. Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkeltürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und, war es Wahrheit, war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.
5. Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wol hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol' über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol' über!" Da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.
6. Und wieder ist es die düstre Schar,
Die schwebend den Nachen besteiget,
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln schweiget;
Und als sie gelandet zu Speier am Strand,
Giebt jeder den Lohn ihm behend in die Hand,
Er aber harret und staunet.

7. Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchflieh'n sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.
8. Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüte;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte;
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
D'rauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.
9. Wol sah er manchen Tag sie an
In forschenden stillen Gedanken;
Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.
10. Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande:
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei!
Denn es thut not des Wachens.

Wolfg. Müller.

22. Die nächtliche Heerschau.

1. Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.
2. Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.
3. Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten toden Soldaten
Erwachen im Grabe davon.
4. Und die im tiefen Norden,
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,
5. Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.
6. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.
7. Da kommen auf luftigen Pferden
Die toden Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.
8. Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unterm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

9. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.
10. Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.
11. Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppeu an.
12. Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.
13. Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis.
14. Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!" ist die Parole,
Die Losung: „Sanct Helena!"
15. Das ist die große Parade
Im Elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tode Cäsar hält. Zedlitz.

b) Geschichtliche Stoffe.

1. Belsazar.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.
2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.
3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.
4. Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.
5. Es klirrten die Becher, es jauchz'ten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.
6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.
7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.
8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.
9. Der König ruft mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.
10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehova's geraubt.
11. Und der König ergriff mit Frevlerhand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand;
12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:
13. „Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn!
Ich bin der König von Babylon!"
14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.
15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh, und sieh, an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand
17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.
18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schotternden Knien und todenblaß.
19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.
20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.
21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Heinrich Heine.

2. Der Triumphator.

1. Stolz im Triumph glorreicher Siege,
Wie keiner sie erkämpft zuvor,
Zieht auf der leuchtenden Quadrige
Aemilius Paulus durch das Thor;
Es wirbelt Duft aus gold'nen Becken,
Rom's Tempel sind mit Purpurdecken,
So schön sie Tyrus beut, behängt,
Und rauschend tönt's, wie Meeresbranden,
Wo sich das Volk in Festgewanden,
Des Feierzuges harrend, drängt.
2. Auf Helmen, Schilden, Wurfgeschossen,
Auf Rüstungen von blankem Stal,
Auf Marmorbildern, Erzkolossen
Spielt wie verirrt der Sonnenstral;
Jünglinge nerv'gen Armes führen
Von des Clitumnus weißen Stieren
Die schönsten hundert, kranzgeschmückt;
In Reihen dann, ein Spott der Sieger,
Nah'n Macedoniens blasse Krieger,
Von eh'rner Ketten Wucht gedrückt.
3. D'rauf er, dem bis zu Asiens Landen
Sich gestern noch gedehnt das Reich,
Der König selbst in Eisenbanden,
Dem niedersten der Sklaven gleich;
An seiner Seite fleh'n zwei Söhne,
Fast Kinder noch, von holder Schöne,
Der stolzen Römer Mitleid an;
Dann siehe! durch die Ehrenbogen
Der Legionen trunk'nes Wogen,
Des Siegers weißes Roßgespann!
4. Beim Jauchzen der Triumphgesänge,
Das tausendstimmig rings erschallt,
Rollt die Quadriga durch die Menge
Und macht am Kapitole Halt.

Aemilius steigt durch's Jubelrufen
Des Volkes die porphyrnen Stufen
Zum Haus des Donnerers hinauf;
Da, durch die Menschenwoge dringend,
Stürzt, bleich vom Antlitz, händeringend,
Ein Sklav ihm nach in hast'gem Lauf.

5. „O Herr, vernimm die Trauerkunde!
Was dir des Lebens Liebstes war,
Ward dir geraubt in einer Stunde,
Der Zwillingssöhne blühend Paar!
Ein Blitzstral hat die zwei erschlagen,
Als mittags sie entschlummert lagen
Im Oelwald der Akademie;
Her von Athen, damit die Laren
Der Heimat ihren Staub bewahren,
Im Sarkophage bring ich sie."

6. Die rings die Botschaft hören, schauen
Voll Mitleid auf Aemilius:
„Weh, daß in Gram und Todesgrauen
Ihm der Triumphzug enden muß!"
Doch er tritt, kaum entfärbt die Wange,
Zum Tempel ein mit festen Gange,
Vollzieht das Opfer am Altar
Und ruft, indes die Flammen lohen:
„Nun bring' ich erst, ihr Ew'gen, Hohen,
Euch Dank aus vollem Herzen dar!

7. „Als kühn, wie nie, in Siegesprangen
Von Schlacht zu Schlacht Rom's Adler flog,
Als König Perseus selbst gefangen
Einher vor meinem Wagen zog,
Da bebt' ich vor des Schicksals Tücke,
Da dacht' ich: allzugroßem Glücke
Stürmt rächend das Verderben nach;
Mir bangte, daß des Unheils Bürde
Sich über Rom entladen würde
In ungeheurem Wetterschlag.

8. „Doch nun, ihr Götter, darf ich hoffen,
Gerettet sei das Vaterland,
Da mich allein der Blitz getroffen,
Den das Geschick herabgesandt;
Gesättigt nun in einer vollen
Gewalt'gen Rache ward sein Grollen,
Denn Unglück traf mein Haupt so schwer,
Daß den Besiegten ich beneide;
Ihm blieben seine Söhne beide,
Ich aber habe keinen mehr!"

A. F. v. Schack.

3. Tod des Tiberius.

Bei Cap Misenum winkt ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten,
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüßige Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.
Doch heut', wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften, Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut, als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.
Und jetzt mit halbersticktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: „Schaff' mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gieb mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten; —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus und Drusus und Sejan. —
Wer rief euch her! Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
's ist wahr, ich tödet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! — Wann endet diese Pein!"
Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer

Und sank zurück in tödlichem Ermatten;
Dann aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten. —
Vielleicht auch war's nur Dunst. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! Komm, setz' dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.
Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und in's Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß d'rin; aus jeder Großthat sah'n
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an,
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht, als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle, — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich schritt in's Blut hinein bis zu den Knöcheln; —
Doch auch das Grausen wird zum Ueberdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Stral des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."
Sein Wort gieng tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt wie eine Larve sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank —"
Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wie alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu zieh'n;

Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein als Erben.
Für sie dies Scepter!" —
Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.
Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Weserthal;
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Mahlstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort wie ihrer Streitaxt Stal
Und treu die Hand zum Siegen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wol her zu ihm; und vor ihr spielt am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte,
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein;
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein andres Bild in seinen Heimatstraum;
Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wol lag dazwischen manch' durchstürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag. —
Und nun, — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er zieh'n,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie stralt' um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tod;
Er aber schaute kühn in's Morgenrot,
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen. Geibel.

4. Der Vandalen Auszug.

Wie die Türme Neu-Karthagos hell im Morgenglanze stralen!
In dem Hafen stolz gerüstet liegt die Flotte der Vandalen.
Hoffend, harrend, doch kein Lüftchen weckt der Segel schlaffe Falten,
Und wie niemals sieht man heute den Gebieter zögernd halten.
An der Spitze seines Fahrzeugs steht der Held im tiefen Sinnen,
Und der Krieger fragt den Krieger: „Sprich, was mag der Fürst beginnen?
Sprich, wohin sich unf're Kiele zu erneuten Thaten wenden?"
Plötzlich flammt des Helden Auge, zuckt das Schwert in seinen Händen:
„Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, die wir selbst dem Sturmwind gleichen!
Gährt es nicht in allen Schlünden? Das ist gottgesandtes Zeichen!
Pfeift es nicht um Mast und Rae! Rauscht nicht wilder jede Welle?
Scheucht nicht steigendes Gewölke diese unwillkommne Helle?
Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, dessen Nah'n wir alle spüren;
Welchem Volk die Götter grollen, dahin wird ihr Hauch uns führen!"
Ruder schlagen, wie lebendig ist mit einemmal die Flotte!
Hörner gellen, wilde Lieder singt die mordbegier'ge Rotte;
Mächtig stürmt's auf allen Meeren, daß die Kiele sausend jagen, —
Wem die Götter grollten? — Roma, deine Trümmer mögens sagen! A. Kaufmann.

5. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
Und den Fluß hinauf — hinunter — zieh'n die Schatten tapf'rer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toden.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren,
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab verfehren!"
Sangen's und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere!
Wälze sie Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere.

Graf von Platen.

6. Schlacht bei Zülpich.

Chlodewig, der Frankenkönig, sah in Zülpichs heißer Schlacht,
Daß die Alemannen siegten durch der Volkszahl Uebermacht.
Plötzlich aus des Kampf's Gedränge hebt er sich auf stolzem Roß,
Und man sah ihn herrlich ragen vor den Edlen, vor dem Troß.
Beide Arme, beide Hände hält er hoch empor zum Schwur,
Ruft mit seiner Eisenstimme, daß es durch die Reihen fuhr:
„Gott der Christen, Gott am Kreuze, Gott, den mein Gemahl verehrt,
So du bist ein Gott der Schlachten, der im Schrecken niederfährt,
Hilf mir dieses Volk bezwingen, gieb den Sieg in meine Hand,
Daß der Franken Macht erkennen muß des Rheins, des Neckars Strand!
Sieh, so will ich an dich glauben, Kirchen und Kapellen bau'n.
Und die edlen Franken lehren, keinem Gott als dir vertrau'n."
Sprach es, und aus Wolken leuchtend brach der Sonne voller Stral,
Frischer Mut belebt die Herzen, füllt des schwachen Häufleins Zahl.
Chlodwig selbst ergriff das Banner, trug es in der Feinde Reih'n,
Und die Franken siegesmutig stürzen jauchzend hinterdrein;
Schreck ergriff der Feinde Rotten, feige wenden sie und flieh'n,
All ihr Kriegsruhm ist erloschen, ihre Macht und Freiheit hin.
König Chlodwig ließ sich taufen, und sein edles Volk zugleich,
Und vor allen deutschen Stämmen mächtig ward der Franken Reich.

Karl Simrock.

7. Das Horn zu Ronceval.

1. Das war ein tüchtig Streiten
Zu Ronceval im Thal!
Es troff auf beiden Seiten
Von Blut der scharfe Stal.
Von Heid' und Christenrittern
Sah man der Wunder viel;
Das war ein Lanzensplittern,
Ein lustig Würfelspiel!

2. Von allen aber einer
Warf stets den besten Pasch,
Dem widerstand wohl Keiner,
Der hieb so tief als rasch;
Der strich die Eisenfiedel
Auf blanker Helme Kranz,
Und sang ein munter Liedel
Vom Rhein und seinem Glanz.

3. Das war des Kaisers Vetter,
Der starke Held Roland!
Der schrieb im Kampfgeschmetter
Die leserlichste Hand;
Der ließ die Klinge kreisen,
Als wär's ein Becher Wein,
Und rief: „Sonst trink' ich Weißen,
Heut schenk' ich Roten ein.

4. „Heran, ihr Mohrenfürsten
In Panzern goldig hell,
Löscht meines Schwertes Dürsten
Mit eurem Lebensquell!
Karl, hast du keine Kunde,
Wie man hier tiostirt,
Wie deine Tafelrunde
Heut manchen Mann verliert?

5. „Wir kämpften und wir zechten,
Doch nun ist alles aus;
Bald hör' ich auf zu fechten,
Dies ist mein letzter Strauß.
Noch treuer, als der Dame,
Hielt ich dir meinen Schwur,
Und leben wird mein Name
Im Lied des Troubadour.

6. „Das Häuflein ist gelichtet,
Das deine Nachhut war;
Wie Garben aufgeschichtet,
Liegt fast die ganze Schar.
Um jeden, der gesunken,
Ein Dutzend Heidenbrut:
Der Rasen ist wie trunken
Von all dem warmen Blut."

7. Als keiner mehr von allen,
So Christ, als Heide stand,
Dann erst ist er gefallen,
Der starke Held Roland!
Am Schwert die müde Rechte,
Bepurpurt Helm und Schild;
Der erste im Gefechte,
Der letzte im Gefild.

8. Doch eh' der Tod, so blutig,
Ihn gänzlich übermannt,
Greift er noch todesmutig
Sein Horn, den Olifant:
„Den besten Gruß, mein Kaiser,
„Dir noch mit diesem Schall!"
Und leis' verklingt und leiser
Das Horn zu Roncevál. F. Löwe.

8. Heinrich der Vogelsteller.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.
2. In Wies' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!
3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
„Was gilts'? Heut giebt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelzelt.
4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
„Für eine Reiterschar?"
5. Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang,
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
„Den ganzen Vogelfang!"
6. „Ei nun! — Was giebt's?" Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herrn, sagt an." —
7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt,
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"
8. Dies rufend knien sie vor ihm hin,
Und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will!"
9. Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang,
Herr Gott, wie Dir's gefällt." Vogl.

9. Der Schenk von Limburg.

1. Zu Limburg auf der Feste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg' und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder;
Das steht den Jägern gut.
Es hieng ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

3. Wol hatt' er Knecht und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Gieng doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus;
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle,
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen,
Und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten;
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie;
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

7. Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß:
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
„Ich nehm' ihn mir zur Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
Des ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank." —

10. „Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

11. Der Graf hat sich erhoben;
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch' Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand;

Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk."

Uhland.

10. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

1. Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer!
Nimm den Schild und dies Geschoß,
Tummle du forthin mein Roß!

2. Siehe dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

3. Herzog Rudolph hat dies Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold,
Und verschmähte Heinrichs Sold.

4. Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten: Rudolfs Mut
That mit seiner linken Hand
Noch den Franken Widerstand.

5. Nimm die Wehr, und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

6. Zücke nie umsonst das Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht,
Sei ein Wetter in der Schlacht!

7. Immer sei zum Kampf bereit!
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone des, der wehrlos fleht!
Haue den, der widersteht!

8. Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht;
Trotze dann, ein fester Turm,
Der vereinten Feinde Sturm!

9. Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands wert;
Deine Mutter härmte sich
Stumm und harrend, und verblich.

10. Einsam bin ich nun und schwach
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber siebenmal
Als der sieben andern Fall!

11. Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich!

v. Stolberg.

11. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not.
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast muß't der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben

Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Funfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Gieng seines Weges Schritt vor Schritt.
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttisch um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie flieh'n in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen.
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche." Uhland.

12. Des Deutschritters Ave. Aus dem 14. Jahrh.

1. „Herr Ott vom Bühl, nun drängt die Not,
Nun zeigt, wie treu Ihr's meint!
Das Feld ist rot, und die Brüder sind tod,
Und hinter uns rasselt der Feind.

2. Wohl klag' ich manch gebroch'nen Speer,
Manch' Wappenschild zerspalten;
Doch schmerzt's um den heiligen Kelch mich noch mehr
In meines Mantels Falten.
3. Im Schlachtfeld tranken wir alle daraus,
Zu sühnen uns mit Gott;
Soll nun beim wüsten Siegesschmaus
Der Heid' ihn schwingen zum Spott?
4. Herr Ott, und fühlt Ihr Euch stark und jung,
Noch einmal wendet das Roß!
Versucht mit scharfem Schwertesschwung
Noch einmal zu hemmen den Troß!
5. Und haltet Ihr nur so lang' ihn auf,
Als Ihr ein Ave sagt,
So rettet meines Hengstes Lauf
Den Kelch, um den Ihr's wagt."
6. Herrn Otts Besinnen war nicht groß,
Sprach: „Ja" und weiter nichts;
Des Meisters Roß von dannen schoß
Im Stral des Mondenlichts.
7. Und als das Kreuz auf dem Mantel weiß
Nicht mehr zu kennen war,
Da sauste schon auf Gäulen heiß
Heran der Lithauer Schar;
8. Und als der Mantel fern im Schwung
Nur schien wie ein fliegender Schwan,
Da fielen sie den Ritter jung
Mit grimmigen Streichen an.
9. Die krummen Schwerter blinkten frei,
Es rasselten dumpf die Keulen,
Dazwischen gieng ihr Kampfgeschrei
Wie hungriger Wölfe Heulen.
10. Herr Ott vom Bühl sprach: „Ave, Marie!"
Und führt' einen Hieb, der traf;
Der Häuptling flog vom Sattel auf's Knie
Mit durchgespalt'nem Schlaf.
11. Das zweite Wort der Held dann sprach
Und hieb noch kräftiger schier;
Der Bannerträger zusammenbrach,
Und über ihn fiel das Panier.
12. Und Wort um Wort, und Streich um Streich,
Das war ein tapfer Gebet;
Bei jedem Spruch lag allsogleich
Ein Heide dahingemäht.
13. Und es klaffte dem Ritter das Stalhemd weit,
Und es färbten die Ringe sich rot;
Er aber ward nicht laß im Streit,
Und jeder Schlag war Tod.

14. Und es barst sein Schild, und es sank sein Pferd,
Da kämpft' er fort zu Fuß;
Mit beiden Händen schwang er das Schwert,
Und betete weiter den Gruß.
15. Doch als zu Ende das Ave gieng,
Er führte noch einen Streich,
Und in getürmter Leichen Ring
Hin sank er blutig und bleich.
16. Sein Mund ward stumm, sein Arm ward schwer,
Im Tode stand sein Herz;
Nicht: Amen! konnt' er sprechen mehr,
Das war sein letzter Schmerz.
17. Doch die Lithauer warfen die Renner herum,
Kein Streit mehr lüstete sie.
Gerettet war das Heiligthum
Durch des Ritters: „Ave, Marie!"
18. Gott geb' ihm droben selige Statt
Auf's tosende Schlachtgetümmel!
Wer so auf Erden gebetet hat,
Mag Amen sagen im Himmel. Geibel.

13. Hie Welf!

1. Fürwahr, ihr Longobarden, das war ein schwerer Tritt,
Den Friedrich Barbarossa durch Mailands Bresche ritt,
Licht war das Roß des Kaisers, ein Schimmel von Geburt,
Das war mit welschem Blute gescheckt bis über den Sattelgurt.
2. Es saß der Hohenstaufe in Stal von Fuß zu Kopf,
Er stemmte wider die Hüfte den schweren Schwertesknopf,
Das Haupt zurückgeworfen, die Lippe kniff sich schlimm,
Sein Bart stob all zu Berge, und jedes Haar war Grimm.
3. Wie lagest du, o Mailand, du sonst so hoch und frei,
Zertreten im blutigen Staube, du Perle der Lombardei!
Der Schutt im Winde wirbelte, wo Säulen geragt unlängst,
Und über den Marmor stampfte der schwerhufige Friesenhengst.
4. Und Stille über den Trümmern und Stille in dem Troß,
Da zügelte der Rächer sein kaiserliches Roß.
Und tiefer ward die Stille, denn alles stand zur Stell',
Quer auf des Siegers Wege lag ein sterbender Rebell.
5. Der bäumte sich gewaltig mit halbem Leib hochauf,
Und sah mit unauslöschlichem, tödlichem Grimm herauf.
Er wimmerte nicht: „Erbarmen!" Er winselte nicht: „Gott helf!"
Er knirschte unter dem Helme vor sein trotziges: „Hie Welf!"
6. Das packte den Vertilger, wie fest er sich geglaubt,
Ihm schlug ein schwarzer Gedanke die schweren Zügel um's Haupt,
Er sah am südlichen Meere ein dunkelrot Schaffot,
Drauf kniete der letzte Staufe das letztemal vor Gott. v. Strachwitz.

14. Barbarossa's erstes Erwachen.

1. Es lag die goldne Aue
In blut'gen Frührotschein,
Als wär' mit blut'gem Taue
Besprengt der gelbe Rain.
Ernst blickte der Kyffhäuser
Durch Nebel auf die Flur,
Als der gebannte Kaiser
Auf aus dem Schlummer fuhr.

2. Er schaute zornesmutig
Die Schar der Diener an.
„Im tiefen Schlummer ruht' ich;
Wer hat mir das gethan?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh',
Und rief mit dumpfer Stimme;
Weh', Hohenstaufe, Weh'!

3. Wer hat mit Schwertgeklimper
Gerasselt hin zur Stund?
Wer hielt mir vor die Wimper
Die Leinwand, farbenbunt?
Wer hat mir Truggestalten
Gezeigt im wirren Traum?
Blutrote Tücher wallten
Auf eines Marktes Raum.

4. Hoch saß ein Mann zu Trone,
Deß Auge blickte List,
Und sah mit finsterm Hohne
Herab auf ein Gerüst,
Das ragte, schwarz behangen,
Aus Lanzen und Volkeshauf';
Zwei Knaben, bleich von Wangen,
Die standen obenauf.

5. Und zu der Knaben Seite,
Auf des Gerüstes Höh'n,
Sah ich, ein graus Geleite,
Den Henker wartend steh'n;
Er stand mit roter Mütze,
Im scharlachroten Rock;
Sein Schwert war seine Stütze;
Vor ihm der Todesblock.

6 Da schmetterten die Zinken
Mit gellen Tönen: Mord!
Seht ihr des Königs Winken,
Hört ihr sein herrschend Wort?
Schnell wirft der eine Ritter
Den Handschuh unter's Volk;
Das murrt, wie, vom Gewitter
Erregt, ein Meereskolk.

7. Er legt das Haupt, das bleiche,
Fest auf den Eichenstumpf.
Das Schwert, mit einem Streiche,
Trennt es vom schlanken Rumpf.
Weit spritzt des Blutes Quelle;
Der König sieht's und winkt,
Und lächelt, als zur Stelle
Das Haupt des zweiten sinkt,

8. Auf meine Wappenschilder,
Die geborst'nen, rollt ihr Haupt.
Wer wies mir solche Bilder?
Wem hab' ich das erlaubt?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh',
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh', Hohenstaufe, Weh'!"

9. Die Zwerge steh'n und zagen,
Und neigen das Gesicht.
„Wer sollte solches wagen?
„Wir, Herre! sicher nicht!" —
Zur selben Zeit sah Neapel
Den jungen Konradin
Auf blutbespritztem Stapel
Mit Schwabens Friedrich knien.

10. Da fuhr der bärt'ge Kaiser
Zuerst empor vom Pfül:
Sah träumend im Kyffhäuser
Des eignen Stammes Ziel.
Er schilt und starrt verwundert,
Und blinzt dann wieder stumm! —
Beinah' war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

Freiligrath.

15. Der Graf von Habsburg.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit,
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden;
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den gold'nen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wol pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?" —

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:

„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß;
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten."

7. „Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

8. „Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
D'rum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

9. „Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der and're die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet."

10. „Nicht wolle das Gott, rief mit Demutssinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben."

11. „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort
So wie Ihr jetzt ihn geehret!
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"
12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten. Schiller.

16. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

1. Auf der Burg zu Germersheim,
Stark an Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.
2. Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem gebrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"
3. Und die Meister sprechen: „Herr,
Wol noch heut erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"
4. „Auf nach Speier, auf nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!
5. Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd steh'n die Diener all;
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"
6. Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"

7. Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.
8. Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.
9. Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild,
Und bricht aus in laute Klage.
10. Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust in Maien.
11. Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Rüter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegenwallen.
12. In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stul,
Hört man für das Volk ihn beten.
13. „Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.
14. Da auf einmal wird der Saal
Hell vor überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.
15. Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.
16. Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels. Kerner.

17. Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wol in manchem tiefen Schacht."
3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Landgraf von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
„Auf den Bergen edlen Wein."
4. „Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
„Wol nicht steht an Schätzen nach."
5. Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat keine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;
6. Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan' in Schoß."
7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der Reichste,
„Euer Land trägt Edelstein!" Kerner.

18. Johannes Ziska.

1. Ragend steht der blinde Führer
Ziska dort auf seinem Wagen,
Mit der Donnerstimme herrschend,
Wie die heiße Schlacht zu schlagen.
2. Steht ein Hauptmann ihm zur Linken
Und ein and'rer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.
3. Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden sie, daß er befehle;
Alles schaut er klar im Strale
Seiner lichten Feldherrnseele.
4. In den Tagen, eh' der Pfeilschuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt er scharf dem Vaterlande
In's geliebte Angesicht;
5. All die Wälder, Ström' und Buchten,
Thalgewind und Bergesrücken
Eilt' er damals dem Gedächtniß
Unauslöschlich einzudrücken.
6. Und der Genius der Rache
Weiß im Finstern zu erspähen
Jedes Grundstück, wo am besten
Feindesleichen hinzusäen.
7. Dunkelt auch um Ziska's Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.
8. Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.
9. Ha, wie lauscht dem Kampf der Blinde!
Er erkennt im Sturm der Luft
Jede Waffe an der Stimme,
Wie herbei den Tod sie ruft.
10. Wildharmonisch seinem Ohre
Rauscht das Ringen zweier Heere,
Waffen, Schlachtruf, Ziska's Leiblied
Und im Hinsturz Mann und Mähre.

11. Freudig hört er, wie die Knechte
Sigismunds hinüberfahren,
All die sächsischen Geschwader
Sammt den ungrischen Husaren.

12. Und dem wilden, blinden Ziska
Geht im Heldenrausch der Ohren
Doch die klare Feldherrnruhe
Seines Geistes nie verloren.

Lenau.

19. Kolumbus.

1. „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mär!“ —
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wut;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut!“

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
„„Verräter! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Not!

3. „„Du giebst uns nicht Speise, so gieb uns denn Blut!““
Blut! rief das entzügelte Heer.
Sanft stellte der Große den Felsenmut
Entgegen dem stürmendem Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Stral!

4. „Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad,
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den mutigen Pfad,
Und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wut,
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Sie schonten sein heiliges Blut.

5. „„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Stral,
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letztenmal,
So zitt're der strafenden Hand!““
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.

6. Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust war schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes öden Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

7. Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
„Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn
Du meiner Sehnsucht Ziel!

8. „Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
„Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergeh'n
Im wüsten Flutengrab!"
So sprach der Held, von Mitleid weich, —
Da, horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
„Was bringt dein bebender Schritt?"

9. „Ach edler Feldherr, es ist gescheh'n!
„Jetzt hebt sich der östliche Stral."
„Sei ruhig, mein Lieber, auf himmlischen Höh'n
„Entsprang der belebende Stral.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„Leb' wohl denn, mein Feldherr! leb' ewig wohl!
„Ich höre die Schrecklichen nah'n!

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit:
„Ja, werft mich in's schäumende Meer;
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!" —

11. Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Weg in die flutende Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band,
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und: Land!
Land! rief es, und donnert' es, Land!!

11. 12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestralt
Erhob sich das glänzende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht. —
Sie stürzen zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht. Karoline Louise Brachmann.

20. Der Pilgrim vor St. Just. 24. Febr. 1557.

Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!
Bereitet mir, was euer Haus vermag:
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Toden gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

Platen.

21. Kaiser Max auf der Martinswand.

1. Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlagt!
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt:
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —
2. Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand
Des Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Des Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?
3. Das ist der Max von Habsburg, auf lust'ger Gemsenjagd.
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert mit pfeilbeschwingtem Lauf;
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!
4. Der Aar, zur Sonn' auffsteigend, hält hier die erste Rast:
Des Fittigs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt.
Wollt' einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', trau'n! ganz Tyrol und Steyer die Steine dazu behau'n.
5. Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebel schwand;
Und ob sie wahr erzählet, ersch'n nun kann er's hier:
Daß er's nie weiter plaud're, gesorgt ist schon dafür.

6. Da steht der Kaiserspropfe: Fels ist sein Trongezelt;
Sein Scepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält!
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauer die Sinne fast vergeh'n:

7. Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich luftiggrün;
Wie Fäden durch's Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin;
Die Bergkolosse liegen, rings eingeschrumpft zu Hauf,
Und schau'n, ein Friedhof voll Hügel, zu Maxen mahnend auf.

8. Jetzt stößt er, Hilfe rufend, mit Macht in's Horn hinein,
Daß es in Lüften gellet, wie dröhnend Wetterdräu'n;
Ein Teufelchen, das kichert in naher Felsenspalt:
Denn nicht zu Thale dringet des Hilferufs Gewalt.

9. In's Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho! ho! nicht so gelärmet! Da hilft das Schreien nicht:
Denn liebte Ihn sein Volk nicht — was er auch bieten mag,
Herr Max, Er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

10. Doch was das Ohr vernommen, das hat das Aug' geseh'n:
Die unten seh'n ihn schweben auf pfadlos steilen Höh'n;
Gebet und Glocke rufen für ihn zum Himmelsdom;
Von Kirch' zu Kirche wallet der bange Menschenstrom.

11. Jetzt an des Felsens Fuße erscheint ein bunter Chor;
Ein Priester inmitten weiset das Sakrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

12. „Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir,
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten; dein Blitz hat ihn erschlagen,
Ach, gern hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

13. Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm;
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligtum.
Ein Priester, plötzlich stürzend tod an des Altars Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

14. So mag dies Herz denn brechen, von Lieb und Segen voll!
So mod're nun mein Busen, der thatenglühend schwoll!
Verwelke Hand: denn nimmer krönt deine Mühe Gedeih'n!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

15. Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor!
„Komm heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

16. Und einen Bergmann sieht er frohlächelnd vor sich steh'n,
Der faßt ihn bei dem Arme und winkt ihm fürder zu geh'n.
Mit Leitern, Stal und Säulen wird kühn der Pfad gebahnt;
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

17. Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd droh'n;
Wol sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Tron.
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tyrol empfängt die zwei;
Kein Spötter kann belächeln die selt'ne Reiterei.

18. Wol kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
Ja, wol ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn;
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.
19. Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand;
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manches Sängers Munde, aus aller Tyroler Herz.

A. Grün.

22. Kaiser Max und Albrecht Dürer.

1. Durch Nürnbergs hohe Giebelgassen geht
Ein heller Zug voll Pracht und Herrlichkeit,
Voran zieht Kaiser Max voll Majestät,
Die schlanken Ritter bilden sein Geleit.
2. Und an bescheid'ner Pforte klopft er an,
Da ist das Haus, wo Albrecht Dürer wohnt,
Der hochberühmte, demutsvolle Mann,
Der in dem Reich der Kunst ein Kaiser tront.
3. Sie treten in die heil'ge Werkstatt ein,
Wo stiller Frieden, fromme Andacht webt,
Rings stehen Bilder auf den Staffelein,
Worin der Geist des Meisters ewig lebt.
4. Und vor der Tafel, d'ran er bildend schafft,
Da harrt, dem Leben und der Erd' entrückt,
Der Künstler, den zu reicher Schöpferkraft
Ein hoch und wunderbar Gesicht entzückt.
5. Den stattlichen Besuch bemerkt er nicht,
So tief hat ihn ergriffen sein Gebild —
Der Kaiser schweiget und kein Ritter spricht,
Durch das Gemach herrscht Ruhe still und mild.
6. Da scheint es Max, die Leiter sei zu schwank,
Den Rittern flüstert er: „Auf, angefaßt!"
Doch keiner stehet dem Befehl zu Dank,
Sie bleiben all' in träger stummer Rast.
7. Und Einer spricht: „Das ist nicht unser Thun,
Kein Edler dienet dem gemeinen Mann!"
Doch Max antwortet: „Wohl, so mögt ihr ruh'n!
Dem edeln Meister dient der Kaiser dann.
8. „Von Gottes Gnaden ist des Künstlers Geist,
Ich schätze solchen Mann dem Fürsten gleich.
Ihr Thoren, wie vermesset ihr euch dreist!
Die Kunst ist höher als ein weltlich Reich.
9. „Aus Bauern kann ich stempeln edle Herrn,
Zum Künstler präget nur der ew'ge Gott!"
Und vor der Schar mit Kette, Schwert und Stern
Faßt Max die Leiter — bitter ist sein Spott.

10. Wie stand beschämt die hochgeborne Schar,
Als Max am Holze hielt mit fester Hand.
So wurde Albrecht Dürer sein gewahr,
Der eben noch in tiefen Träumen stand.

11. Er stieg hinab und bot dem Herrn den Gruß,
In Einfalt war er sich des Glücks bewußt;
Doch drückte zu Umarmung und zu Kuß
Der große Kaiser ihn an seine Brust.

12. Und er verlieh ihm vor dem eiteln Kreis
Ein Wappen auch zum Zeichen hoher Gunst.
Der Aerger macht' die Junker kreideweiß. —
So ehrte Kaiser Max vor Zeit die Kunst. Wolfg. Müller.

23. Bretagne.

1. An den Ufern der Bretagne, horch! welch' nächtlich Widerhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

2. An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schar.

3. „Unsern König, den geliebten, wol! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heil'ge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höh'n,
Und an allen, allen Orten hört er seine Kinder fleh'n." —

4. Leis, o leis! der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin der Frommen!
Leis, o leise löst den Nachen, nehmet Angel und Gerät,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter, in die Wogen zum Gebet! —

5. Flinke Ruder hör' ich rauschen; alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

6. In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden;
Durch der Wellen dumpfes Murren schallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

7. Sprach der Alte durch die Wogen über alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen;
Durch der Wogen wildes Brausen schallte fröhlich der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

8. „Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern wie auf Erden,
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!"
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

9. Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, widerspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer. —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, — keine Rettung rings umher!
10. „Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern wie auf Erden;
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!"
Also durch der Wogen Wüten, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.
11. — Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam an's Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;
Nur am Morgen unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wundersel'ge, in des Frührots gold'nem Schein.

Prutz.

24. Hofers Tod. (20. Februar 1810.)

1. Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.
2. Die Hände auf dem Rücken,
Der Sandwirt Hofer gieng,
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.
3. Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrat'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol.
4. Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun der Sandwirt Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Der Sandwirt, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.
5. Dort soll er niederknie'n;
Er sprach: „Das thu' ich nit;
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz':
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!"
6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Und Sandwirt Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

J. Mosen.

25. Die Grenadiere.

1. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen;
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.
2. Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

3. Da weinten zusammen die Grenadier'
Wol ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"
4. Der and're sprach: „„Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.""
5. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage weit beß'res Verlangen;
Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!
6. „Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.
7. „Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.
8. „So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach' im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.
9. „Dann reitet der Kaiser wol über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen:
Dann steig' ich gewappnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!" Heine.

26. Die drei Gesellen.

1. Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der ein' ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.
2. Und als die drei einst wieder
Stunden im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?
3. Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei:
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur rechten und zur linken
Und lehnen sich an ihn.

Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's, und lauter noch.
4. Da gieng ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenstengel
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Todes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich. Rückert.

27. Das Lied von Schill.

1. Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter in's Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.
2. Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wol tausend der tapfersten Schützen mit;
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!
3. So ziehet der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.
4. Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.
5. Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
Dann zogen sie lustig in's Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrei'n.
6. Auf Stralsund stürmte der reisige Zug,
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.
7. Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief;
Jetzt liegen ihre Mauren und Türme tief.
8. O weh euch Franzosen! wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel rot!
Die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu töden, das däucht ihnen gut.
9. O wehe dir, Schill! du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

10. O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sprengst du nicht mit den Reitern in's Feld?
Was schließest in Mauren die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund da sollst du begraben sein.

11. O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund',
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

12. Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
„Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt."

13. So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

14. Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

15. Da schläft nun der fromme, der tapf're Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

16. Denn sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er zornig: Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will. E. M. Arndt.

28. Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

1. Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wol unter des Himmels Luft.

2. Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter,
Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

3. Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Drommet' einst ruft.

4. „Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wütrich hat.

5. Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden,
Bloßen,
Wo finden wir Dach und Haus?

6. Wo finden wir Kost und
Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl?
Die andern schleppten sich weiter;
Wir blieben hier zumal.

7. Die andern nahmen die
Britten,
Und andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hierher unsern Lauf.

8. Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.
9. Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Greuel
Ein dünner Rasen her.
10. Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab."

Zweites Grab.

11. Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.
12. Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.
13. Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.
14. Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;
15. Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er;
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hierher;
16. Umirrend mit den Scherben
Des Hauptes von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;
17. Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Not,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.
18. Jetzt hat sich's hier gesenket;
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.
19. Da sieht es die Befreiung
Nun wol auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.
20. Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah
Und ruft wol aus verwundert:
„Ein Feldherr ward ich ja!
21. O Feldherrnamt wie grausend!
Um mich, den Feldherrn, her
Gelagert sind die Tausend!
Ein großes Schmerzenheer.
22. Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund,
Der Tod hierher geladen;
Ihr seid mit mir im Bund.
23. Daß ohne Todenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht in Purpur itzt.
24. Ist keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuzieh'n
dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Toden ihn?
25. Mit seinen dunkeln Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wol euch nützen;
Doch fiel auch der nun schon.
26. Jetzt kann ich keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt,
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt."

Drittes Grab.

27. Zu Ottensen, von Linden
Beschattet auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden;
Dem soll, wer trauert, nah'n.
28. Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.
29. Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

30. Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.
31. Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.
32. Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indes in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.
33. Und so auch ruht im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vor'm Entweih'n.
34. Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen
Gegangen dran vorbei.
35. Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch weh'n,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu seh'n.
36. Wol hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.
37. Wol ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.
38. Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschau'n an dies zuletzt.
39. Wenn dort ein trübes Stönen
Den Busen hat geschwellt,
So ist, als zum Versöhnen,
Dies Grab hierher gestellt.
40. Die Tränen der Vertrieb'nen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vor'm beschrieb'nen
Stein unterm Lindenduft,
41. Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat, von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen."

Rückert.

29. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine steh'n:
Soll man hinein nach Frankreich geh'n?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" — „„der Feind? — dahier!""
„Den Finger d'rauf! den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" — „„Paris? — dahier!""
„Den Finger d'rauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein;
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!"

Kopisch.

30. Die Trompete von Gravelotte*).

1. Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

*) Nach einem Schreiben des Majors im magdeburgischen Kürassier-Regiment Grafen Schmettow ist das im Gedichte Mitgeteilte eine Thatsache.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.
3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wol wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.
4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!
5. Und er nahm die Trompet' und er hauchte hinein,
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!
6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hat durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toden klagte die wunde!
7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen, —
Um sie alle, es gieng uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.
8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toden, der Toden! Ferd. Freiligrath.

c) Stoffe aus dem Völker- und Menschenleben.

1. Der Sänger.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!" —
2. Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."
3. Der Sänger drückt die Augen ein

Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig d'rein
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine goldne Kette bringen.

4. „Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldene Last
Zu andern Lasten tragen!

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!"

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!"

Göthe.

2. Der Wilde *).

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.

*) Dem Verfasser wurde diese Geschichte als eine wahre Begebenheit erzählt.

Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laß mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet seinen Eigentümer,
Obdach hier in eurem Hause finden! —
Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städten
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hiengen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich an seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.
Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret. —
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens:
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich gieng er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Mut und nahte leise.
Wer ist draußen? brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.

Freund, im Walde hab' ich mich verirret,
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.
Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel.
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frische Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirt der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte.
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm seine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,

Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen! —
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche. Seume.

3. Die Tabakspfeife.

1. „Gott grüß euch Alter! — schmeckt das Pfeifchen?
Weißt her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon, mit goldnen Reifchen?
Was wollt ihr für den Kopf?“
2. O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom brävsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.
3. Da, Herr, da gab es reiche Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man uns're Leute
Der Türken Glieder mäh'n. —
4. „Ein andermal von euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euren Pfeifenkopf.“
5. Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.
6. Hört nur: Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.
7. Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trag ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.
8. Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.
9. Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt,
So dacht ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.
10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.
11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,

Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.

12. „Schön, Vater, ihr entlockt mir Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann."

13. Man hieß ihn nur den tapfern Walter:
Dort lag sein Gut am Rhein . . . .
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein."

14. „Kommt Freund, ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset eure Not:
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brot."

15. Nun top! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.

Pfeffel.

4. Das Lied vom braven Mann. (Im Junius 1776.)

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen uud preisen kann:
Zu singen und preisen den braven Mann.

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland, trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht;
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke d'rüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf;
Hier wohnte der Zöllner, mit Weib und Kind. —
„O Zöllner, o Zöllner! entfleuch geschwind!"

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,

Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?“ —

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
Auf beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!“ —

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

10. Rasch galopiert' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

12. Und immer höher schwoll die Flut;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,

Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Sturm und Wind.

14. Sieh', schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr;
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das Verderben dort.

15. Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an;
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben d'ran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

18. „Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
„Hier ist der Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „„Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu teil
Der Hab' und Gut verloren hat!""
So rief er mit adlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und gieng davon. —

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann. Aug. Bürger.

5. Georg Neumark und die Gambe.

1. „Sing', bet', und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Höchsten reichem Segen" —
Rief Neumark jeden Tag auf's neu',
Sang Lieder zu der Vorsicht Preis,
Trieb Wissenschaft mit regem Fleiß.
2. Doch derer, die im Himmel wohnen,
Vergißt gar oft das Erdenglück;
Es muß den gier'gen Mäkler lohnen,
Wie träf' bescheid'ne Kunst sein Blick?
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nahrung ihm gebrach.
3. Schon ward ihm das Gerät entrissen,
Als Unterpfand für Wuchergeld.
„Wol mehr noch muß der Aerm're missen!"
Sprach Neumark, floh zu Wald und Feld.
Erst mit des Dichters liebstem Gut,
Dem Bücherschatz, entwich sein Mut.
4. Doch wankt' auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwol die letzte Hilfe schwand;
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen
Bei harter Kost und leerer Wand,
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll frommer Zuversicht.
5. Spät, wenn beim Schein der düstern Lampe
Die Schwermut seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich;
Beim Finden süßer Melodie'n
Kam Trost des Himmels über ihn.
6. Nichts war ihm endlich überblieben
Als diese holde Trösterin;
Von bangen Sorgen hart getrieben,
Trug er auch sie dem Wuch'rer hin,
Nahm Abschied von dem teu'ren Pfand,
Gab seufzend es aus seiner Hand.
7. Erst, als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Klang gebrach,
Vermißt' er jedes Glück auf Erden,
Und stöhnte leis ein tiefes Ach.
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt's, ob Hilfe nützlich sei!"
8. Gott wußt' es auch. Am nächsten Morgen
Berief ein Graf*) den Unglückssohn,

---

*) Dieser Edle soll schwedischer Resident in Hamburg gewesen sein und Rosenkranz geheißen haben.

Und sprach: „„Man sagt, ihr lebt ihn Sorgen;
Wie? wär' das wol verdienter Lohn?
Bewährt mir Eure Kunst durch That,
Mit einer Schrift an Schwedens Staat!"'

9. Den Blick empor zu Gott, dem Retter,
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchliest die überreichten Blätter,
Betritt voll Mut's die neue Bahn.
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
Da ist mit Gott sein Werk vollbracht.

10. Und sieh! mit Gott ist's wohl gelungen;
Der Graf erhebt es hochvergnügt,
Wie kräftig, wie mit Engelzungen
Der Jüngling Wort an Wort gefügt!
„„Nimm,"' ruft er, „„dies aus Dankbarkeit,
Und bleibe meinem Dienst geweiht!"'

11. Traun! würdig war die Ehrenspende
Des, der sie gab, des, der sie nahm;
Er drückt gerührt des Edlen Hände
Mit stummem Dank und schöner Scham;
Ihn treibt das volle Herz nach Haus,
Doch — löst er erst die Gambe aus.

12. Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft voll Gram's gefloh'n,
Mit Jubel, prüft mit süßen Schauern
Den lieben, lang entbehrten Ton,
Drückt fest die Gambe an die Brust,
Und stimmt sie ein mit inn'ger Lust.

13. Nicht länger kann die Glut sich halten,
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!" —
Noch immer singt es Stadt und Land,
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter, segnet Neumarks Staub. J. F. Kind.

6. Der Reiter und der Bodensee.

1. Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Stral.
2. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;
3. Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
4. Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
5. Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

6. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
7. In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume giengen, die Felsen aus;
8. So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
9. Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
10. Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
11. Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
12. Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
13. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Ranm.
14. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
15. Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
16. „Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?
17. Die Maid, sie staunet den Reiter an:
‚Der See liegt hinter dir und der Kahn.
18. ‚Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du!'
19. Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
20. Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
‚Herr Gott! so ritteſt du über den See!
21. ‚An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
22. ‚Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
23. ‚Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?'
24. Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
25. Die Mütter, die Greise, die sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
26. „Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot uud iß vom Fisch!"
27. Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
28. Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
29. Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

30. Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
31. Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab. Gustav Schwab.

7. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.
2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.
3. Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.
4. Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.
5. Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geisel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.
6. Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.
7. Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.
8. Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.
9. Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer.
10. Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber,
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:
11. „Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden!
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden.
12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade.
13. Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen."
14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wanderfänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.
15. Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wider,
Ob der tode Postillon
Stimmt in seine Lieder. —
16. Weiter gieng's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Lenau.

8. Der tode Müller.

1. Die Sterne überm Thale stehn,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich gehn,
Er hat den Freund begehret.
2. Ich steig' hinab den Felsenstein,
Es donnert dumpf die Mühle,
Und eine Glocke tönt darein:
Die Arbeit ist am Ziele!

3. In Müllers Kammer tret' ich nun,
Starr liegt des Greises Hülle,
Es stockt sein Herz, die Pulse ruhn,
Und draußen auch wird's stille.

4. Die treuen Lieben weinen sehr,
Still bleibt sein Herz und kühle;
Die Wasser fließen wol daher,
Still aber steht die Mühle.

Kerner.

9. Das Glücksglöcklein.

1. Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Tron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, „mein Sohn, den lass' ich dir,
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:
2. „Du denkst dir wol die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also, sei dessen früh bewußt;
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück;
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!
3. Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht,
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht;
Zu Trone sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste war.
4. Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
In dem er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.
5. Den aber will er rühren, — so thut er's kund im Land, —
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.
6. Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.
7. Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht als weint:
‚Herr, denn du Freund geheißen, verriet dich wie ein — Feind!'
8. Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein,
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
‚Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?'
9. Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.
10. Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus;
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie:

11. „Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Stral?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stal!‘ —
„Ha, freche Räuber!“ donnert der Fürst in wildem Glüh’n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh’n.
12. Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach;
Und wenn’s auch oft, wie Freude, sich auf die Wang’ ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.
13. Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stule saß,
Da hört er vor dem Fenster Geschluchz ohn’ Unterlaß.
„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprecht’s nur aus!“ —
‚Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh’n vor’m Haus!‘
14. „Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut? —
‚Stünd’, Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften dein’s mit Blut!‘
Da wogt’s auch schon zum Saale gedämpften Schritt’s herein
Und will ihn nochmal sehen, ihm nochmal nahe sein.
15. „Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „„Ja!““
Der König hört’s, erhebt sich, steht wie ein Heil’ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, es läutet, und — lächelnd sinkt er um. J. G. Seidl.

10. Der tode Soldat.

1. Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toder Soldat,
Ein ungezählter, vergeß’ner
Wie brav er gekämpft auch hat.
2. Es reiten viel’ Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.
3. Es ist um manchen Gefall’nen
Viel Frag’ und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten
Giebt’s weder Träne noch Wort.
4. Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: Gewiß, er ist tod!“
5. Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf’!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehen um elf!“
6. Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in’s Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!“
7. Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen toden Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.
8. Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf;
9. Und gießt aus der Wolke die Tränen
Auf’s Haupt des Toden als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au’.

Seidl.

11. Ein Friedhofbesuch.

Beim Todengräber pocht es an:
„Mach’ auf, mach’ auf, du greiser Mann!
Thu auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab.“

Ein Fremder spricht's, mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.
„„Wie heißt der Teure, der euch starb
Und sich ein Pfül bei mir erwarb?““
„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?“
„„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.
Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.
Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer todes Mütterlein.““
Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.
Er steht und starrt zum teuern Grab
Mit tränenfeuchtem Blick hinab.
Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tode nicht.
Wie schlöß' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein!“

Vogl.

12. Das alte Haus.

1. Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

2. Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen, stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um alles wol Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

3. Dein Vater ward geboren hier
In der gebräunten Stube;
Die ersten Blicke gab er mir,
Der munt're, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenster Schein,
Dann erst auf seine Mutter.

4. Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schoß erfahren.

In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

5. Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen;
Hat dieses alles kein Gewicht,
So laß nur immer brechen!
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein;
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche!

6. Noch lange Jahre kann ich steh'n,
Bin fest genug gegründet;
Und ob sich mit der Stürme Weh'n
Ein Wolkenbruch verbündet:
Kühn rag' ich wie ein Fels empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

7. Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

8. Und wenn es einst zum Letzten geht
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird dies dich nicht erheben;
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

9. Nun schweigt es still, das alte Haus;
Mir aber ist's, als schritten
Die toden Geister all' heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche Kindeslust:
Laß steh'n das Haus, laß stehen!

10. Indessen ist der Mauermann
Schon in's Gebälk gestiegen;
Er fängt mit Macht zu brechen an,
Und Stein und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meister, geh' von hier!
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen.

Hebbel.

13. Schiffers Frau.

1. Wir sah'n dem Schiff am Ufer nach,
Bis Wind die Segel fiengen,
Bis über die See das Dunkel brach
Und die Augen übergiengen,
Dann kehrten wir heim, allein und zerstreut,
Wir Frauen und Töchter der Schiffersleut'.

2. Seitdem ist's nun im zweiten Jahr,
Daß dich die Wogen treiben,
Du irrst durch ferne Todesgefahr
Und ich muß Witwe bleiben.
Ich schaukle zu Haus in der Wiege dein Kind
Und dich, dich schaukelt der wilde Wind.

3. Oft fallen mir die Namen bei
Von Männern, die untergegangen,
Von denen wir oft am Abend zu zwei
Die traurigen Lieder sangen.
Vergessene Menschen in fremder Tracht
Besuchen mich oft im Traume der Nacht.

4. Sie schütteln ihr durchnäßtes Haar
Und grüßen wie fremde Boten,
Sie reichen einen Ring mir dar
Und Grüße von dem Toden, —
Von dir, von dir — ich erwach' und wein'
Und schlafe die Nacht nicht wieder ein.

5. Es lechzt vielleicht dein heißer Mund,
Und ich kann dich nicht laben,
Du liegst vielleicht im Meeresgrund
Sarglos und unbegraben;
Ach, daß ich selbst den Trost verlier'
In Frieden einst zu ruh'n bei dir! Lingg.

14. Die Wünsch'.

Es sitzn beinander beim Bier
Kamradn a Stuck' a vier
Die habn von Wünschn g'redt
Und weller dees mehreri hätt.
Der oa' sagt, dees wußt i' bald,
I' wünschet mir grad an' Wald,
Mit dem ma' z'Kalch brenna kunnt
Den ganzen Watzmann von Grund.
Der ander' sagt, und i' a' G'schloß
So weitschichti und so groß,
Daß der Kalch von Watzmann nit langt,
Bis ma' 's Dach zun baua anfangt;
Und der dritt' sagt, i' wollt', daß i' fund'
So viel Geld, daß' Enk abkaafa kunnt

Den Wald und dees ganzi G'schloß
So weitschichti und so groß.
Und der viert' sagt, i' wünschet mir schier
Nix anders als no' a' Maß Bier.
Da habn die andern glacht,
Daß der's a so dalket macht,
Und drüber a' fremder Herr,
Der winkt der Kellnerinn her
Und zahlt ihm no zwoa Maß Bier,
Dem viertn da vo' die vier,
Die andern studirtn Füchs'
Mit ihneri Wünsch' kriegn nix. v. Kobell.

15. Die Bitt'.

'Hat a' Bua gar schneidi' 'triebn
Bei 're kiniglichn Jagd,
Und da will halt z'ruck a' Keuler,
Und der Bua wihrt unverzagt,
Aber der, trotz all'n Schlagn,
Rennt 'n nieder in sein' Zorn,
Und dees G'schichtl nach 'n Jagn
Is der Kini inne worn.
'Laßt in's G'schloß den Buabn bringa
Wo d' Herrschaftn all beinand,
Grü' und Gold hat übrall gfunklt,
Großi Spiegl an der Wand,
Und der Bua war kloa' verschrocka';
'Sagt der kiniglichi Herr,
„Bitt' dir a' Gnad' aus, 's hat ma g'falln,
Daß d' so tapfer auf der Wehr;"
Und die Hofleut bischpern: sag' 'was,
Und a' jeder winkt ihm zua,
No' wos moants, daß d' Bitt' is g'wesn? —
„Außi möcht' i'," sagt der Bua. v. Kobell.

16. Der Trunk aus dem Stiefel.

1. Da droben saßen sie allzumal
Und zechten im alten Rittersaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
Und schimmerten weit in die Nacht hinein.
2. Es sprach der Rheingraf: „Ein Kurier
Ließ jüngst mir diesen Stiefel hier;
Wer ihn mit einem Zug wird leeren,
Dem soll Dorf Hüffelsheim gehören!"
3. Und lachend goß er mit eig'ner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand,
Und hob ihn mitten wol in den Kreis:
„Wohlan, Ihr Herren, Ihr kennt den Preis!"

4. Johann von Sponheim hielt sich in Ruh
Und wünschte dem Nachbarn Glück dazu,
Und dieser, Meinhart war's von Dhaun,
Zog scheu zusammen die dunkeln Brau'n.
5. Verlegen den Bart sich Flörsheim strich,
Und Kunz von Stromberg schüttelte sich,
Und selbst der mutige Burgkaplan
Sah den Koloß mit Schrecken an.
6. Doch Boos von Waldeck rief von fern:
„Mir her das Schlückchen! Zum Wohl, Ihr Herrn!"
Und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer,
Und warf sich zurück in den Sessel schwer,
7. Und sprach: „Herr Rheingraf, ließ der Kurier
Nicht auch den andern Stiefel hier?
Was maßen in einer zweiten Wette
Auch Roxheim gern verdienet hätte."
8. Deß lachten sie alle und priesen Boos
Und schätzten ihn glücklich als bodenlos;
Doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
Gehörte dem Ritter Boos fortan.

Gustav Pfarrius.

17. Das grüne Tier und der Naturkenner.

1. Die Thadener zu Hamerau sind ausgewitzte Leute;
Wär' noch kein Pulver in der Welt, erfänden sie es heute!
Allein, allein,
So wird es immer sein;
Was man zum erstenmal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht!
Und — wie einmal die Thadner mäh'n,
Sie einen grünen Frosch erseh'n,
So grüne, so grüne!

2. So grüne war der liebe Frosch, und blähte mit dem Kropfe,
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei die Mütze von dem Kopfe:
Mit Beinen vier
Ein grünes, grünes Tier!
Das war für sie zu wunderlich,
Zu neu und zu absunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her,
Sollt' sagen, welch ein Tier das wär',
Das grüne, das grüne!

3. Das grüne Tier der Schultheiß sah, als einen Hupf es machte;
Die Thadner wollten schon davon, da sprach der Alte: „Sachte!
Lauft nicht davon,
Es sitzt und ruhet schon.
Seid still! und ich erklär' es bald:
Das Tier kommt aus dem grünen Wald,

Der grüne Wald ist selber grün,
Davon ist auch das Tier so grün,
So grüne, so grüne!
4. So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube,
Und wenn es nicht ein Hirschbock ist, — ist's eine Turteltaube!"
Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: Das ist unser Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein' Kreatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!

A. Kopisch.

18. Ein deutscher Postillon.

1. Es fuhr der Herr von Zavelstein
Gar lustig in die Welt hinein,
Und vor ihm auf den Kutschertron
Saß Michel hoch als Postillon,
Ein Kerl als wie ein Riese.
2. Und fort gieng's durch den Böhmerwald,
Da plötzlich tönt ein donnernd: Halt!
Zwei Räuber nah'n; doch kämpft voll Mut
Der edle Herr, schon fließt sein Blut
Aus mancher tiefen Wunde.
3. Der Postillon schaut ruhig d'rein,
Da ruft der Herr von Zavelstein:
„Nehmt alles, nur gerbt mir dem Hund
„Dort auf dem Bock das Fell erst wund,
Der mich so feig verlassen!"
4. Ein Ruck — und Michel stürzt vom Bock,
Auf seinem Rücken tanzt der Stock,
Es trifft ihn mächtig Streich auf Streich,
Doch stets bleibt seine Ruh' sich gleich,
Als müßt' er's eben leiden.
5. Auf einmal aber reckt er sich
Und immer höher streckt er sich,
Und jetzt ein Schlag und noch ein Schlag,
Und blutend auf dem Boden lag
Vor ihm das Raubgesindel.
6. „Was!" rief der Herr von Zavelstein,
„Du toller Narr, was fiel dir ein?
„Erst läßt du mich in Not, du Wicht,
„Dann hältst du still und wehrst dich nicht,
Und dann erschlägst du beide!"
7. „„Herr!"" sprach der Michel voller Ruh,
„„Erst schaut' ich dem Spektakel zu;
„„Doch als mir's selbst an's Leder gieng

Und das mich an zu jucken fieng,
Da bin ich warm geworden.
8. „„Und seht, bin ich erst einmal warm,
Dann juckt's gewaltig mir im Arm,
Dann werd' ich voller Gall' und Gift
Und wohin meine Faust dann trifft,
Da wächst kein Grashalm wieder!““ Sturm.

II. Beschreibende Poesie.

1. Abendlandschaft.

1. Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.
2. Still und hehr
Stralt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.
3. Silbersand
Blinkt am Strand;
Röter schweben hier, dort bläßer
Wolkenbilder im Gewässer.
4. Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.
5. Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub' und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.
6. Pappeln weh'n
Auf den Höh'n;
Eichen glüh'n, zum Schattendome
Dicht verschränkt, am Felsenstrome.
7. Nebelgrau
Webt im Tau
Elfenreigen dort, wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.
8. Auf der Flut
Stirbt die Glut;
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.
9. Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel weh'n im Thale
Um versunk'ne Heldenmale.

Matthisson.

2. Amalfi.

Festtag ist's und belebt sind Zellen und Gänge des Klosters,
Welches am Felsabhang in der Nähe des schönen Amalfi,
Flut und Gebirge beherrscht, und dem Auge behaglichen Spielraum
Gönnt, zu den Füßen das Meer und hinaufwärts kantige Gipfel,
Viele Terrassen umher, wo in Lauben die Rebe sich aufrankt.

Doch nicht Mönche bewohnen es mehr, nicht alte Choräle
Hallen im Kirchengewölb' und erwecken das Echo des Kreuzgangs:
Leer steht Saal und Gemach, in den Kalktufgrotten der Felswand
Knien, der Gebete beraubt, eingehende Heiligenbilder,
Sonntags aber entschallt den verödeten, langen Gebäuden
Frohe Musik, es besucht sie die luftige Jugend Amalfi's:
Kinder beschwingen im Hof, blitzäugige Knaben, den Kreisel
Rasch an der Schnur, und sie fangen den taumelnden dann in der Hand auf;
Aeltere werfen die Kugel indes, die Entfernungen messend,
Zählen, im Spiele der Morra, die Finger mit hurtigem Scharfblick,
Oder sie stimmen zu rauhem Gesang einfache Guitarren,
Freudebewegt. Teilnehmend erscheint ein gesitteter Jüngling
Unter der Schaar, doch nicht in die Spiele sich selbst einmengend;
Hoch vom steilen Gebirge, das Fest zu begeh'n in Amalfi,
Schön wie ein Engel des Herrn, in die Tiefe heruntergestiegen:
Reizend in Ringen umkräuselt die Bran'n schwarzlockigen Haupthaars
Schimmernde Nacht, rein leuchtet die blühende Flamme des Auges.
Doch wer kann, da die Zeit hinrollt, festhalten die Schönheit?
Schweige davon! Rings gähnt, wie ein Schlund, die gewisse Zerstörung:
Tritt auf jene Balkone hinaus, und in duftiger Ferne
Siehst du das Ufer entlegener Bucht und am Ufer erblickst du
Herrlicher Säulen in Reih'n aufstrebendes, dorisches Bildwerk.
Nur Eidechsen umklettern es jetzt, nur flatternde Raben
Ziehen geschaart jetzt über das offene Dach lautkreischend;
Brombeern decken die Stufen, und viel giftsamiges Unkraut
Kleidet den riesigen Sturz abfallender Trümmer in Grün ein.
Seit Jahrtausenden ruht, sich selbst hinreichend und einsam,
Voll trotzbietender Kraft, dein fallender Tempel, Poseidon,
Mitten im Haidegefild und zunächst an des Meers Einöde.
Völker und Reiche zerstoben indes, und es welkte für ewig
Jene dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Pästum!
Aber ich lasse den Geist abirren. O komm nach Amalfi
Komm nach Amalfi zurück! Hier führt ein lebendiges Tagwerk
Menschen vorüber. Wenn auch einstürzen die Burgen der Väter
Auf des Gebirgs Vorsprüngen, wenn auch kein Masaniello,
Der die Gemüter des Volks durch siegende Suada dahinriß,
Willkür haßt, noch branden die Wellen, es rudert der Enkel,
Wie es der Ahnherr that in den blühenden Tagen des Freistaats,
Noch aus heimischer Bucht, aufziehend die Segel, das Fahrzeug.
Sprich, was reizender ist? Nach Süden die Fläche der Salzflut,
Wenn sie smaragdgrün liegt um zackige Klippen und anwogt,
Oder der plätschernde Bach nach Norden im schattigen Mühlthal?
Sei mir, werde gegrüßt dreimal mir, schönes Amalfi,
Dreimal werde gegrüßt! Die Natur lacht Segen, es wandeln
Liebliche Mädchen umher und gefällige Knabengestalten,
Wo du den Blick ruh'n lässest in diesem Asyle der Anmut.

Ja, hier könnte die Tage des irdischen Seins ausleben,
Ruhig wie schwimmendes Silbergewölk durch Nächte des Vollmonds,
Irgend ein Herz, nach Stille begierig und süßer Beschränkung.

Aber es läßt ehrgeiziger Brust unstete Begier mich
Wieder verlassen den Sitz preiswürdiger Erdebewohner,
Bannt am Ende vielleicht in des Nords Schneewüste zurück mich,
Wo mein lautendes Wort gleichlautendem Worte begegnet.

Platen.

3. Löwenritt.

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre.
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.
2. Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:
3. Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.
4. Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?
5. In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht
gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!
6. Sieh, die mondbestralte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.
7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.
8. Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.
9. Zagend auf lebend'gem Trone seh'n sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Tod, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen

Freiligrath.

4. Der Kirchgang. (Bruchstück.)

O sel'ger Gang, am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saft'ger Buchen duft'gen Schlag,
Durch Wiesengründe, bronnenfrisch,
An junger Erlen schlankem Hag,
Zu wandeln zu des Herren Tisch!
Noch überall ist tiefe Ruh',
Die Himmelsaugen blicken matt
Und fallen mählich brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm und jeder Stein,
Die Vöglein all' in Busch und Baum,
Die Blümlein all' am Born und Rain.
Da ganz zuerst am Waldessaum,
Von Amaranthen's Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;
Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom taubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf;
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht.
Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum.
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt;
Da muß er endlich doch erwachen, —
Was will er mit der Jugend machen?
Dieweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hört's in der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerhecken
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Heidelerch', im Gras geborgen;

Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen!
Von ihrem Fittig aufgestört
Das Häslein aus dem Kraute blickt
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest in's Gras herunter
Und wäscht mit Tau die Aeuglein hell.
Jetzt endlich gar der Kuckuk schreit;
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern!
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
Von nah und fern aus allen Nestern
Ein grüßendes, geschäftig Wandern;
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken!
Drein wogen leis wie Alphornklang
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken. — v. Redwitz.

5. Beschreibung des Gewitters, welches die Gluten des Scheiterhaufens löscht.

(Aus „Thekla", einem Gedichte in 9 Gesängen.)

Da horch! Hochher vom Gebirge
Schwang sich die Windsbraut auf und schnaubt' in die Tiefe. Gerölle
Riß sich vom Abhang nieder und trieb es in wütendem Wirbel
Ueber die Stufen hinab in's dichteste Menschengewoge,
Und sie fuhr in die Brände, zerwühlte sie, kämpfte mit schwerem
Odem die Gluten zurück und zerstampfte die schweifenden Funken,
Daß die feurigen Zungen, im Sand sich häumend, verlechzten.
Doch in Purpur gehüllt, hoch unter dem Nachtfirmamente
Nahte das Wetter heran, und die Wolke zerriß, und ein Blitzstral
Flammte, so lang wie ein Schwimmer den Hauch anhielte des Atems,
Daß in zuckendem Glanze die Nacht zum Tag sich erhellte.
Nur ein Schrei des Entsetzens erscholl ringsum in der Menge.
Denn als ließe der Berg sein felsiges Haupt von der Höhe
Rollen, den Bau zu begraben und weit zu verschütten die Eb'ne,
So vom Himmel erklang die betäubende Stimme des Donners
Furchtbar lange Minuten. Die Helle verschwand, und im Finstern
Dröhnte der Schlag noch fort und erschütterte Mauern und Stufen.

Jetzo ein kürzerer Blitz, da brach das Gewölk, und der Regen
Prasselte laut in die Tiefe. Der Donner verscholl von des
Flutschwalls
Tosendem Heulen verschlungen. Hinaus in die ebene Landschaft
Wanderte schwer der Orkan und wälzte die Wucht des Gewitters
Ueber Ikonium hin und den See, und der düsteren Reise
Zeigten die Blitze den Weg. Heyse.

III. Lehrpoesie.

1. Fabeln.

1. Der Hund.

1. Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stelen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.
2. Alle Nachbarn gaben Rat.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirts Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doktor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.
3. Kaum erscholl die schlimme Post
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besucheu, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erseufzt er, bitt're Stunde!
O! wer hätte das gemeint!
4. Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon!
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wol davon gekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind,
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.
5. Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.
6. Liebst du mich, und bist du treu,
O! so hole sie herbei;
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verbrogen;
Aber friß mir keins davon.
7. Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bei schwachem Mute,
Nach dem Dunst von seinem Gute,
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: laß mir alles liegen!

Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber Bruder, eher nicht.
8. Sollt ich nur so glücklich sein,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich .. doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund,
Will ich dir bei meinem Leben
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst .. Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wol Neid?

Christ. Fürchtegott Gellert.

2. Das Johanniswürmchen.

1. Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.
2. Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungetüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.
3. Ach was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei, fuhr ihn das Untier an,
Warum glänzest du? Pfeffel.

3. Der Fuchs und der Has'.

Es ist amal gar was seltsam's gschegn,
Man werd ebbes selles so leicht nimmer segn,
A Has' und a Fuchs san mitanand ganga
Und der Has' vertraut an Fuchs a Verlanga.
Schau, sagt er, i hon no koan Menschn gsegn
Und 's waar ma wahrhafti gar viel dran glegn,
Du kennst gwiß oan,
Und i no koan,
Geh, zoag mar an Menschn, i bitt' di drum,
Daß i aa do amal zu dem Anblick kumm.
Scho recht, sagt der Fuchs, dees ko leicht sei'
Und maust a so hinter den Has'n drei. —
Da segn s' auf an Feld an kloaleizinga*) Buabn,
Der sitzt in an Acker und frißt a Ruabn;
Sagt der Has', da schau, ob dees koaner is,
„Na na, sagt der Fuchs, dees woaß i gwiß,
Dees werd erst a Mensch, verstehst mi mei Kind,
Es geht mit an Menschn nit gar a so gschwind."
Jetz kemma s' in's Holz, steht an alter Mo,
Der hackt ihm da Daarn, der Has' schaugt 'n o,
Is dees nit a Mensch, so fragt er den oan:
„Na na, sagt der Fuchs, du sichst aa no koan,
Dees ist oaner gwesn und is koaner mehr,"
Und wie 'r er so red't, kimmt a Jager daher.
Der Has' macht a Mannl und schaugt wie a Luchs,
Sollt' dees oaner sei', so fragt er 'n Fuchs.

*) winzig kleinen.

„Ja ja, du, der is 's, jetz schaug' 'n recht o!"
Er aber schiebt o und macht si davo,
Und 's Hasl hat geschaugt, auf damal papum,
Der Jager hat gschoß'n, da kugelt er um.
Da sichst auf a Haar, wie 's auf der Welt geht,
Wer an Schlangl vertraut, der is allzeit labet. v. Kobell.

4. Fabeln (von E. A. Fröhlich.)

1. Lebensworte.

1. Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche gold'nen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?" —

2. „Auch aus Grüften," sagt die Blüte,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn tode Schriften
Sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort!"

2. Wiederfinden.

„O du lieblicher Geselle,"
Sprachen Blumen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle!"
Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder
Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden.
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niedertauen."

3. Der Große.

1. Siegreich stand die Sonne wieder,
Und den Feind hielt sie darnieder.
Doch der Nebel wand sich auf,
Und er schreit mit Zornesfunkeln:
„Jetzo will ich dich verdunkeln
Und mit schweren Hagelwettern
Deine Saaten niederschmettern!"

2. Und die Sonne sagt darauf:
„Mutig denn! Erkämpf' die Schande
Und verheere meine Lande!
Mich bewegst du keinen Schritt,
Dich vernichtest du damit;
Und ich will mit neuen Lenzen
Ewig diese Erde kränzen."

4. Wörterkur.

„Aber Wörter sind's doch nicht,
Was du singest," also spricht
Zu der Nachtigall der Staar,
Dem gelöst die Zunge war,
Der auch mit den Wörtern bald
Will bekehren seinen Wald.
„'s ist d'rum," sagt sie, „sonderbar,
Daß so viel zum Herzen dringt,
Was man nicht in Worte bringt."

5. Fabeln (von Jul. Sturm).

1. Der Löwe und sein Kammerherr.

Des Löwen Kammerherr, der Affe, sprach:
„Der Schakal sagt im Volk dir heimlich nach,
„Du dankteſt deinen Feldherrn nur den Sieg."
Der Löwe sprach: „Ich wählte sie!" und schwieg.

2. Dornbusch und Veilchen.

Der Dornbusch sprach zum Veilchen:
„Kind, wart' auf mich ein Weilchen,
Bis meine Rosen mich umglüh'n."
Das Veilchen sprach bescheiden:
„Es steht nicht bei uns beiden,
Heut' oder morgen aufzublüh'n."

3. Esel und Rabe.

Zum Müllereſel sprach ein loſer Rabe:
„Freund, ich bewund're deine hohe Gabe." —
„Und welche?" rief der Esel voll Behagen. —
„Du kannst so gravitätisch Säcke tragen!"

4. Der Hase und die Schnecke.

Ein Hase fragte spött'scher Weise
Die Schnecke: „Wohin geht die Reise?" —
„Dort nach dem Krautfeld," sprach die Schnecke.
„Ei, ei" rief Lampe, „welche Strecke!
Du brauchst da sicher noch zwei Tage."
Die Schnecke sprach: „Das wär' die Frage!
Denn, kann ich auch nur langsam schleichen,
Beharrlichkeit hilft viel erreichen!

5. Der Wanderer und der Strom.

Der Wand'rer sprach: „Wie klar sind deine Wogen,
Und gestern kamst du noch so trüb gezogen!"
Da rauscht der Strom und läßt die Wellen blinken,
„Was mich getrübt, ließ ich zu Boden sinken,
Daß meine Flut nach sturmbewegtem Tage
Das stille Bild des Himmels wieder trage.

6. Das Lamm und der Dornbusch.

„Was zupfst du mir die Flocken aus,
Du machst dir doch kein Kleid daraus!"
So schalt das Lamm den Dorn.
Der sprach: „Die Flocken braucht für's Nest
Das Schwälblein, das dich grüßen läßt!" —
Da legte sich der Zorn.

7. Die alte Dorflinde.

Die Linde war des Dorfes Zier,
Wer aber fragte viel nach ihr?
Es lobte sie nur dann und wann
Vorübergeh'nd ein Wandersmann.
Da riß ein Sturm den Baum entzwei;
Nun gab's im Dorf ein Wehgeschrei,
Und alles pries, man glaubt es kaum,
Aus vollem Hals den toden Baum.

8. Auch eine Ansicht.

Vor einem blüh'nden Rosengarten stand
Ein Esel und rief ärgerlich hinein:
„O, wie verwüstet ihr das schöne Land!
Das müßt' ein Boden für die Disteln sein!"

---

2. Parabeln und Paramythien.

1. Die Kreuzschau.

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
2. Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstral
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
3. Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
5. „Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.
6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
7. Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."
8. Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
10. Und eine Stimme hört er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."
11. Versuchend gieng er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.
12. Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer;
So schwer und groß war jenes and're nicht,
Doch scharf von Kanten drückt es desto mehr.

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht;
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem gold'nen Glanz entsprach auch das Gewicht.
14. Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte sich noch seine Wahl;
Es wollte keines, keines für ihn passen.
15. Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! Vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum anderenmal.
16. Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein;
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
17. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht, nach Kraft und Maß.
„Herr," rief er, so du willst, dies Kreuz sei mein!"
18. Und wie er's prüfend mit dem Auge maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen. v. Chamisso.

2. Leben und Tod.

Es gieng ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Hafterband.
Das Tier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfieng scheu zu werden
Und that so ganz entsetzlich schnaufen;
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
An des geborst'nen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kameelhaupt furchbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder;
Dann blickt' er in den Brunnen nieder,
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.

Wo in die Mauerspalte gieng
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
Da sah er still ein Mäusepaar;
Schwarz eine, weiß die and're war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch, entwurzelt, fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Not,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren —
Er sah nicht des Kameeles Wut
Und nicht den Drachen in der Flut
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie däuchten ihm zu essen gut.
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemut,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiß, o Freund: der Mann bist du!
Vernimm die Deutung auch dazu!
Es ist der Drach im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen,
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,

Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du das Lasttier Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht,
Vergissest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest. Rückert.

3. Die Nektartropfen.

Als Minerva, jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen:
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die volle Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren d'rauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.
Glücklich haben sie gekostet,
Sie und and're zarte Tierchen;
Denn sie teilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.
Göthe.

4. Chidher.

1. Chidher, der ewig junge, sprach:
„Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei.
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.
2. Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das Eine wächst, wenn das Andere dorrt,
Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.
3. Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei.

Er sprach und lachte mit meinem Wort:
So lang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

4. Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum,
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: Der Wald ist ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

5. Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So gieng es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren." Rückert.

---

3. Legenden.

1. Petrus.

Domine quo vadis? —
Venio iterum crucifigi

1. „Weil verstockt der Jude Simon Roma's Götter hat geschmähet,
Weil verbot'nen Bund er stiftet, Zwietracht in die Geister säet,
Weil er einen Missethäter aller Reiche König glaubt:
Geb' ich morgen preis dem Volke an dem Kreuz sein frevelnd Haupt."
2. Kaiser Nero hat's gesprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker.
Betend wächst des Greises Glaube, Himmelssehnsucht regt sich stärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das der Herr prophetisch sprach:
„Fremde Hand wird einst dich gürten, Simon, folge dann mir nach!"
3. Da — welch' leis' vorsichtig Klopfen? Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wird's zu lange dem Tyrannen? Sendet er die Schlächter schon?
Nein, es spricht ein kühnes Wagstück seinem tollen Wüten Hohn.
4. Freunde sind's. Die Christen lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch einmal der Herr errette.
Doch umsonst Gebet und Zähre! Diesmal, ach! kein Engel naht —
Da beschließen drei der Kühnsten frisch auf eigne Hand die That.

5. Stark wol sind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Stärker doch der Wein von Chios, den die Dreie mit sich führen;
Mächtig sind des Kerkers Riegel, doch dem Eifer allzu schwach —
Schau', mit stolzverklärten Blicken stehn die Drei schon im Gemach.
6. „Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod ist Treue,
Unsrer Lieb' und Christi Kirche ist dein Haupt geschenkt auf's neue!
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, gürte deine Lenden, flieh!
Schiffe, stets bereit zur Abfahrt, triffst du in Puteoli."
7. Alter Jünger, kannst du wanken — den der Herr den Felsen
nannte,
Der so eben in der Sehnsucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er giebt sich hin den Freunden, überrascht und halb im Traum;
Frei schon auf dem Forum steht er, und er selber glaubt es kaum.
8. Eilends zu der Pforte lenken nun die Vier die leisen Schritte —
Unterm Thore kurzer Abschied — Bruderkuß nach Christensitte —
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, schnell im Lauf;
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in den weiten Mantel auf.
9. Auf der Gräberstraße zieht er; wegeweisend stehn die Sterne;
Neros goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein Andrer auf dem schmalen Weg daher.
10. Und es graust dem Alten — seitwärts biegt er aus mit
schwankem Fuße;
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt er sich mit flücht'gem
Gruße —
Grüßend schaut ihm der in's Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn
fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam? Sprich, was deine Flucht verhält!
11. Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes
Tropfen;
Wol nicht von des Weges Mühe mag so bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz — Petrus, kennst du die Gestalt?
Schon einmal vor deinen Augen ist sie also hingewallt.
12. Grüßend neigt er sich zum Jünger; seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regenwolken wild umronnen;
Fest nun ruhn sie auf dem Flüchtling — Petrus, kennst den Blick
du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wieder zur vergeßnen Pflicht.
13. Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde — doch das Herz läßt ihm nicht
Ruh'!
Und er ruft: „Mein Herr und Heiland, rede, wohin gehest du?"
14. Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
„Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt —
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird!"

15. Und der Herr verschwand; doch eil'ger, als er erst den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Ueber Hellas graut es schon;
Neros goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnentron.
16. Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zuthal,
Doch ein seligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Stral.

Kinkel.

2. Der gerettete Jüngling

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist:
Sie erhalten und der schönst' und schwerste
Sie, die schon verloren war, zu retten.
Sanct Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.
In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.
„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut! Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."
Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannnes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist, mit Tränen sag' ich es, ein Räuber." —
„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort." — „Ich muß ihn sehen."

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen — eben dieses wollt' er.
„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer!"
Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich, er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht. Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Tränen.
Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.
Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit. v. Herder.

3. Das Amen der Steine.

Vom Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Geis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersät war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und harren auf die Predigt."
Der blinde Greis erhob sich allsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Tränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten“ —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater! Amen! Amen!“
Der Knab' erschrak; reumütig kniet' er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn,“ sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zu Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen.“ Rosegarten.

4. Der Mönch von Heisterbach.

1. Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.
2. Er liest, was Petrus, der Apostel, sprach:
„Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr',
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.“
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.
3. Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht —
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.
4. Im Lauf erreichet er den Garten schnell.
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er stutzt — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.
5. Nach seinem Stule eilend, tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reih'n,
Nur Unbekannte findet er am Ort.
6. Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's — da murmelt man durch's Heiligtum:
„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr.“
7. „Der Letzte dieses Namens,“ tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan.“
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.
8. Da nennet man den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;

Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.
9. Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, und ist dem Tod geweiht,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.
10. Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar.
Drum grübelt nicht; denkt meinen Schicksal nach!
Ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag." Wolfg. Müller.

5. Legende.

Als noch verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf Erden gieng,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er, in Geistes Ruh,
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt.
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken,
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt,
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmut, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun gieng's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein gold'ner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sankt Peter schnell sich bückt.

So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen,
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Göthe.

---

4. Rätsel.

1. Der Rätselmann. (Von F. Rückert.)

1. Da runzelte der Rätselmann die Brauen
Und sprach das Rätsel vom Grauen:
„Wenn das des Morgens angeglommen,
Wird das der Nächte dir benommen:
Doch das des Lebensabends siehst du,
Wenn das ist auf dein Haar gekommen."

2. Nun sprach er geschwinde
Das Rätsel über die Winde:
„Eine nennt im Garten sich
„Wie am Himmel die vielen,
Nickt und neigt sich, wenn mit ihr
Die gleichgenannten spielen."

3. Nun lächelt' er schlau
Und sprach das Rätsel von Tau und Thau:
„Aus drei Teilen ist's geflochten;
Ist es stark, so hält es.
Doch es kommt ein Hauch dazwischen,
Und vom Himmel fällt es."

4. Dann sprach er wie zum Hohn
Das Rätsel von Ton und Thon:
„Mit drei Lauten schreibt man es,
„Daß ein Laut es werde;
Schieb einen vierten stummen ein,
So wird's zu stummer Erde."

5. Dann bracht' er dar
Das Rätsel vom Staar:
„Man läßt ihn sprechen,
„Man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel
Und ein Gebrechen."

6. Dann gab er zu lesen
Das Rätsel vom Verwesen:
„Es ist mehr als Veralten
„Und soviel als Verwalten;
Es erhält uns die Güter
Und zerstört die Gestalten."

7. Nun taucht' aus seiner Weisheit Meer als Insel
Das Rätsel vom Pinsel:
„In geschickter Künstlerhand
„Macht er schöne bunte Sachen;
Als ein ungeschickter Mensch
Läßt er alles mit sich machen."

8. Dann sprach er kecker
Das Rätsel: Lecker:
„Wer es ist, der ißt
„Gern das, was es ist.
Nennt mir's, wenn ihr's wißt!"

9. Er war noch nicht am Ziel,
Da er sprach das Rätsel vom Kiel:
„Sieh, welch ein dreister
„Und weitgereis'ter!
Mit Vögeln fliegt er,
Mit Schiffen kreist er;
Sodann beschreibend
Die Welt dir weist er,
Wenn auf den Blättern
Ihn lenkt ein Meister.
Den Westen kennt er,
Den Osten preis't er;
Mit Süd umglüht er,
Mit Nord umeis't er.
Bald rührt und schmelzt er,
Bald scherzt und beißt er;
Mit Wundern spielt er,
Mit Rätseln speis't er.

Er schafft Gestalten
Und wecket Geister;
Wenn eure wach sind,
So sagt: wie heißt er?" —

Hier ward er unterbrochen —
Von Klatschen oder Pochen?
Sonst hätt' er Jahr' und Wochen
In Rätseln fortgesprochen.

2. Rätsel. (Von Schiller.)

1.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihren Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.
3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet
Und wer sie künstlich hat gefügt!

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an einem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Lüfte fort;
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug.

3.

1. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.
2. Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.
3. Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.
4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es steht ein groß, geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißt's und geht's kein Wand'rer aus,
Und keiner darf drin weilen;
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert,
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert;
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein —
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der and're neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein and'res ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Der leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich stralet,
Noch schöner, als was er empfieng.

7.

1. Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

2. Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.
3. Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

8.

1. Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.
2. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.
3. Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.
4. Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.
5. Und dieses Ungeheuer
Hat zeimal nie gedroht —
Es stirbt im eig'nen Feuer;
Wie's tödet, ist es tod.

9.

1. Wir stammen, unf'rer sechs Geschwister.
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.
2. Vom Beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So dreh'n wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.
3. Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.
4. Wir sind des Frühlings luft'ge Boten
Und führen seinen muntern Reih'n:
D'rum fliehen wir das Haus der Toden,
Denn um uns her muß Leben sein.

5. Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut;
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

1. Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
2. Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
3. Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile hinaus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh';
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu;
Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größ'res Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;

Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

3. Rätsel.

Rate, was ich hab vernommen;
Es sind achtzehn kleine Gesellen in's Land gekommen,
Von Angesicht gar säuberlich,
Keiner doch dem andern glich.
All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen;
Und damit man sie sollte versteh'n,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich geh'n.
Das waren hoch gelehrte Leut:
Der erst' erstaunt, reißt's Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünfte gar wie ein Uhu thut,
Das waren ihre Künste gut,
Damit erhoben sie ein Geschrei
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei. Simrock.

Ein rotes Vorlegschloß hängt mir am Mund
Sonst thät' ich euch was Neues kund. Hebel.

Herr Cajus bläs't mich voll,
Herr Titus bläs't mich leer,
Dem schaff' ich süßen Ton,
Dem süße Düfte her. Hebel.

1. Kennt ihr der Weiber grausige Schar,
   Die hoch in den Lüften weben? —
   Bald mächtig dunkel, bald sonnig klar
   Sieht man sie kreisen und schweben.
2. Sie sterben dahin in Tränenflut
   Da scheint ihre Spur verloren,
   Doch aus den Tränen in Sonnenglut
   Wird jede auf's Neue geboren.
3. Und jede zwei mächtige Söhne trägt
   Verborgen im falt'gen Gewande,
   Bald liegen sie schlafend und unbewegt,
   Bald stürmen sie über die Lande.
4. Wenn sie erwachen, der Eine erhebt
   Die furchtbar gewaltige Stimme,
   Vor der das Herz der Schwachen erbebt,
   Wie vor des Löwen Grimme.

5. Der andere zuckt sein riesiges Schwert,
Das Bäume und Felsen zerschneidet,
Und wo es treffend herniederfährt,
Es Tod und Verderben bereitet.
6. Seht ihr der Weiber Grauengestalt?
Sie droh'n mit gespenstigen Händen,
Mit denen sie himmlischen Segen bald,
Bald Not und Vernichtung senden. L. Bauer.

---

5. Epigramme und Sprüche.

1. Epigramme.

Weltgunst ist ein Meer,
Darin versinkt, was schwer,
Was leicht ist, schwimmt daher. v. Logau.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandelt in die Ewigkeit. v. Logau.

Auf Kepler.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnot;
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
D'rum ließen ihn die Körper ohne Brot. Kästner.

Die gute Galathee, man sagt, sie schwärzt ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.
Lessing.

Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen. Lessing.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter, die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimt lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.
Göthe.

Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.
Schiller.

Der Säemann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blüh'n?

Schiller.

Märznacht.

Horch! Wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahst! Uhland.

2. Sprüche.

1. Ein Kranz ist gar viel leichter zu binden,
   Als ihm ein würdig Haupt zu finden.
2. Benutze redlich deine Zeit!
   Willst was begreifen, such's nicht weit!
3. Zwischen heut' und morgen
   Liegt eine lange Frist;
   Lerne schnell besorgen,
   Da du noch munter bist!
4. Die Tinte macht uns wol gelehrt,
   Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
   Geschrieben Wort ist Perlen gleich;
   Ein Dintenklex ein böser Streich.
5. Mit einem Herren steht es gut.
   Der, was er befohlen, selber thut.
6. Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
   Das And're wird sich von selber machen.
7. Wenn jemand sich wohl im Kleinen däucht,
   So denke: der hat ein Großes erreicht.
8. Wer sich nicht nach der Decke streckt,
   Dem bleiben die Füße unbedeckt.
9. Nur heute, heute laß dich nicht fangen,
   So bist du hundertmal entgangen.
10. Das wär' ein schönes Gartengelände,
    Wenn man den Weinstock mit Würsten bände.
11. Wer aber recht bequem ist, und faul,
    Flög' dem eine gebratene Taube in's Maul,
    Er würde höchlich sich's verbitten,
    Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.
12. Daß das Glück ihm günstig sei,
    Was hilft's dem Stöffel?
    Denn regnet's Brei,
    Fehlt ihm der Löffel.
13. Wol unglückselig ist der Mann,
    Der unterläßt das, was er kann,
    Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
    Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

14. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht ein Reihe von schönen Tagen.
15. Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.
16. Du bist sehr eilig, meiner Treu'!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.
17. Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.
18. Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
19. Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage!
Wirst du die Krämerwage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen.
20. Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu, als hättest du's nicht gezählt!
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben. Göthe.

3. Vierzeilen.

1. Sieh, der Schöpfung Rosenbeet
Wird nie von Gewächsen leer;
Wenn von hinnen eines geht,
Kommt das and're frisch daher.
2. Die Rose stand im Tau,
Es waren Perlen grau.
Als die Sonne sie beschienen,
Wurden sie zu Rubinen.
3. Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf,
Gäb' es wol einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eignen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.
4. Die Schönheit der Welt steht groß und nah
Vor des Menschen natürlichen Augen da;
Du brauchst nicht, um sie zu ergreifen,
Fernrohr und Kleinsehglas zu schleifen.
5. Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.
6. Mal' innen deine Zimmer aus,
Daß sich daran dein Aug' erquicke;

Laß außen ungeschmückt dein Haus,
Daß es nicht reize Feindesblicke!

7. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

8. Thu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist sein Preis.

9. Die Dankbarkeit ist eine schwere Last.
Wenn du sie Einem auf willst legen,
So thu's mit aller Milde, die du hast,
Daß er dir ja nicht werde gram deswegen.

10. Es fällt dem Esel freilich schwer,
Die falsche Löwenhaut zu tragen;
Allein es reizt ihn gar zu sehr,
Seinesgleichen Ehrfurcht einzujagen.

11. Das sind die Weisen,
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen;
Die bei dem Irrtum verharren,
Das sind die Narren.

13. Was du Ird'sches willst beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor!
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht. Rückert.

4. Angereihte Perlen.

1. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren!
2. Es weichen Sonn' und Mond einander freundlich aus;
Selbst ihnen wäre sonst zu eng ihr weites Haus.
3. Wenn dir in Zornesglut dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?
4. Zum Feinde sag': Ist Tod uns Beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm und laß uns Freunde sein!
5. Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach And'rer Fehlern,
Und nie wirst du berühmt durch freuden Ruhmes Schmälern.
6. Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eigene Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.
7. Wach' auf! Die Sonne sucht ein Bild dir vorzumalen.
Wie man zu Gottes Ruhm am Morgen könne stralen.
8. In bunten Schalen steht der Frühwein eingeschenkt,
Womit der König Lenz sein Hofgesinde tränkt.

9. Mit sieben Zungen thut die Lilie sich kund,
Und halbgeöffnet schweigt der Rose Knospenmund.
10. Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen.
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.
11. Es wankt das Tulpenbeet, vom eig'nem Glanze trunken;
Das Liebesfeuer brennt, wer zählet seine Funken?
12. Narzisse schaut dich an mit gold'nem Augenstern:
„Ich blicke nach dem Licht, du blicke nach dem Herrn!“
13. In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt!
14. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.
15. O Herz, versuch es nur! So leicht ist gut zu sein,
Und es zu scheinen ist so eine schwere Pein.
16. Wer erst sein Tagewerk gethan hat, kann dann ruh'n;
O förd're dich geschwind, dein Tagewerk zu thun!
17. Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.
18. O bitt um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln.
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Rückert.

5. Sprüche von Rückert.

Vorsprache halt' im Vorübergehen vorm Nachbarsthor,
Fürsprache such' im Himmel dir und im Palast,
Vorliebe für die eig'nen Kinder ziemt dem Mann,
Fürlieb mit dem ihm Vorgesetzten nimmt ein Gast,
Vorwitz ist lächerlich, wenn er für Witz sich hält;
Vorsicht und Fürsicht ist des Schiffers Steu'r und Mast;
Gott sieht für dich, wo du nicht siehst und sieht vor dir;
Heil dir, daß du den Für- und Vorherseher hast.

6. Sprüche von Geibel.

Thu' du redlich nur das Deine
Thu's mit Schweigen und Vertrau'n;
Rüste Balken, haue Steine,
Gott, der Herr, wird bau'n!

Willst du Großes, laß das Zagen,
Thu' nach kühner Schwimmer Brauch,
Rüstig gilt's die Flut zu schlagen,
Doch es trägt die Flut dich auch.

7. Die sechs Wörtlein.

Sechs Wörtlein nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Ich soll, ist das Gesetz, von Gott in's Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von and'rer Seite hält.
Ich kann, daß ist das Maß der mir verlieh'nen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt,
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag,
Die Sechse nehmen mich in Anspruch jeden Tag.
Nur wenn Du stets mich lehrst, weiß ich, was jeden Tag
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Rückert.

IV. Lyrische Poesie.

1. Der Zürchersee. (Ode.)

1. Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.
2. Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Koum in rötendem Strale
Auf dem Flügel der Abendluft,
3. Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.
4. Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürich in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

5. Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Wald's, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!
6. Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!
7. Süß ist, fröhlicher Lenz deiner Begeisterung Hauch,
Wenn die Flut dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gießt.
8. Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner, und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!
9. Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bess're sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der tauenden Ros' umkränzt;
10. Wenn er dringt bis in's Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.
11. Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert!
12. Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,
13. Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's sanfte Herz,
Ist, beim Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen wert!
14. Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!
15. Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:
16. Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

17. O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal im Elysium! Klopstock.

2. Der Tod für's Vaterland.

1. Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms, doch sichrer
2. Kömmt über sie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Knie der Ehrelosen.
3. O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben, lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel
4. Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland — und bald ist's gescheh'n! Zu euch
Ihr Teuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!
5. Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu seh'n,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich ist's hier unten. Hölderlin.

3. Loos des Lyrikers.

1. Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.
2. Gern zeigt Jedwedem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Drama's
Schöpfer den Schauplatz:
3. Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsamer in's Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß.
4. Jenen ward blos geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele

5. Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüt und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

Platen.

4. Der Schnitter Tod.

1. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser.
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

2. Was heut' noch grün und frisch dasteht,
Wird morgen schon hinweggemäht:
Die edlen Narzissen,
Die Zierden der Wiesen,
Die schön'n Hyazinthen,
Die türkischen Binden,
Hüte dich, schön's Blümelein!

3. Viel hunderttausend ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt:
Ihr Rosen, ihr Lilien,
Euch wird er austilgen,
Auch die Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schön's Blümelein!

4. Das himmelfarben Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die silbernen Glocken,
Die goldenen Flocken,
Sinkt alles zur Erden —
Was wird daraus werden?
Hüte dich, schön's Blümelein!

5. Ihr hübsch Lavendel, Rosmarein,
Ihr vielfarbigen Röselein,
Ihr stolzen Schwertlilien,
Ihr krausen Basilien,
Ihr zarten Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüte dich, schön's Blümelein!

6. Trotz, Tod! Komm her, ich fürcht' dich nit!
Trotz! Eil' daher in einem Schritt!
Werd' ich nun verletzet,
So werd ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den wir alle warten.
Freue dich, schön's Blümelein!

Wunderhorn.

5. Die Güte Gottes.

1. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

2. Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmut mich geleitet?
Er, dessen Rat ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?

Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der Alles schafft?

3. Schau, o mein Geist, in jenes Leben
Zu welchem du erschaffen bist,
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig seh'n wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden,
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein.

4. Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht versteh'n?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will' ist mir in's Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über Alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.

5. Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille.
Ich soll vollkommen sein, wie er.
So lang ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb' in meiner Seele:
So treibt sie mich zu jeder Pflicht;
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

6. O Gott, laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein;
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn;
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks,
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks. Gellert.

6. Siegeslied.

Nach der Schlacht bei Prag, am 6ten Mai 1757.

1. Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott.
Er liegt, Victoria!

2. Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

3. Er gieng voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

4. Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sah'n;

5. Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
„Auf Schanzen und Geschütz!“
Wie folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.
6. Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!
7. Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.
8. Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!
9. Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmut:
Rot ward sein Schwert, auf jeden Schritt
Floß dick Pandurenblut.
10. Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, gieng dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.
11. Dacht' in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland und dich;
Sah, tief in schwarzem Rauch und Dampf,
Dich seinen Friederich.
12. Und zitterte, ward feuerrot,
Im kriegrischen Gesicht,
(Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.)
13. Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wütender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn.
14. Nun dankt er Gott für seine Macht,
Und singt: Victoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.
15. Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Feinden vorzuziehn;
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

Gleim.

7. Der Gefangene.

1. Gefang'ner Mann, ein armer Mann!
Durch's schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.
2. Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.
3. Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne mir — sind Fackeln gleich
Bei einer Todenfeier.
4. Mag sehen nicht die Blümlein blüh'n,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.
5. Vergebens wiegt der Abendhauch,
Für mich die goldnen Aehren;

Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

6. Was hilft mir Tau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose;
Denn nichts ist mein, ach! nichts ist mein,
Im Muttererdenschoße.

7. Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsträumen hangen.

8. Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

9. Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln;
Und selbst mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

10. Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie damit zu strafen.

11. Was hab' ich, Brüder, euch gethan?
Kommt doch, und seht mich Armen!
Gefangner Mann! ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!

Schubart

8. Der alte Landmann.

1. Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod' in's Antlitz seh'n.

2. Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Der Teufel treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh.

3. Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum,
Im Grabe keine Ruh.
4. Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.
Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Tränen d'rauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Tränen auf. Hölty.

9. Bei dem Grabe meines Vaters.

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;
2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.
3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!
4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken — ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr. Claudius.

10. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.
2. Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wol manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil uns're Augen sie nicht seh'n.

4. Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

* * *

6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

Claudius.

11. Wand'rers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Göthe.

12. An den Mond.

1. Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
2. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.
3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.
4. Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,

So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.
5. Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!
6. Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüst're meinem Sang
Melodien zu,
7. Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.
8. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
9. Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht. Göthe.

13. Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich. Göthe.

14. Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle
Und Äeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Göthe.

15. Frühzeitiger Frühling.

1. Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?
2. Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?
3. Blauliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldene Fische
Wimmeln im See.
4. Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.
5. Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naschen die Bienen
Summend am Saft,
6. Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.
7. Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.
8. Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück! Göthe.

16. Hoffnung.

1. Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen,
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!
2. Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.
3. Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was Besserm sind wir geboren
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

17. Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub?
„Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen,
Des engen Stromes weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit."

Chr. A. Tiedge.

18. Sehnsucht nach Ruhe.

1. Fließ hinab, mein stilles Leben!
Hier ist nicht das Thal der Ruh.
Trüb und schleichend zitterst du,
Von Cypressennacht umgeben,
Deinem Wasserfalle zu!
2. Fließ, o fließ hinab mein Leben
Wo die Segnungen der Ruh
Um ein still'res Ufer schweben!
Fließ, o fließ hinab, mein Leben!
Dort, wie still! was zögerst du?

Tiedge.

19. Sonntagsfrühe.

1. Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
und 's gohtmer schier gar selber so,
i cha fast uf kei Bei meh stoh."
2. So seit er, und wo's zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.

1. Der Samstag ruft dem Sonntag zu:
„Da bracht ich alle denn zur Ruh'.
So Arbeit durch die ganze Woch',
Die macht am Ende schläfrig doch,
Mir selber will's nicht besser geh'n,
Kann kaum noch auf den Beinen steh'n."
2. Er spricht's, und wie es zwölfe schlägt,
Da hat er sich zur Ruh' gelegt.

Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir."
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.
3. Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Die seit: „I chumm enanderno." —

4. Und lisli uf de Zeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh:
er chunnt in's Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verrot mi nit!"
5. Und wemme endli au verwacht,
Und gschlofe het die ganzi Nacht,
se stoht er do im Sunneschi,
une luegt eim zu de Fensterni
mit sinem Auge mild und guet,
und mittem Meyen uffem Huet.
6. D'rum meint er's treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofa mag,
und meint es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht;
D'rum isch er au so lisli cho,
d'rum stoht er au so liebli do.
7. Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgentau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft!
voll Chrisibluest und Schlecheduft!

Der Sonntag sagt: Jetzt ist an mir
Die Reih'!" schließt heimlich d'rauf die Thür'
Und duselt durch den Himmel hin,
Ihm ist noch ganz confus im Sinn.
3. D'rauf reibt er sich die Augen aus,
Da kommt er vor der Sonne Haus.
Die schläft im stillen Kämmerlein;
Er klopft am Laden, guckt hinein
Und ruft ihr zu: „Die Zeit ist da!"
Die sagt: „Schon gut, ich weiß es ja! —
4. Und sachtchen auf den Zehen geht
Und heiter auf den Bergen steht
Der Sonntag, alles schläft zur Stund',
Ihn sieht kein Mensch in weiter Rund'.
Er kommt in's Dorf, ganz sachtchen spricht
Er da zum Hahn: Verrat' mich nicht!"
5. U d wenn man endlich dann erwacht
Und lag im Schlaf die ganze Nacht,
So steht er da im Sonnenschein,
Und schaut durch's Fenster hell herein
Mit seinen Augen mild und gut
Und mit dem Blumenstrauß am Hut.
6. Er meint es gut, das ist schon wahr!
Und wenn man schläft, es freut ihn gar;
Er glaubt, noch wär' es für uns Nacht,
Wenn schon die Sonn am Himmel lacht:
D'rum kam er auch so leis heran,
D'rum lacht er uns so freundlich an.
7. Wie glitzert doch auf Gras und Laub,
Vom Morgentau der Silberstaub,
Wie weht so frische Maienluft
Von Kirschenblüt' und Schlehenduft!

und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.
8. Wie pranget nit im Garteland
der Chrisibaum im Maiegewand,
Gel Veieli und Tulipa
und Sterneblueme nebe dra,
und gfüllete Zinkle blau und wiiß,
me meint, me lueg in's Paradies!
9. Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Guete Tag, und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag
isch alles, was me höre mag,
10. Und's Vögeli seit: „Frili io!
Potz tausig, jo, do isch er scho!
Er dringt jo i si'm Himmelsglast
Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwingli vorne dra
het 's Sunntigröckli au scho a.
11. Sie lüte weger's Zeiche scho,
der Pfarrer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meie ha!

Hebel.

Und Bienchen sammeln immer zu,
Die wissen nichts von Sonntagsruh.
8. Wie prangt nicht in dem Garten heut
Der Kirschenbaum im Maienkleid,
Der Goldlack und die Tulipan
Und Sternenblumen neben d'ran,
Und Hyazinthen bunt und schön,
Man glaubt in's Paradies zu seh'n!
9. Wie still ringsum die Gegend liegt!
Man ist so ruhig und vergnügt,
Man hört im Dorf kein: „Hüst und Hott!"
Nur „Guten Tag" und „Dank dir Gott!"
„Heut ist gottlob ein schöner Tag!"
'S ist alles, was man hören mag,
10. Und's Vögelchen sagt: „Ei, sieh da!
Der Tausend, schau, da ist er ja!
Dein Himmelsglanz, der flimmert gleich
Durch Busch und Blüt' und Laub und Zweig!"
Und auch der Fink spaziert heran,
Hat schon das Sonntagsröckchen an.
11. Da läuten sie! Nun machet schnell!
Der Pfarrer ist heut früh zur Stell'.
Rasch! pflück' mir noch Aurikeln, lauf!
Verwisch mir nicht den Staub darauf.
Und, Gundel, zieh recht flink dich an
Und steck dir auch noch Blumen an!

übersetzt von Reinick.

20. Wenn alle untreu werden.

1. Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfieng dich Leiden
Vergiengst für mich in Schmerz;
D'rum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

2. Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

3. Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget,
Sich kindlich an dein Knie.

4. Ich habe dich empfunden,
O, lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir an's Herz.

F. G. v. Hardenberg. (Novalis.)

21. Herbstlied.

1. Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut.

2. Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

3. Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

4. Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir d'rauf das Vögelein,
Es sah mein tränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein.

L. Tieck.

22. Der wandernde Musikant.

1. Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen
Wer's Reisen wählen will!

2. Wenn's kaum in Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüte
Die schöne Blütenzeit.

3. Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

4. O Lust, vom Berg zu schauen,
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

5. Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

6. Die Wolken zieh'n hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken geh'n und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

J. v. Eichendorff.

23. Die Nachtigallen.

1. Vergangen ist der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glocken Schlag;
So reis't die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt manchen mit, der's nicht gedacht.
2. Wo ist nun hin die bunte Lust,
Des Freundes Trost und treue Brust,
Des Weibes süßer Augenschein?
Will keiner mit mir munter sein?
3. Da's nun so stille auf der Welt,
Zieh'n Wolken einsam über's Feld,
Und Feld und Baum besprechen sich, —
O Menschenkind! was schauert Dich?
4. Wie weit die falsche Welt auch sei,
Bleibt mir doch Einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.
5. Frisch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Wasserfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen scheint!

J. v. Eichendorff.

24. Das Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein greises Haupt!
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?
2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.
3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.
4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.
5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.
.7 So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.
8. Sei fruchtbar, o teu'rer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.
9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land. Chamisso.

25. Frisch gesungen.

1. Hab' oft im Kreise der Lieben
Im duftigem Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen
Und alles war hübsch und gut.
2. Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem düsterem Mut,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.
3. Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wut,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.
4. Sollst nicht uns lange klagen
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.
Chamisso.

26. Vaterlandslied.

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
D'rum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
D'rum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.
2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten,
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.
3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!

Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle Mann für Mann
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

5. Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

6. Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Sieg'spanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir singen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Arndt.

27. Morgengebet.

1. Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wiesen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Lust gepriesen
Von Stimmen ohne Zahl.

2. Die frommen Nachtigallen
Sie klingen hellen Freudenklang,
Die Lerchen höchst vor allen
Zum Himmel tragen sie Gesang,
Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch das Zeisiglein
Sie wollen sich dankbar zeigen,
'S will keiner hinten sein.

3. Und ich? ich sollte schweigen,
Ich, Gottes reiches Ebenbild?
Durch das mit Liebesneigen
Der Feuerstrom der Gottheit quillt,
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderschaar geweiht
Und Engelangesichter
Verklärt in Herrlichkeit?

4. Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Sie priesen also balde
Den Vater über'm Sternenraum?
Es sumsete die Imme,
Das Würmchen seine Lust,
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Brust?

5. Nein, Vater aller Güte,
Du meiner Seele Freudenlicht,
Wie gern will mein Gemüte!
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preisen,
Durch den die Welten sind,
Vor dem die tiefsten Weisen
Kaum lallen wie ein Kind!

6. O Herr laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Beute,
Der Eitelkeiten Spiel nicht sei,
Laß mich nach deinem Bilde
Den Weg der Tugend geh'n,
So wird der Tag mir milde,
So kommt die Nacht mir schön.

Arndt.

28. Freiheit.

1. Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild.
2. Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?
3. Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.
4. Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt.
5. Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.
6. Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf;
7. Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.
8. Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.
9. Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
10. Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Mutig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.
11. Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehr'nem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor;
12. Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.
13. Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenrot:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
14. Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.
15. Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

Schenkendorf.

29. Lützow's wilde Jagd.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein,
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Luft mit Grausen.

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen,
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

3. Wo die Reben dort glühen, dort brauſ't der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

4. Was brauſ't dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

6. Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
D'rum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd. K. Th. Körner.

30. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt:
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
„Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entflieh'n im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

7. Wol die Schwalbe kehrt, wol die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
„Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer." Rückert.

31. Wanderschaft.

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

3. Das seh'n wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht lange stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

5. O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

Müller.

32. Frühlingseinzug.

1. Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust
Geschwinde, geschwinde.

2. Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

3. Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet was er kann
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

4. Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

5. Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein backebackig rotes Kind,
Und bläst, das alles klingt uud klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

6. Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit gold'nen Lanzen ein,
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch,
Geschwinde, geschwinde.

7. Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein du Frühlingsluft,
Geschwinde, geschwinde. W. Müller.

33. Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal. Uhland.

34. Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grauen! geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

3. Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn! Uhland.

35. Frühlingslieder.

Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

Frühlingsglaube.

1. Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.
2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Frühlingsruhe.

1. O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.
2. In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken zieh'n.

Frühlingsfeier.

1. Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?
2. Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruh'n und beten!

Lob des Frühlings.

1. Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
2. Wenn ich solche Worte finge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag!

Frühlingstrost.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Künftiger Frühling.

Wol blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare —
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an. Uhland.

36. Ruhethal.

Wann im letzten Abendstral
Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag' ich oft mit Tränen:
Liegt wol zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal? Uhland.

37. Wanderlied.

1. Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

2. Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht steh'n,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu geh'n.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

3. Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne,
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

4. Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher,
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

5. Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land. J. Kerner.

38. Walhallalied.

1. Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen
In den großen heil'gen Dom,

Laßt aus tausend Kehlen schallen
Des Gesangs lebend'gen Strom!
Wenn die Töne sich verschlingen,
Knüpfen wir das Bruderband,
Auf zum Himmel Wünsche dringen
Für das teure Vaterland.

2. In der mächt'gen Eichen Rauschen
Mische sich der deutsche Sang,
Daß der alten Geister Lauschen
Sich erfreu' am freien Klang.
Deutsches Lied tön' ihnen Kunde
Fort und fort von deutschem Geist,
Der im tausendstimm'gen Bunde
Seine alten Helden preis't.

3. Ueberall in deutschen Landen
Blühet kräftig der Gesang,
Der, aus tiefster Brust entstanden,
Kündet laut des Herzens Drang.
Deutsches Lied aus deutschem Herzen
Tönet fort von Mund zu Mund,
Hemmt die Klagen, heilt die Schmerzen,
Knüpfet freien Männerbund.

4. Sei gegrüßt, du Fest der Lieder,
Ströme Freud' und Segen aus.
Daß die Scharen trauter Brüder
Kehren froh in's Vaterhaus.
Nun wohlan denn, Deutschlands Söhne,
Laßt uns feiern Hand in Hand,
Und die frohe Kunde töne
Durch das weite Vaterland! Ludwig I., König von Bayern.

39. Leise zieht durch mein Gemüt.

1. Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

2. Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag' ich laff' sie grüßen. H. Heine.

40. Parsenlied.

1. Wenn des Leichtsinns Rotte
Die Natur entstellt,
Huld'ge du dem Gotte
Durch die ganze Welt.

2. Hin zur Blume trete,
Doch zerknick' sie nie,
Schau sie an und bete:
Wär' ich schön, wie sie!

3. In krystall'ne Quellen
Schleudre keinen Stein,
Bete zu den Wellen:
Wär' auch ich so rein!

4. Ueberall dir günstig
Weht ein Gott dir zu,
Darum liebebrünstig
Handle, wandle du. Platen.

41. Der Lenz.

1. Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge,
Und lächelt seinen Gruß;
2. Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.
3. Er giebt sie frei die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.
4. Schon zieh'n die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.
5. Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und sich aus leichten Fingern haschen
Sein aufgeblühtes Bild.
6. Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.
7. In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.
8. Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!"
9. Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft. Lenau.

42. Im Frühling.

1. An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüt' und Duft.
2. Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten,
Zur Liebesfeier dringend laut.
3. Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern in Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom. Lenau.

43. Juchhe!

1. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein;
Sie heben ihr leicht Gefieder,
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.
2. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen;

Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn.

3. Und Sänger und Maler wissen's,
Und es wissen's viel andere Leut;
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'! Reinick.

44. Im Vaterland.

1. Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Fern schweift ich in der Welt umher
Zum schönen Süden über's Meer;
Doch was ich nirgend wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland.

2. Des Südens lichter Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland.
Ich glaubt' in solchem Sonnenschein,
Da müßt' ich ewig glücklich sein,
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

3. Wie singt der Vögel lust'ge Schar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland.
So singen sie dort draußen nicht,
Da stralt der Tag zu heiß und licht;
D'rum haben sie sich hergewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

4. Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milde Lust,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt;
Du lösteſt ihn, o Vaterland!

5. Ich kehrte heim, ich ward gesund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleich wie die Lerche schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe Deutsche Vaterland! Reinick.

45. Wiegenlied.

1. Die Aehren nur noch nicken,
Das Haupt ist ihnen schwer,
Die müden Blumen blicken
Nur schüchtern noch umher.
2. Da kommen Abendwinde,
Still wie die Engelein,
Und wiegen sanft und linde
Die Halm' und Blumen ein.
3. Und wie die Blumen blicken,
So schüchtern blickst du nun,
Und wie die Aehren nicken,
Will auch dein Häuptlein ruh'n.
4. Und Abendklänge schwingen
Still wie die Engelein
Sich um die Wieg' und singen
Mein Kind in Schlummer ein.

Hoffmann von Fallersleben.

46. Lied der Deutschen.

1. Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammen hält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt:
Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!
2. Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Und zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!
3. Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze deines Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben.

47. Nachtgebet.

1. Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Aeuglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein!
2. Hab' ich Unrecht heut' gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an!
Deine Gnad und Jesu Blut
Macht ja alle Schaden gut.
3. Alle, die wir sind verwandt,
Gott, laß ruh'n in deiner Hand;
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.
4. Kranken Herzen sende Ruh',
Nasse Augen schließe zu;
Laß den Mond am Himmel steh'n
Und die stille Welt beseh'n!

Louise Hensel.

48. Der Mai ist gekommen.

1. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe wer Lust hat mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

2. Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt,
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht;
Es giebt so manche Straße, da nimmer ich marschirt,
Es gibt so manchen Wein, denn ich nimmer noch probirt.
3. Frisch auf drum frisch auf im hellen Sonnenstral,
Wol über die Berge, wol durch das tiefe Thal;
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all,
Mein Herz ist wie 'ne Lerche, und stimmet ein mit Schall.
4. Und Abends im Städlein da kehr' ich durstig ein:
„Herr Wirt, Herr Wirt, eine Kanne blanken Wein:
Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du,
Von meinem Schatz das Liedel, das sing ich dazu."
5. Und find ich keine Herberg, so lieg ich zu Nacht
Wol unter blauem Himmel: die Sterne halten Wacht;
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Früh' das Morgenrot mich wach.
6. O Wandern, o Wandern du freie Burschenlust,
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist Du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Geibel.

49. Die Glocken läuten das Ostern ein.

1. Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen,
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden.
2. Es atmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend mit Moose,
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.
3. Das schaffende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle,
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

Adolf Böttger.

50. Christnacht.

1. Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Gesang.
3. Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Thal und Höh'n,

Heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst geseh'n?
Da die Palmen lauter rauschten,
Und, versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung;

3. Da mit Purpur übergossen,
Aufgethan von Gottes Hand,
Alle Himmel sind erschlossen,
Glänzend über Meer und Land;
Da, den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederschwang,
Auf den Höhen, in den Gründen
Die Verheißung wiederklang;

4. Da der Jungfrau Sohn zu dienen
Fürsten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand;
Da mit seligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Niegefühlte Freude sog.

5. Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf:
O so geh' in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf!
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein! — Robert Prutz.

51. Abendstille.

1. Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklung'nen Sage,
Im West das Abendrot verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

2. Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durch's Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,

Geführt vom Fluß im sichern Geleise —
Sie kommen auch an ihren Ort.

3. Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

4. Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort! Kinkel.

52. Mein Herz ist am Rheine.

1. Mein Herz ist am Rheine', im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blüh'n,
Wo die Liebe mein denket mit wonnigem Glüh'n,
O wie ich geschwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

2. Dich grüß' ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Stral.
Euch Wälder und Schluchten, dich, Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

3. Dich grüß' ich, o Leben, mit sehnender Brust,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust!
Dich grüß' ich, o teures, o wackres Geschlecht,
Die Frauen so wonnig, die Männer so recht!
Eu'r Streben, eu'r Leben, o mög es gedeih'n:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

4. Mein Herz ist am Rhein, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blüh'n,
Wo die Liebe mein denket, mit wonnigem Glüh'n!
O möget ihr immer dieselben mir sein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Wolfgang Müller.

53. O bleibe treu den Toden.

1. O bleibe treu den Toden
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toden,
Die lebend dich geliebt!
2. Sie starben, doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß
3. Indessen du dich herzlich,
In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst!
3. Sie nahen Dir in Liebe,
Allein du fühlst es nicht;
Sie schau'n dich an so trübe,
Du aber siehst es nicht.
5. Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie herüber drang.
6. In ihrem Schattenleben
Quält Eins sie gar zu sehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.
7. O bleibe treu den Toden,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toden,
Die lebend dich geliebt!

Th. Storm.

54. Heimkehr.

1. In meine Heimat kam ich wieder
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein andres doch.
2. Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldberg sprang wie sonst das Reh,
Von Fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.
3. Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebaren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!
4. Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Hermann Lingg.

55. Spielende Kinder.

1. Ros'ge Wolken spielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die sich breit hinausgeschoben
In des Abendhimmels Pracht.
2. Und so treibt ihr unter Lachen
Ros'ge Knaben euer Spiel.
In die Lüfte steigt der Drachen,
Und das Blasrohr trifft das Ziel.
3. Doch mir ist's auf's Herz gefallen,
Was euch einstens quält und drängt,

Da das Leben über allen
Wie ein schweres Wetter hängt. R. Gotschall.

56. Dämmerstunde.

1. Wenn sich der Sonne letzter Schimmer
Sacht fortstal über's Nachbardach,
Bin einsam ich in meinem Zimmer,
Und stille Tränen werden wach,
2. Die führen mich von meinem Sitze
Ins ferne wohlbekannte Haus,
Dort von des Tages Last und Hitze
Ruht eine alte Frau jetzt aus.
3. Die Stirne gefurcht, gefurcht die Wangen,
Die Lippe welk, das Haupt bereift,
Sie läßt es matt herniederhangen,
Indes der Blick in's Weite schweift.
4. Der Blick, aus dem mit Jugendfeuer
Ein voller Stral der Liebe bricht,
Nichts ist so schön mir und so teuer
Als dieses treue Angesicht.
5. Sonst that des Tages letzter Schatten
Noch keinen Einhalt ihrer Kraft,
Nun aber fühlt sie sich ermatten,
Seit nicht mehr für den Sohn sie schafft.
6. Der Sohn — sie hat das Haupt erhoben.
Es klopft das Herz, die Lippe bebt,
Dabei gefaltet, sie nach oben
Die frommen Hände zitternd hebt.
7. Da fühl ich, wie der gleiche Schauer
Durch meine tiefste Seele geht,
Und alles Sehnen, alle Trauer
Sich friedlich lösen im Gebet.
8. Gesegnet, heil'ge Dämmerstunde:
Die lang und weit geschieden sind
Du ein'st in stiller Andacht Bunde
Die Mutter wieder und ihr Kind. Albert Träger.

57. Aus dem deutschen Kriege 1870—1871.

Auf Frankreichs Kriegserklärung. (19. Juli 1870.)

1. Franzosen, Franzosen, den Tag habt in Acht,
Wo die Krieger aus Deutschland heranzieh'n zur Schlacht!
Sie stürmen heran, ein gewaltiges Heer,
Den Haß in der Brust, in der Hand das Gewehr.
2. Sie gedenken der Tage vergangener Schmach,
Die ihr uns gebracht, und sie tragen's euch nach!

Ihr habt uns in Zwietracht zersplittert gemeint,
Doch im Kampf gegen euch steh'n wir alle vereint.

3. Eine Schlacht wird geschlagen am heiligen Rhein,
Die soll ein germanisches Vehmgericht sein!
Eine Schlacht, wie der Kaiser noch keine geseh'n,
Da soll der Franzose den Deutschen verstehn!

4. Es kamen die Krieger und sprachen zu mir:
„Auf, sing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir,
Du hast uns gesungen von Lieb' und von Lust,
Jetzt aber füllt grimmiger Haß unsre Brust."

5. „Haß gegen französischen Uebermut,
Haß gegen cäsarische Lügenbrut,
Haß gegen den windigen Pralerruhm,
Haß gegen das ganze Franzosentum!"

6. So kamen die Krieger und sprachen zu mir:
„Auf, sing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir,
Uns fehlt's nicht zum Kampfe an Feuer und Mut,
Doch beim Liede marschirt sich's noch einmal so gut."

7. Wolauf denn, ihr Brüder aus Bayern und der Pfalz,
Nun schafft die Franzosen euch gründlich vom Hals!
Wolauf, Kam'raden aus Schwaben und der Mark,
Zerschlagt uns den ganzen französischen Quark!

8. Der Pommer, der Sachse, der Katte, der Frank,
Jetzt macht es ein jeder dem andern zu Dank:
Für Deutschland Ehren und Siege gehäuft,
Und alle Gloire im Rheine ersäuft;

9. Den alten Verschwörer vom Trone gestürzt,
Mit dem Schwert nach Paris die Pfade verkürzt,
Es führt euch ein Heldenkönig zum Rhein,
Und der Sieg wird mit euren Fahnen sein! Friedr. Bodenstedt.

Hurrah, Germania!

1. Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn, mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und Streit;
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein:

Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

3. Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span,
Das deutsche Volk ist eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd ein Heer!
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir Gallia!
Weh' daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!

Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art, —
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

8. Auf, Deutschland, auf und Gott mit dir!
Ins Feld! der Würfel klirrt!
Wohl schnür'ts die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor,
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Victoria!
Hurrah, Germania! Freiligrath.

Ein Tagelied.

1. Wolauf schon will es tagen;
Die Wolkenberge glüh'n;
Verjüngt vom Frühlicht schlagen
Die Herzen frisch und kühn.
Es rauscht ein mächtig Wehen
Durch Stadt und Flur und Tann,
Die wälschen Hähne krähen
Den deutschen Morgen an.

2. So lang mit stillem Grame,
Mit heil'gem Grimm genannt, —
Wie süß klingt nun dein Name,
Mein deutsches Vaterland!
Der alte Zwist entschwunden, —
Hell ruft's vom Fels zum Meer:
Wir haben uns gefunden,
Wir lassen uns nicht mehr!

3. Mag seinen Haß verschwenden
Der übermüt'ge Feind,
Er hilft uns nur vollenden,
Was er zu stören meint.
Er schlich uns auszuspähen,
Er bot uns schnöden Kauf,
Er wähnte Trug zu säen, —
Da gieng die Treue auf.

4. Nun laß den Praler dräuen!
Mag, was da will, gescheh'n,
Ein Volk vereint in Treuen
Wird jeden Sturm besteh'n.
Dem fremden Räuber werde
Als höchster Lohn im Streit:
Sechs Fuß von deutscher Erde
Und die Vergessenheit.

Wilhelm Hertz.

Anhang.

Fremde Formen.

1. Das Sonett.

1. Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

2. Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder.
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien,
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.
3. Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.
4. Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze. Schlegel.

2. Vorklänge zu den geharnischten Sonetten.

1. Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich ins Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?
Was habt ihr denn noch großes allgemeines?
Welch' Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet,
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.
Nur noch ein einz'ges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt ihr sie als euer einz'ges lieben.
Sie ist noch eu'r, ihr selber seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.
2. Ihr, die der Himmel hat bestellt, als Lichter
Zu leuchten denen, die im Finstern klimmen,
Wie habt ihr also euer Amt zum Schlimmen
Mißbraucht, ihr Lehrer, Denker, Forscher, Dichter!
Den Schlaf der Trägheit, aller Kraft Vernichter,
D'rin aufgelöst ihr euer Volk seht schwimmen,
Statt es zu wecken d'raus mit euren Stimmen,
Wiegt ihr's noch mehr in eitle Traumgesichter.
Eins ist uns Not! Wach sein zum Kampfgewitter.
Wollt ihr nicht mehren selbst der Kämpfer Summe,
Schmelzt sie nur nicht durch's Klimpern eu'rer Zitter.
Hört wol ein Gott eu'r loses Wortgesumme?
Er hör's, daß er die Leir euch schlag' in Splitter,
Und euch schlag' auf den Mund, daß er verstumme.
3. Gleichwie die Juden, die in's Joch gebeugten,
Ausziehend aus Aegypti Knechtschaftstande,
Nicht selbst anlangten im verheiß'nen Lande,
Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten;
So lasse sich auch dies Geschlecht nicht deuchten,
Freiheit zu finden, weil es bricht die Bande;

Es muß verbrennen in dem Läut'rungsbrande,
Das reine Licht wird erst den Enkeln leuchten.
O dürft' ich nur, wie du Mann Gottes, Mose,
Dort da du von Sinais Wolkenspitze
Das Land, das du auch durftest nicht betreten,
Von ferne sahest: so im dunklen Schoße
Der Zukunft ich, hell von prophet'schem Blitze,
Seh'n deutscher Freiheit Land, und stumm anbeten. Rückert.

3. Venedig.

1. Es scheint ein langes ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen,
Aus jenen Hüllen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu tronen.
2. Venedig fiel, wiewol's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen;
Oed ist der Haven, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.
3. Wie hast du sonst, Venetia, gepralet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!
4. Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Tränenzoll, den nichts vermag zu ändern! Platen.

4. Das Ghasel.

1. Klage nicht.

1. Klage nicht, daß du in Fesseln sei'st geschlagen,
Klage nicht, daß du der Erde Joch mußt tragen.
2. Klage nicht, die weite Welt sei ein Gefängniß;
Zum Gefängniß machen sie nur deine Klagen.
3. Frage nicht, wie sich dies Rätsel wird entfalten;
Schön entfalten wird sich's ohne deine Fragen.
4. Sage nicht, die Liebe habe dich verlassen;
Wen hat Liebe je verlassen? kannst du's sagen?
5. Zage nicht, wenn dich der grimme Tod will schrecken;
Er erliegt dem, der ihn antritt ohne Zagen.
6. Jage nicht das flücht'ge Reh des Weltgenusses;
Denn es wird ein Leu und wird den Jäger jagen.
7. Schlage nicht dich selbst in Fesseln, Herz, so wirst du
Klagen nicht, daß du in Fesseln sei'st geschlagen. Rückert.

2. Rein gehalten.

1. Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand.
2. Rein das Kleid von Erdenputz.
Rein von Erdenschmutz die Hand,

3. Rein von Erdentrutz das Herz,
Und von Gier der Lippe Rand.
4. Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand.
4. Daß einsprechen könn' im Haus
Reiner Gast aus Himmelsland.

6. Reiner Schmaus und reiner Kelch
Rein von Rauch des Herdes Brand.
7. Sohn! die äußere Reinigkeit
Ist der inneren Unterpfand.
8. Rein gehalten Hand und Mund!
Rein gehalten dein Gewand.

Rückert.

3. Der Löwin dient.

1. Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;
2. Der Schwan befurcht mit stolzem Hals die See.
Doch hoch im Aeter hausen Schwäne nicht;
3. Die Rieselquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Kähne nicht;
4. An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Taues Träne nicht.
5. Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein,
Ein and'res je zu werden, wähne nicht! Platen.

5. Sicilianen.

1. In Sturm und Wogen gieng ein Schiff zu Scheiter;
Und als den letzten Rest die Flut verschlang,
Ward still die See, und ward der Himmel heiter,
Und Galatea, Wogen glättend, sang:
Die ihr noch lebt, ihr lebt! was wollt ihr weiter?
Und die im Meer ruh'n ohne Lebensdrang.
Baut neu das Schiff und nehmet zum Geleiter
Der Hoffnung Wind auf euren neuen Gang!

2. Wenn der Titan, dem auf die Brust gelegt
Dies Eiland ist, sich regt in seinen Schmerzen,
Wird Meer und Land von Mitgefühl bewegt,
Es bebt die Erd', und sich die Lüfte schwärzen,
Der Abgrund gähnt, aus Bergesrachen schlägt
Der Grimm des Riesen in geschmolznen Erzen.
Doch wie der Schmerz in meiner Brust sich regt,
So bebt davon kein Fels in deinem Herzen. Rückert.

6. Ritornelle.

1. Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist du zurückgeblieben als ein Flöckchen.
2. Bescheidenes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt, so weile noch ein Weilchen.

3. Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten!
Du bist der Priester unter der Familie.
4. Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

Rückert.

7. Ritornelle.

1. O Rebenranke,
Dich an des Berges Mutterbrust zu legen,
Das war des Schöpfers lieblichster Gedanke!
2. Ihr stolzen Palmen,
Die Riesenarme durch die Lüfte breitend,
Singt ihr auf Gottes Größe rauschende Psalmen!
3. Ihr Astern, eu're Zier seh' ich mit Schmerzen,
Ihr seid, umweht vom Scheidelied der Schwalbe,
Am Bahrtuch der Natur die Todenkerzen.
4. O Schlüsselblume,
Schon hör' ich leise Schwalbenflügel rauschen,
Schließ auf das Thor zum Frühlingsheiligthume.

L. Bauer.

V. Dramatische Poesie.

---

1. Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in 5 Aufzügen.

Erster Aufzug. Achter Auftritt.

Just. v. Tellheim.

v. Tellheim. Bist du da?

Just (indem er sich die Augen wischt) Ja!

v. Tellheim. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wol, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermutet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf.“ — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (Liest.) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt 25 Thlr. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thlr. Summa Summarum 114 Thlr. Davon abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf.“ — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen.

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben.

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen gegen alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme, und glaubte das Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße: er schrie, sah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen

Brot aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

v. Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben zusammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich, und bin — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn betteln und stelen kann.

Lessing

2. Nathan der Weise.

Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen.

Dritter Aufzug. Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

N. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Ring's, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.

S. Ich versteh' dich. Weiter!

N. So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten, — würdiger

Des Rings; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden in's besondere;
Giebt jedem insbesond're seinen Segen, —
Und seinen Ring — und stirbt. — Du hörst doch Sultan?

S. (der sich betroffen von ihm gewendet.)
Ich hör', ich höre! — Komm' mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

N. Ich bin zu Ende.
Was nun noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater tod, so kömmt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)
Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

S. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .

N. Soll
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären,

S. Die Ringe — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wol zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

N. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wol allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht?
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn

Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

S. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

N. Laß' auf unf're Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Beteu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwöhnen laff': eh' müff' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiel's
Bezeihen, und er wolle die Verräter
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

S. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

N. Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stule. Denkt ihr, daß ich das Rätsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt': ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eu're Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring

Vermutlich gieng verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

S. Herrlich! herrlich!

N. Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rat, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — mein Rat iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Ring's nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen? — Und gewiß;
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wolan!
Es eif're jeder ſeiner unbeſtoch'nen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Stein's in ſeinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlichſter Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hilf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei eu'ren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stul. Da wird
Ein weiſ'rer Mann auf dieſem Stule ſitzen,
Als ich, und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheid'ne Richter.

Leſſing.

3. Götz von Berlichingen.

Erſter Aufzug.

Rathaus zu Heilbronn.

Götz. Gott grüß euch, ihr Herrn, was wollt ihr von mir?
Rat. Zuerſt, daß ihr bedenkt: wo ihr ſeid? und vor wem?
Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herrn.
Rat. Ihr thut eure Schuldigkeit.
Götz. Von ganzem Herzen.
Rat. Setzt euch.
Götz. Da unten hin? Ich kann ſtehen. Das Stülchen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.
Rat. So ſteht!
Götz. Zur Sache, wenn's gefällig iſt.
Rat. Wir werden in der Ordnung verfahren.
Götz. Bin's wol zufrieden, wollt', es wär von jeher geſchehen.

Rat. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad' und Ungnad' in unsere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rat. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würde ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das Alles protokolliren?

Rat. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rat. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen, und das weitere demütig zu erwarten.

Götz. Wol, und ich bin hier und warte.

Rat. Und wir sind hier, euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wolverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche euch hiemit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, ehe ihr weiter geht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rat. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Not steckt! Sie waren meine Gesellen und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rat. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seid, was ihr versprechet, geschweige —

Rat. Unsere Commission ist, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel.

Rat. Schreiber, leset.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Kaiserliche Majestät nichts verbrochen und das Reich geht mich nichts an.

Rat. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf und zeuge! Hab' ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen

Regenten schuldig ist? und besonders, was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke sein, wenn ich mich könnte bereden lassen, das zu unterschreiben.

Rat. Und doch haben wir gemessene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungsfall euch in den Turn zu werfen.

Götz. In Turn? mich?

Rat. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Turn! Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Turn! Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräter! eine Falle zu stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen, und die Zusage wieder brechen.

Rat. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Conterfey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd' begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

Rat (winkt dem Ratsherrn, der zieht die Schelle).

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Seht ihr was Unrechts dran? Kaiser und Reich hätten unsere Not nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe Gott sei Dank noch Eine Hand und habe wohl gethan, sie zu brauchen.

Bürger (treten ein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite).

Götz. Was soll das?

Rat. Ihr wollt nicht hören! Fangt ihn!

Götz. Ist das die Meinung? Wer kein ungrischer Ochs ist, komm mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren soll. Sie machen sich an ihn, er schlägt den Einen zu Boden und reißt einem Andern die Wehre von der Seite sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, die Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rat. Gebt euch.

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rat. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edeln Compagnie. — Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen ist hier nichts als Beulen.

Rat. Greift ihn. Giebt euch eure Liebe zu euerm Kaiser nicht mehr Mut?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster giebt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Mut holen könnte.

Gerichtsdiener kommt. Eben ruft der Türner: es zieht ein Trupp von mehr als zweihunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie in der Weinhöhe vorgedrungen und drohen unsern Mauern.

Ratsherr. Weh uns! was ist das?

Wache kommt. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sei, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rat. Tretet ab, Götz! — Was ist zu thun?

Ratsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn, er ist Mann, es zu halten.

Rat. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten, sie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Ratsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rat. Laßt Götzen herein.

Götz. Was soll's?

Rat. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Götz (sieht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr): Geh hin! Sag ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hieher kommen, nur der Stadt kein Leides thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran, umzukommen, wenn sie nur Alle mit erstochen werden. Göthe.

4. Aus dem Trauerspiel: „Faust".

Faust am Ostermorgen.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick,
Im Thale grünet Hoffnungsglück;

Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther, sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur
Aber die Sonne duldet kein Weißes.
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben:
Doch an Blumen fehlts im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Thor
Dringt ein bunt Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden;
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein. Göthe.

5. Aus: „Iphigenie auf Tauris".

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligtum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd:

Den nach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber!
Weh' dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg:
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswert.
Zu Hauf' und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg.
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng=gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sclavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoß'ne Tochter,
In deinen heiligen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus', wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest;
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze wohl erhalten hast:
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode! Göthe.

6. Aus dem Schauspiel: „Wilhelm Tell.“

2. Aufzug. 1. Scene.

(Edelhof des Freiherrn von Attinghausen.)

Ein gotischer Saal, mit Wappenschildern und Helmen verziert. Der Freiherr, ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemsenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. Kuoni und noch sechs Knechte stehen um ihn her mit Rechen und Sensen. — Ulrich von Rudenz tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz. Hier bin ich, Oheim. — Was ist euer Wille?

Attingh. Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erst mit meinen Knechten teile. (Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)
Sonst war ich selber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie sie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann sie nicht mehr suchen auf den Bergen.
Und so, in engerm stets und engerm Kreis,
Beweg' ich mich dem engsten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

Kuoni (zu Rudenz mit dem Becher).
Ich bring's euch Junker. (Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen.)
Trinket frisch! Es geht
Aus einem Becher und aus einem Herzen.

Attingh. Geht, Kinder, und wenn's Feierabend ist,
Dann reden wir auch von des Land's Geschäften.
(Knechte gehen ab.)

Attinghausen und Rudenz.

Attingh. Ich sehe dich gegürtet und gerüstet;
Du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz. Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen —

Attingh. (setzt sich) Hast du's so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
Die Zeit so karg gemessen, daß du sie
An deinem alten Oheim mußt ersparen?

Rudenz. Ich sehe, daß Ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

Attingh. (hat ihn lange mit den Augen gemustert).
Ja, leider bist du's! Leider ist die Heimat
Zur Fremde dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangst du,
Die Pfauenfeder trägst du stolz zur Schau
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickst du mit Verachtung an
Und schämst dich seiner traulichen Begrüßung.

Rudenz. Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attingh. Das ganze Land liegt unterm schweren Zorn.
Des Königs — jedes Biedermannes Herz
Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
Die wir erdulden — dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — dich siehet man
Abtrünnig von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes stehen, uns'rer Not
Hohnsprechend nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürstengunst, indeß
Dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.

Rudenz. Das Land ist schwer bedrängt — warum mein Oheim?
Wer ist's, der es gestürzt in diese Not?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um Augenblicks des Dranges los zu sein
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.
Weh' ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Besten widerstrebt!
Um eig'nen Vorteils willen hindern sie,
Daß die Waldstätte nicht zu Oest'reich schwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu sitzen mit dem Edelmann; den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben!

Attingh. Muß ich das hören, und aus deinem Munde!

Rudenz. Ihr habt mich anfgefordert, laß mich enden.
Welche Person ist's Oheim, die ihr selbst
Hier spielt? Habt ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu sein
Und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
Als eurer eig'nen Knechte Pair zu sein
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

Attingh. Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein off'nes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet!

Rudenz. Ja, ich verberge es nicht: in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel schelten! Nicht ertrag ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren! Anderswo
Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge:
Mir rosten in der Halle Helm und Schild!

Der Kriegsdrommete mutiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein;
Nichts als der Kuhreih'n und der Herdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm ich hier!

Attingh. Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland, schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Tränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen
Und dieses Herdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen;
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falsche Welt ist nicht für dich;
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd, mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert and're Tugenden,
Als du in diesen Thälern dir erworben.
Geh' hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
Da du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst
Auf deinem eig'nen Erb' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf —! O, verlaß' sie nicht
Die heil'ge Sache deines Vaterlands! —
Ich bin der letzte meines Stamms. Mein Name
Endet mit mir. Da hangen Helm und Schild;
Die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwarteſt,
Um hinzugeh'n vor diesen neuen Lehnhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Oest'reich zu empfangen!

Rudenz. Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm! wollen wir allein
Uns eigensinnig steifen und verstocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein
Die Kaufmannsstraßen und das Saumroß selbst,
Das auf dem Gotthard ziehet, muß ihm zollen.
Von seinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeschlossen: —
Wird uns das Reich beschützen? Kann es selbst
Sich schützen gegen Oest'reichs wachsende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen!

Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
Wenn sie in Geld- und Krieges-Not die Städte,
Die unter'n Schirm des Adlers sich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
Nein, Oheim! Wohlthat ist's und weise Vorsicht
In diesen schweren Zeiten der Parteiung,
Sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm:
Die hat für treue Dienste kein Gedächtniß.
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft streu'n.

Attingh. Bist du so weise?
Willst heller seh'n, als deine edlen Väter,
Die um der Freiheit kostbar'n Edelstein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
Schiff' nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Oest'reichs Herrschaft lastet auf den Ländern!
Sie werden kommen, uns're Schaf' und Rinder
Zu zählen, uns're Alpen abzumessen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An uns're Brücken, uns're Thore setzen,
Mit unsrer Armut ihre Länderkäufe,
Mit uns'rem Blute ihre Kriege zahlen —
Nein, wenn wir unser Blut d'ran setzen sollen,
So sei's für uns! Wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Rudenz. Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere?

Attingh. Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen! —
O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eitel Glanz und Flitterschein
Die ächte Perle deines Wertes hin!
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod,
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich!
Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt. —

O komm'! Du hast uns lang nicht mehr geseh'n!
Versuch's mit uns nur einen Tag — nur heute
Geh' nicht nacht Altdorf! Hörst du? heute nicht.
Den einen Tag nur schenke dich den Deinen!
(Er faßt seine Hand.)

Rudenz. Ich gab mein Wort — Laß mich! —
Ich bin gebunden.

Attingh. (läßt seine Hand los.)
Du bist gebunden — Ja Unglücklicher!
Du bist's, doch nicht — —

Rudenz. Genug hab' ich gehört! Gehabt euch wohl! (Er geht ab.)

Attingh. Wahnsinnig Jüngling, bleib'! — Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten. —
So ist der Wolfenschießen abgefallen
Von seinem Land, so werden and're folgen!
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltsam strebend über uns're Berge. —
O unglückseel'ge Stunde, da das Fremde
In diese still beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, and're Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Sie sind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit!
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

Schiller.

7. Aus Wallenstein.

Jäger. Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav, dem Schwedrn, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager,
Ließ Betstunde halten, des Morgens, gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenstreich,
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns selbst wol vom Gaul herunter.

Wachtm. Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Jäger. Da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr.

Wachtm. Jetzt geht's dort auch wol anders her.

Jäger. So ritt ich hinüber zu den Liguisten,
Sie thäten sich just gen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, loser gieng.
Denn der Tilly verstand sich auf's Kommandieren,
Dem Soldaten ließ er vieles passieren,
Und gieng's nur nicht aus seinen Kassen,
Sein Spruch war: leben und leben lassen.

Aber das Glück blieb ihm nicht stät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles geriet bei uns in's Stecken;
Wo wir erschienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Respekt war eben fort. —
Da nahm ich Handgeld von den Sachsen,
Meinte, da müßte mein Glück recht wachsen. —

Wachtm. Nun, da kamt Ihr ja eben recht
Zur böhmischen Beute.

Jäger. Es gieng mir schlecht:
Sollten da strenge Mannszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaisers Schlösser bewachen,
Viel' Umstände und Komplimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,
Und ich wär' bald vor Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben lassen.

Wachtm. Und wie lange denkt Ihr's hier auszuhalten!

Jäger. Spaßt nur! So lange der thut walten,
Denk' ich euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo besser kaufen?
Da geht alles nach Kriegessitt',
Hat alles 'nen großen Schnitt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt.
Es ist hier, wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch alles thät bedeuten;
Da giebt's nur ein Vergeh'n und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widersprechen.
Was nicht verboten ist, ist erlaubt;
Da fragt niemand, was einer glaubt.
Es giebt nur zwei Ding' überhaupt:
Was zur Armee gehört und nicht;
Und nur der Fahne bin ich verpflicht'. —

Wachtm. Jetzt gefallt Ihr mir, Jäger! Ihr sprecht
Wie ein Friedländischer Reitersknecht.

Jäger. Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!
Es ist ihm nicht um des Kaisers Dienst,
Was bracht' er dem Kaiser für Gewinnst?
Was hat er mit seiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anstecken und entzünden,
Sich alles vermessen und unterwinden.

Tromp. Still! Wer wird solche Worte wagen?

Jäger. Was ich denke, das darf ich sagen.
Das Wort ist frei, sagt der General.

Wachtm. So sagt er. Ich hört's wol einigemal,
Ich stand dabei: „Das Wort ist frei,
Die That ist stumm, der Gehorsam blind,"
Dies urkundlich seine Worte sind.

Jäger. Ob's just seine Wort' sind, weiß ich nicht;
Aber die Sach' ist so wie er spricht.

Wachtm. Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand,
Den schnellen Witz und die feste Hand,
Diese zerstückelten Heeresmassen
Zusammen zu fügen und zu passen?
Nun! und, wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden?
Seh'n wir nicht aus, wie aus einem Span?
Steh'n wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengeleimt und gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammengeschmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterschiedet?
Kein andrer sonst als der Wallenstein —

Jäger. Wetter auch! wo Ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd
Und machen dem Namen keine Schande —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Querfeld durch die Saat, durch das gelbe Korn, —
Sie kennen das Holkische Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündflut, so sind wir da,
Wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht
In die Häuser fähret, wenn niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Fragt nach, ich sag's nicht, um zu pralen;
In Bayreuth, im Voigtland, in Westfalen,
Wo wir nur durchgekommen sind,

Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Volk noch und seinen Schaaren. Schiller.

8. Aus; „Herzog Ernst."

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich ergieng,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuzieh'n,
Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch
Und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß!
Kann's doch nach deutschem Rechte wol gescheh'n,
Daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten uns're freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch' und Holzteil Sprache hielt;
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben.
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr.
Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch e i n großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im besondern erst beriet,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch

Der Inselbuchten, mählich war's gereist
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
Und aus den wenigen erkor man zween,
Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Trones wert erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demut überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Träne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all' die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am andern Unrecht zu begeh'n,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt.
„Weil doch — so rief er — Einer es muß sein,
„So sei's der Aeltre!" Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüng're Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte d'rauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn nieder auf den Königssitz,
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwitwe Kunigund,
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reih'n,
Voran der König, folgend mit Gesang

Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhab'nen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfieng.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Uhland.

Inhalt.

A. Prosaischer Teil.

I. Erzählende Prosa.

1. Erzählungen.

		Seite
1.	Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling	7
2.	Der Staar	13
3.	Das Testament	15
4.	Herr Charles	18
5.	Kannitverstan	22
6.	König Friedrich und sein Nachbar	24
7.	Der geheilte Patient	25
8.	Einer oder der andere	27
9.	Die Schmachschrift	28
10.	Seltene Gerechtigkeitsliebe	31
11.	Tobias Witt	32
12.	Erzählung aus meinem Leben	36
13.	Der doppelte Schwur der Besserung	40
14.	Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen	45
15.	Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben	46
16.	Wie Eulenspiegel in einen Bienenstock kroch	51
17.	Wie die Schildbürger das Gras wollen von einer alten Mauer schaffen	52
18.	Franz Sternbalds Wiederkehr in's Vaterhaus	53
19.	Der Solenhofer Knabe	59
20.	Der westfälische Hofschulze	64
21.	Der arme Musikant und sein Kollege	70
22.	Die Posaune des Gerichts	73
23.	Margret in Todesgefahr	75
24.	Der Brand des Landhauses	78

2. Sagen und Märchen.

1.	Prometheus	82
2.	Philemon und Baucis	87
3.	Hektors Ende	92
4.	Die Siegfriedsage	97
5.	Der letzten Paladine Fall bei Runceval	108
6.	Die heilige Lanze	112
7.	Der hartgeschmiedete Landgraf	113
8.	Deutsche Sagen. Der Birnbaum auf dem Walserfeld	115
	Kaiser Karl in Unterberg	115
	Der Glockenguß zu Breslau	115
9.	Rotkäppchen	116
10.	Hans im Glück	118
11.	Goldner	123

3. Parabeln und Fabeln.

1.	Der Engel des Frühlings	126
2.	Die Spinne	128
3.	Drei Freunde	129
4.	Der sterbende Schwan	130
5.	Sonne und Mond	131
6.	Zeus und das Pferd	132
7.	Fabeln. Der Löwe mit dem Esel	133
	Der Esel mit dem Löwen	133
	Der Rabe und der Fuchs	133
	Das Roß und der Stier	134
	Der Wolf und der Schäfer	134
	Die Gans	134
	Die Sperlinge	134

II. Beschreibende Prosa.

1. Geschichtliche Darstellungen.

a) Geschichtliche Begebenheiten und Verhältnisse.

	Seite
1. Die athenische Erziehung nach den Gesetzen Solons.	135
2. Die Schlacht bei Marathon	139
3. Der Bau der Akropolis von Athen	144
4. Die olympischen Spiele	146
5. Die Einnahme Roms durch die Gallier	154
6. Die wandernden Kimbrer	161
7. Die alten Deutschen im ersten Jahrhundert nach Christo	163
8. Die Hunnen	169
9. Zug des Westgotenkönigs Alarich nach Griechenland	170
10. Karl der Große in Herstelle	173
11. Die Krönung Ottos I.	175
12. Die Schlacht auf dem Lechfelde	177
13. Die Verurteilung und Hinrichtung Konradins von Schwaben	180
14. Deutscher Anbau in Schlesien im 13. Jahrhundert	183
15. Die Bundesverbrüderung auf dem Rütli	187
16. Die goldene Bulle	190
17. Luther in Worms	193
18. Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt i. J. 1547	197
19. Die Gefangennehmung der Grafen von Egmont und von Hoorn	199
20. Wallensteins Privatstand in Böhmen	202
21. Die deutschen Städte im Anfange des 17. Jahrhunderts	203
22. Die Schlacht bei Kunnersdorf und Kleist's Tod, den 12. August 1759	206
23. Krönung Josephs II. in Frankfurt	210
24. Aufruf des Königs von Preußen	219
25. Die Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813	220
26. Blücher auf dem Marsche nach Waterloo am 18. Juni 1815	223
27. Die Schlacht von Weißenburg	224

b) Geschichtliche Charakterzeichnungen.

	Seite
1. Achilleus als Freund des Patroklos	227
2. C. Julius Cäsar	229
3. Otto der Große von Wittelsbach in der Berner Klause	232
4. Die Familie Fugger	234
5. Maximilian I.	236
6. Albrecht Dürer	238
7. Maria Stuart, Elisabeth und Philipp II.	246
8. Friedrichs II. Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen	254
9. Friedrich der Große	255
10. Lessing über sich selbst in den „antiquarischen Briefen"	259
11. Lessing als Mensch	259
12. Göthe und der Herzog von Weimar	263
13. Fr. v. Schiller	270
14. Porträt des Freiherrn von Stein	272
15. Napoleon I.	277
16. Aus der Denkrede auf Jean Paul	278

2. Schilderungen aus Natur und Menschenleben.

	Seite
1. Naturschilderungen.	
1. Die Wiederkunft des Frühlings	283
2. Das Gewitter	284
3. Der Morgen	285
2. Zwei Naturschilderungen	286

	Seite
3. Das Leben im Sommer	288
4. Das Nachtigallenwäldchen	289
5. Das Seetreffen bei Nacht	292
6. Belehrung über das Wetterglas	296
7. Der Ausbruch eines Vulkans	299
8. Der südliche Sternenhimmel	303
9. Der Mond	305
10. Die Katakomben der Thebais in Oberägypten	309
11. Der Nil	312
12. Ein Tag unter dem Aequator	316
13. Die Llanos	321
14. Beschreibung einer Zigeunerherberge	326
15. Die ungarischen Pußten	327
16. Der Holländer	328
17. Die Engländer	332
18. Der Riukand Fossen	334
19. Ein Bild aus Lappland	337
20. Bilder aus dem Norden.	
1. Norwegens Natur	341
2. Ein norwegisches Thal	344
21. Reise über Neapel nach der Insel Ischia	345
22. Venedig	348
23. Der große Bernhardsberg	352
24. Der Rheinstrom	356
25. Der Rheinfall	357
26. Der Dom in Köln	359
27. Der Münster in Straßburg	360
28. Die Natur und die Völkercharaktere	363
29. Die Schwaben	365
30. Der niedersächsische Volksstamm	368
31. Der Christmarkt in Berlin	371
32. Land und Leute auf der Rhön	374
33. Die südbayerischen Hochflächen	378
34. Das Renntier	379
35. Der Storch	381
36. Die Spinnen	383
37. Die Verbreitung der wichtigsten Nahrungspflanzen auf der Erde	385
38. Der Brotbaum	390
39. Deutschlands vorzüglichste Laubhölzer, Eiche, Buche und Linde	394
40. Deutschlands Nadelhölzer, Tanne und Fichte	398

III. Lehrprosa.

1. Abhandlungen, Reden und Briefe.

1. Des Vaters Vermächtniß	400
2. Von der Freundschaft	403
3. Freuden des Lernens	405
4. Studiosen	405
5. Der Tod	406
6. Ueber den Anstand	409
7. Briefe	414
8. Reise zu Fuß	420
9. Nützliche Lehren	425
10. Kleider machen Leute	426
11. Theorie und Genie	430
12. Synonymen	433

2. Aphorismen, Sentenzen und Sprichwörter.

1. Sprüche und Aphorismen	435
2. Sprüche	437
3. Sprichwörter	438
4. Sentenzen in Form von Vergleichen	440
5. Sprichwörtliche Redensarten	441
6. Sprichwörtliche Redensarten	442

B. Poetischer Teil.

I. Epische Poesie

1. Erzählungen, Balladen und Romanzen.

a) Sagenhafte Stoffe.

	Seite
1. Ver sacrum	445
2. Arion	447
3. Der Ring des Polycrates	449
4. Die Kraniche des Ibycus	451
5. Die Bürgschaft	454
6. Der Alpenjäger	457
7. Hochzeitlied	458
8. Erlkönig	459
9. Die wandelnde Glocke	460
10. Lorelei	460
11. Die Geister vom Mummelsee	461
12. Deutschlands Wächter	462
13. Der Scharfenstein	463
14. Der blinde König	464
15. Des Sängers Fluch	465
16. Das Glück von Edenhall	466
17. König Karls Meerfahrt	467
18. Wittekind	468
19. Rheinsage	469
20. Der kühne Springer Harras	470
21. Nächtliche Erscheinung ꝛc.	472
22. Die nächtliche Heerschau	473

b) Geschichtliche Stoffe.

1. Belsazar	474
2. Der Triumphator	475
3. Tod des Tiberius	477
4. Der Vandalen Auszug	480
5. Das Grab im Busento	480
6. Schlacht bei Zülpich	481
7. Das Horn zu Roncevaal	481
8. Heinrich der Vogelsteller	482
9. Der Schenk von Limburg	483
10. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn	484
11. Schwäbische Kunde	484
12. Des Deutschritters Ave	485
13. Hie Welf	487
14. Barbarossas erstes Erwachen	488
15. Der Graf von Habsburg	488
16. Kaiser Rudolphs Ritt ꝛc.	491
17. Der reichste Fürst	492
18. Johannes Ziska	493
19. Kolumbus	494
20. Der Pilgrim vor St. Just	496
21. Kaiser Max auf der Martinswand	496
22. Kaiser Max und Albrecht Dürer	498
23. Bretagne	499
24. Hofers Tod	500
25. Die Grenadiere	500
26. Die drei Gesellen	501
27. Das Lied von Schill	502
28. Die Gräber zu Ottensen	503
29. Blücher am Rhein	505
30. Die Trompete von Gravelotte	505

c) Stoffe aus dem Völker- und Menschenleben.

1. Der Sänger	506
2. Der Wilde	507
3. Die Tabakspfeife	510
4. Das Lied vom braven Mann	511
5. Georg Neumark ꝛc.	514
6. Der Reiter und der Bodensee	515
7. Der Postillon	517
8. Der tode Müller	517
9. Das Glücksglöcklein	518
10. Der tode Soldat	519
11. Ein Friedhofbesuch	519
12. Das alte Haus	520
13. Schiffers Frau	522
14. Die Wünsch'	522
15. Die Bitt'	523
16. Der Trunk aus dem Stiefel	523
17. Das grüne Tier und der Naturkenner	524
18. Ein deutscher Postillon	525

II. Beschreibende Poesie.

	Seite
1. Abendlandschaft	526
2. Amalfi	526
3. Löwenritt	528
4. Der Kirchgang	529
5. Beschreibung des Gewitters, welches die Gluten des Scheiterhaufens löscht	530

III. Lehrpoesie.

1. Fabeln.

1. Der Hund	531
2. Das Johanniswürmchen	532
3. Der Fuchs und der Haf'	532
4. Fabeln von Fröhlich:	
1. Lebensworte	533
2. Wiederfinden	533
3. Der Große	533
4. Wörterkur	533
5. Fabeln von Sturm:	
1. Der Löwe und sein Kammerherr	533
2. Dornbusch und Veilchen	534
3. Esel und Rabe	534
4. Der Hase und die Schnecke	534
5. Der Wanderer und der Strom	534
6. Das Lamm und der Dornbusch	534
7. Die alte Dorflinde	534
8. Auch eine Ansicht	535

2. Parabeln und Paramythien.

1. Die Kreuzschau	535
2. Leben und Tod	536
3. Die Nektartropfen	538
4. Chidher	538

3. Legenden.

1. Petrus	539
2. Der gerettete Jüngling	541
3. Das Amen der Steine	542
4. Der Mönch von Heisterbach	543
5. Legende	544

4. Rätsel.

Rätsel von Rückert, Schiller, Simrock, Hebel, Bauer 545

5. Epigramme und Sprüche.

Epigramme und Sprüche von Logau, Käftner, Lessing, Göthe, Schiller, Rückert, Geibel 551

IV. Lyrische Poesie.

1. Zürchersee	556
2. Der Tod für's Vaterland	558
3. Loos des Lyrikers	558
4. Der Schnitter Tod	559
5. Die Güte Gottes	559
6. Siegeslied	560
7. Der Gefangene	561
8. Der alte Landmann	562
9. Bei dem Grabe meines Vaters	563
10. Abendlied	563
11. Wanderers Nachtlied	564
12. An den Mond	564
13. Meeresstille	565

	Seite
14. Glückliche Fahrt	565
15. Frühzeitiger Frühling	565
16. Hoffnung	566
17. Die Welle	566
18. Sehnsucht nach Ruhe	566
19. Sonntagsfrühe	566
20. Wenn alle untreu werden	568
21. Herbstlied	569
22. Der wandernde Musikant	569
23. Die Nachtigallen	570
24. Das Schloß Boncourt	570
25. Frisch gesungen	571
26. Vaterlandslied	571
27. Morgengebet	572
28. Freiheit	573
29. Lützows wilde Jagd	573
30. Aus der Jugendzeit	574
31. Wanderschaft	575
32. Frühlingseinzug	576
33. Die Kapelle	577
34. Des Schäfers Sonntagslied	577
35. Frühlingslieder	578
36. Ruhethal	579
37. Wanderlied	579
38. Walhallalied	579
39. Leise zieht durch mein Gemüt	580
40. Parsenlied	580
41. Der Lenz	581
42. Im Frühling	581
43. Juchhe!	581
44. Im Vaterland	582
45. Wiegenlied	583
46. Lied der Deutschen	583
47. Nachtgebet	583
48. Der Mai ist gekommen	583
49. Die Glocken läuten Ostern ein	584
50. Christnacht	584
51. Abendstille	585
52. Mein Herz ist am Rheine	586
53. O bleibe treu den Toden	587
54. Heimkehr	587
55. Spielende Kinder	587
56. Dämmerstunde	588
57. Aus dem deutschen Kriege 1870—71	588

Anhang.

Fremde Formen.

1. Das Sonett	591
2. Vorklänge zu den geharnischten Sonetten	592
3. Venedig	593
4. Das Ghasel.	
1. Klage nicht	593
2. Rein gehalten	593
3. Der Löwin dient	594
5. Sicilianen	594
6. Ritornelle	594
7. Ritornelle	595

V. Dramatische Poesie.

Aus:

1. Lessings Minna von Barnhelm. 8. Auftritt	595
2. „ Nathan der Weise. III. Aufzug, 7. Auftritt	597
3. Göthes Götz. I. Aufzug	600
4. „ Faust	603
5. „ Iphigenie	604
6. Schillers Tell. II. Aufzug, 1. Scene	606
7. „ Wallenstein	610
8. Uhlands Herzog Ernst	613

Verzeichniß der Schriftsteller und Dichter.

Joh. Wilh. v. Archenholz, geb. 1745 in Danzig, st. 1812.
Ernst Moritz Arndt, geb. 1769 auf der Insel Rügen, st. 1860 in Bonn.
Berthold Auerbach, geb. 1815 zu Nordstetten auf dem Schwarzwald, Schriftsteller in Berlin.
Ferdin. Bäßler, geb. 1816 in Zeitz, Diaconus in Freiburg a. d. Unstrut.
Ludwig Bauer, geb. 1832 in Ingolstadt bei Würzburg, Schulrath in Augsburg.
Aaron Bernstein, geb. 1812 in Danzig, Schriftsteller in Berlin.
Friedrich Bodenstedt. geb. 1819 in Peine, lebt in Meiningen.
Ludwig Börne, geb. 1786 in Frankfurt a. M., st. 1837 in Paris.
Adolph Böttger, geb. 1815 in Leipzig, st. daselbst 1870.
Friedrich Bone, Gymnasialdirektor in Mainz.
Luise Brachmann, geb. 1777 zu Rochlitz in Sachsen, st. 1822 in Halle.
Clemens Brentano, geb. 1777 in Ehrenbreitstein, st. 1842 in Aschaffenburg.
Leopold von Buch, geb. 1774 zu Stolpe, st. in Berlin 1853.
Gottfr. Aug. Bürger, geb. 1748 in Wolmerswende, st. in Göttingen 1794.
Hermann Burmeister, geb. in Stralsund 1807, lebt in Buenos-Ayres.
Adelbert v. Chamisso, geb. 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, st. 1838 in Berlin.
Matthias Claudius (der Wandsbecker Bote), geb. 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, st. 1815 in Wandsbeck.
Ernst Curtius, geb. 1814 zu Lübeck, lebt in Berlin.
Friedr. Christoph Dahlmann, geb. 1785 in Wismar, st. 1860 in Bonn.
Franz Dingelstedt, geb. 1814 in Halsdorf in Oberhessen, Generalintendant in Wien.
Max. Wolfg. Duncker, geb. 1812 in Berlin, lebt daselbst.
Jos. Freih. v. Eichendorff, geb. 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor, st. 1857 in Neisse.
Joh. Jak. Engel, geb. 1741 in Parchim, st. daselbst 1802.
Joh. Dan. Falk, geb. 1768 zu Danzig, st. 1826 in Weimar.
Georg Forster, geb. 1754 bei Danzig, st. 1794 in Paris.
Ferd. Freiligrath, geb. 1810 zu Detmold, lebt in Stuttgart.
Gustav Freytag, geb. 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, lebt in Dresden.
Abr. Em. Fröhlich, geb. 1796 zu Brugg im Aargau, st. 1865 in Aarau.
Emanuel Geibel, geb. 1815 in Lübeck, lebt daselbst.
Christ. Fürchtegott Gellert, geb. 1715 in Hainichen, st. 1769 in Leipzig.
Friedr. Wilh. Giesebrecht, geb. 1814 in Berlin, Professor in München.
Joh. Wilh. Ludw. Gleim, geb. 1719 bei Halberstadt, st. daselbst 1803.
Joh. Wolfg. (v.) Göthe, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, st. d. 22. März 1832 in Weimar.
Rudolph Gottschall, geb. 1823 in Breslau, lebt in Leipzig.
Jakob Grimm, geb. 1785 in Hanau, st. 1863 in Berlin.
Wilh. Grimm (dessen Bruder), geb. 1786 in Hanau, st. 1859 in Berlin.
Anastasius Grün (Anton Alex. Graf v. Auersperg), geb. 1806 in Laibach, lebt auf Schloß Thurn am Hart.
A. W. Grube, evang. Pfarrer in Bregenz.

Ludwig Häuſſer, geb. 1818 zu Kleeburg im Elſaß, ſt. 1867 in Heidelberg.
Friedr. Graf v. Hardenberg, (Novalis), geb. 1772 in Wiederſtedt, ſt. 1801 in Weißenfels.
Friedrich Hebbel, geb. 1813 in Weſſelburen im Dithmarſchen, ſt. 1863 in Wien.
Joh. Pet. Hebel, geb. 1760 in Baſel, ſt. 1826 in Schwetzingen.
Heinr. Heine, geb. 1799 in Düſſeldorf, ſt. 1856 in Paris.
Wilh. Heinſe, geb. 1749 in Langenwieſche, ſt. 1803 in Mainz.
Luiſe Henſel, geb. 1798 im Brandenburgiſchen, lebt in Wiedenbrück in Weſtphalen.
Joh. Gottfr. Herder, geb. 1744 in Mohrungen, ſt. 1803 in Weimar.
Wilh. Hertz, geb. 1835 in Stuttgart, Profeſſor in München.
Paul Heyſe, geb. 1830 in Berlin, lebt in München.
Theodor Gottlieb v. Hippel, ſt. 1843 in Bromberg.
Friedr. Hölderlin, geb. 1770 zu Lauffen am Neckar, ſt. 1843 in Tübingen.
Ludw. Heinr. Chriſt. Hölty, geb. 1748 in Marienſee. ſt. 1776 in Hannover.
Heinr. Aug. Hoffmann (von Fallersleben), geb. 1798 in Fallersleben, ſt. 1874 auf Schloß Corvey.
Wilh. Oertel (genannt von Horn), geb. 1798 zu Horn im Hunsrück, ſt. 1867 in Wiesbaden.
Ernſt v. Houwald, geb. 1778 auf Schloß Staupitz in der Niederlauſitz, ſt. auf Neuhaus bei Lübben 1845.
Karl Leberecht Immermann, geb. 1796 in Magdeburg, ſt. 1840 in Düſſeldorf.
Friedrich Jacobs, geb. 1764 in Gotha, ſt. daſelbſt 1847.
Alex. v. Humboldt. geb. 1769 in Berlin, ſt. daſelbſt 1859.
Jean Paul (Friedr. Richter), geb. 1763 in Wunſiedel, ſt. 1825 in Bayreuth.
Albr. Gotth. Käſtner, geb. 1719 in Leipzig, ſt. 1800 in Göttingen.
Alex. Kaufmann, geb. 1821 in Bonn, Archivrath in Wertheim.
Juſtinus Kerner, geb. 1786 in Ludwigsburg, ſt. 1862 in Weinsberg.
Friedr. Kind, geb. 1768 in Leipzig, ſt. 1843 in Dresden.
Gottfr. Kinkel, geb. 1815 in Obercaſſel bei Bonn, Profeſſor in Zürich.
Onno Klopp, Geſchichtsſchreiber, lebt in Hildesheim.
Friedr. Gottl. Klopſtock, geb. 1741 in Quedlinburg, ſt. 1803 in Hamburg.
Franz v. Kobell, geb. 1803 in München, Profeſſor daſelbſt.
Karl Theodor Körner, geb. 1791 in Dresden, fiel 1813 bei Gadebuſch in Mecklenburg.
Aug. Kopiſch, geb. 1799 in Breslau, ſt. 1853 in Berlin.
Ludw. Theobul Koſegarten, geb. 1758 in Grevismühlen, ſt. 1818 in Greifswald.
Friedr. Ad. Krummacher, geb. 1768 in Teklenburg, ſt. 1845 in Bremen.
Nikol. Lenau (Niembſch Edler v. Strehlenau), geb. 1802 in Cſatad bei Temeswar, ſt. 1850 in Oberdöbling bei Wien.
Gotth. Ephraim Leſſing, geb. 1729 zu Camenz, ſt. 1781 in Wolfenbüttel.
Hermann Lingg, geb. 1820 in Lindau, lebt in München.
Heinr. Littrow, geb. 1781 in Biſchofſteinitz in Böhmen, ſt. 1840 in Wien.
Friedr. v. Logau, geb. 1604 in Liegnitz, ſt. daſelbſt 1657.
Feodor Löwe, geb. 1815 in Caſſel, Hofſchauſpieler in Stuttgart.
Heinr. Luden, geb. 1780 in Loxſtedt bei Bremen, ſtarb in Jena 1847.
Ludwig I., König v. Bayern, geb. 1786 in Straßburg, ſt. 1868 zu Nizza.
Friedr. Matthiſſon, geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, ſt. 1831 in Wörlitz.
Carl Phil. v. Martius, geb. 1794 in Erlangen, ſt. 1868 in München.
Herm. Maſius, Schuldirector in Halberſtadt.
Georg. Benj. Mendelsſohn, geb. 1794, Profeſſor in Bonn, Enkel des Philoſophen Moſes Mendelsſohn.
Eduard Mörike, geb. 1804 in Ludwigsburg, lebt in Lorch.
Theodor Mommſen, geboren 1817 in Garding in Schleswig, lebt in Berlin.
Jul. Moſen, geb. 1803 in Marienei im Voigtland, ſt. 1867 in Oldenburg.
Theodor Mügge, geb. 1806 in Berlin, ſt. daſelbſt 1861.
Joh. v. Müller, geb. 1752 in Schaffhauſen, ſt. 1809 in Caſſel.
Wilh. Müller, geb. 1794 in Deſſau, ſt 1827 daſelbſt.
Wolfg. Müller, geb. 1816 in Königswinter, ſt. 1874 in Cöln.
Barthold Georg Niebuhr, geb, 1776 in Kopenhagen, ſt. 1831 in Bonn.

Gust. Pfarrius, geb. 1800 in Heddersheim bei Kreuznach, Professor in Cöln.
Gottl. Konr. Pfeffel, geb. 1736 in Colmar, st. daselbst 1809.
Aug. Graf v. Platen, geb. 1796 in Ansbach, st. 1835 in Syrakus.
Robert Prutz, geb. 1816 in Stettin, st. daselbst 1872
Gottl. Wilh. Rabener, geb. 1718 zu Wachau bei Leipzig, st. 1771 in Dresden.
Leopold v. Ranke, geb. 1795 in Wiehe in Thüringen, Professor in Berlin.
Friedr. v. Raumer, geb. 1781 in Wörlitz bei Dessau, Professor in Berlin.
Oscar Freiherr v. Redwitz, geb. 1823 in Lichtenau, lebt in Meran.
Robert Reinick, geb. 1805 in Danzig, st. 1852 in Dresden.
Wilh. Hein. Riehl, geb. 1823 in Bieberich, Professor in München.
Karl Ritter, geb. 1779 zu Quedlinburg, st. 1859 in Berlin.
Emil Ad. Roßmäßler. geb. 1806 in Leipzig, Professor daselbst.
Friedr. Rückert, geb. 1789 in Schweinfurt, st. 1866 in Neuseß bei Coburg.
Friedr. Freiherr v. Schack, geb. 1815 in Schwerin, lebt in München.
Max v. Schenkendorf, geb. 1783 in Tilsit, st. 1817 in Coblenz.
Joh. Christ. Friedr. (v.) Schiller, geb. d. 10. Novemb. 1759 in Marbach, st. 9. Mai 1805 in Weimar.
Matth. Jakob Schleiden, geb. 1804 in Hamburg, lebt in Dresden.
Aug. Wilh. v. Schlegel, geb. 1762 in Hannover, st. 1845 in Bonn.
Friedr. Christ. Schlosser, geb. 1776 zu Jever, st. 1861 in Heidelberg.
Christ. Bernh. Levin Schücking, geb. 1814, lebt auf Schloß Sassenburg bei Münster.
Christ. Dan. Friedr. Schubart, geb. 1739 zu Obersontheim, st. 1791 in Stuttgart.
Gustav Schwab, geb. 1792 zu Stuttgart, st. daselbst 1850.
Joh. Gabriel Seidl, geb. 1804 in Wien, lebt daselbst als Beamter.
Joh. Gottfr. Seume, geb. 1763 in Poserna, st. 1810 in Töplitz.
Joh. Nep. Vogl, geb. 1802 in Wien, st. daselbst 1866.
Joh. Heinr. Voß, geb. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, st. 1826 in Heidelberg.
Karoline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld, Schillers Schwägerin, geb. 1763 in Rudolstadt, st. 1847 in Jena.
Joh. Christ. Freiherr v. Zedlitz, geb. 1790 in Johannisberg in Oesterr., st. 1862 in Wien.
Karl Zell, geb. 1793 in Mannheim, lebt in Heidelberg.
Heinr. Zschocke, geb. 1771 in Magdeburg, st. 1848 in Aarau.

Bayerische
Staatsbibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, Ludwig

Deutsche Mustersammlung für die lateinischen Schulen und Gymnasien im Kö nigreiche Bayern

München 1873

P.o.germ. 2020 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11163321-4